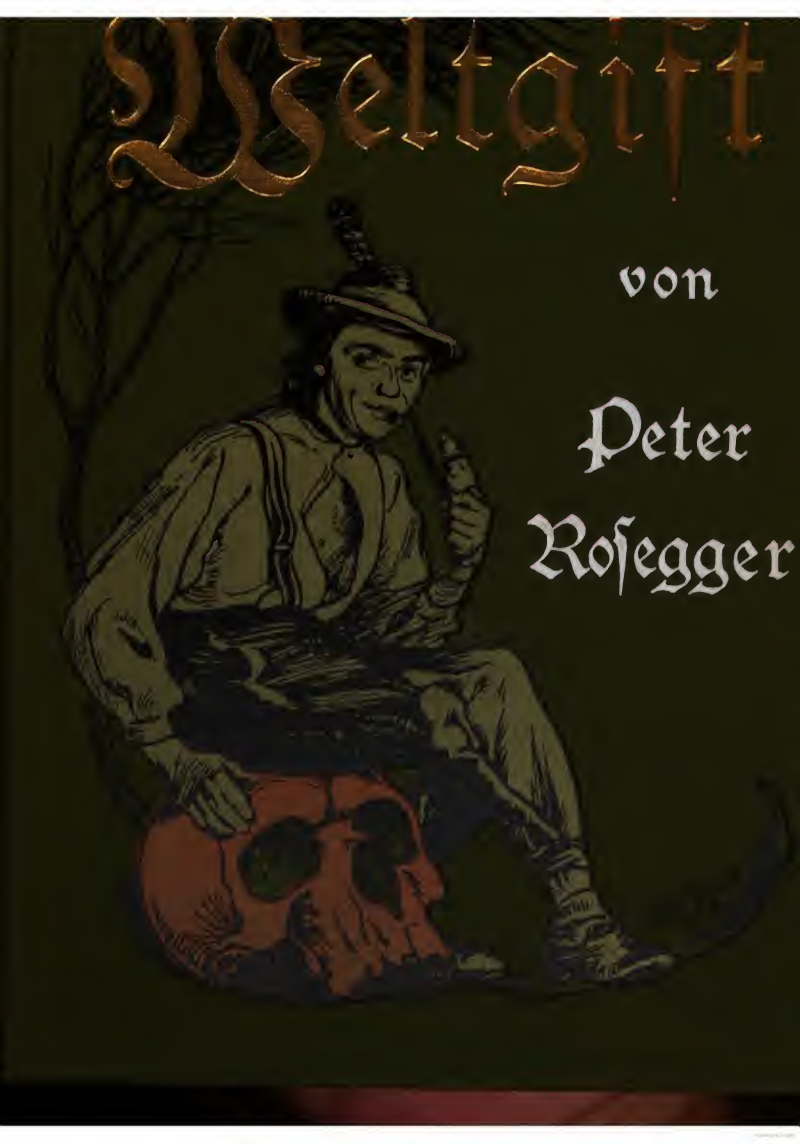
Weltgift

von

Peter Rosegger



KD 10230

Digitized by Google

Weltgift.

Weltgift.

Roman

von

Peter Rosegger.

Dreizehntes Tausend.

Leipzig
Verlag von L. Staackmann.
1903.

KD 10230

HARVARD COLLEGE
July 11, 1921
LIBRARY

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

„Heute endlich bin ich gestorben.“

Mit dieser Neuigkeit beginnen die Aufzeichnungen eines Mannes, der nach seinem Tod ein Leben anfing, so wunderlich und heillos, daß man darüber ein Buch schreiben muß. Es wird geschrieben auf Grund und mit teilweiser Benutzung vorhandener Blätter.

Nach obiger Verkündung seines Gestorbenseins fährt der Mann fort: „Kein Schade um den Schelm! wird die Leichenrede meiner Bekannten lauten. Mein armer Papa! Die Thränen schießen aus den Augen und die Phrasen aus der Feder. Möchte nur jeder, der sein Kind überlebt, so leicht getröstet sein, wie mein „armer Papa!“ Er war so gut, dieser Papa! Wenn es nach seinem Willen ginge, müßte ich jetzt ein reicher, von aller Welt hochgeachteter Mann sein, als vielfacher Verwaltungsrat großer Unternehmungen an grünen Tischen herumsitzen, auch in der Börse, vielleicht sogar im Parlament. Und so weiter. Vor allem müßte ich eine feine Frau haben und das häusliche

Glück teilen mit dem alten — weiß nicht was. Ein beneidenswerter Herr, wenn ich gut gethan hätte. Es hat Mühe gekoſtet, bis ich ſo anſtändig wurde, daß mein Vater mich enterbt hat. Nun iſt es aus. Ich ſchließe die alte Buchhaltung, um eine neue zu beginnen. Eine ohne Haben und mit viel Soll."

Dieſer Mann, der in ſeinem neununddreißigſten Lebensjahr alſo ſchrieb, nennt ſich Hadrian Hausler. Seine Vergangenheit iſt verworren, eine roſtbraune Rauchſchicht liegt darüber. Eine Rauchſchicht, die ſich in dünnen Fäden und ſchwarzaufwirbelnden Stricken aus dem Schornſteinwald ſpinnt. Zwiſchen den Fabrikgebäuden ſtaubiges, geſchnirgeltes Buſchwerk, Gärten genannt. In dieſen Gärten die Herrenhäuſer, mit allem ausgeſtattet, „was das Leben ziert". Doch hinter den Mauern herum das Gemurre ſtörriſcher Arbeiter in Maſſen, das erſtickte Geſchrei verwahrloſter Kinder in Rudeln.

Daneben, faſt darüber hinweg, vierſpännige Herrſchaftswagen. Im Palaſt aber glänzende Geſellſchaften mit den artigſten Höflichkeiten — zwiſchen durch allerlei Anderes, Verſtecktes und doch Alles Durchdringendes. Die üppigen Mahlzeiten, die fein verdeckten Sondervergnügungen gewürzt mit immer drohenden Arbeiterſtreiks und Revolten. Die Geſchäftsſtuben mit ihrer abgeſtandenen Luft, mit ihrem unendlichen Geklingel, durch hundert Drähte weit

ausgreifend in die Welt der Kurszettel, Konkurrenzschlachten der Geschäftsmachinationen. Und der Niederschlag von allem: Geld, Geld, unendliches Geld!

Solcherlei Dinge sind es, die dem Hadrian Hausler noch verschwommen herüberdämmern aus dem Meer des rostbraunen Rauches, des Großstadtbrodems. Das war ja das so viel umworbene, glanzvolle Leben der Reichen. Vergnügungen? In Überfülle. Freuden? Keine. Mit angestrengtem Auge sucht er nach echten Freuden dieser Vergangenheit, mit der Lupe sucht er — und findet keine. Es seien denn ein paar aus der Knabenzeit, wenn er auf staubigem Plan mit Arbeiterkindern spielte. Leiden? Auch eigentlich Leiden nicht, außer dem einen, als man die sterbenskranke Mutter fortgeschleppt hatte nach Korfu, woher sie nicht wiedergekehrt ist. Ärger? Ärger über die Maßen. Der grenzte thatsächlich manchmal an Schmerz, so wenn die Fabrik wieder und immer wieder vergrößert wurde, wenn neue Dampfmaschinen aufgestellt, neue Schlote gebaut wurden, daß die Sonne am Himmel nicht mehr anders zu sehn war, denn als schmutzige rote Scheibe, wie durch rauchiges Glas. Und dann die schreckliche Arbeit! Die Leute beneideten den Millionärsohn, daß er nur genießen könne, und er beneidete sie — um diesen Neid. Immer schreiben, rechnen, inspizieren, agentieren — alles fürs Geschäft. Hadrian

hatte immer geglaubt, das Geld hätte man, um zu leben, und Hausler senior war der Meinung, leben müsse man, um Geld zu machen. Also Ärger, wenn das Geschäft glänzend ging, aber noch größeren Ärger, wenn zeitweise Stillstand eintrat und ungünstige Konjunkturen herrschten.

Oft war Hadrian auf Geschäftsreisen geschickt worden. Doch war erst Papa mit dem großen Etablissement hinter seinem Rücken, ließ er Geschäft Geschäft sein und durchreiste Italien, die Schweiz, Frankreich, England, Rußland als Mensch. Und wenn so einer als Mensch reist — dann vertiert er. Sein Lebensgenuß war derart, daß er zumeist im verfallenen Zustand heimkam und einen unbeschreiblichen Ekel vor dem Leben hatte.

Wie ganz anders sein Vater, Hausler senior. Der empfand nicht einen Augenblick die Gefangenschaft im Rauchbrodem, nicht einen Augenblick die rostige Kette seiner Maschinen und Eisenwaren, mit der sein Herz völlig gefesselt war. Je mehr Rauch über dem Fabrikkomplex, die „Fletz" genannt, je vergnügter war er. Im Trüben ist's gut fischen, pflegte er scherzhaft zu sagen, und er fischte seinen Vorteil aus allen Gründen, in allen Weiten. Aber stets korrekt! Den Arbeitern war er ein väterlicher Freund und wurde nur rasend, wenn die „Bestien" ihre Ansprüche erhöhen wollten. Den Geschäftsfreunden

lieferte er stets gediegene Ware, die freilich gesteigert wurde nach jeder Lohnerhöhung und gesteigert nach jeder Lohndrückung. Der Ruf der Firma stieg von Jahr zu Jahr, das Wachsen des Vermögens war ein so rasches, üppiges, daß es den Hausler junior fast ängstigte, während Papa die schwindelndsten Haussen mit aller Kaltblütigkeit ertrug. Vielleicht gehört wirklich eine Heldenhaftigkeit dazu, gelassen und gleichmütig zu bleiben, wenn man Jahr für Jahr um eine Million reicher wird. Man wird sich aber gewöhnen. Gold härtet nicht bloß die Herzen, sondern auch die Nerven. Hausler senior war seit Jahren nicht mehr erregt, nicht mehr zornig, oder gar gefühlselig gewesen. Er war im Generalstab seiner Oberbeamten immer der Mittelpunkt des Geschäfts und arbeitete still und genau und unermüdlich. Ganz im Gegensatz von dem Sohn, dem nervösen, blasierten und doch stets unbefriedigten Kind des Reichtums.

Während Hadrian immer hastete, ohne eigentlich etwas zu thun, immer wollte, ohne zu wissen was, war Papa Hausler der feine Weltmann, anzusehn wie ein schöner, ernstfreundlicher Abbé. In der That, er erinnerte an einen solchen, wenn er in seinem schwarzen Anzug, mit der weißen Halsbinde, dem breitkrempigen Rundhut, dem wohlgeröteten, glattrasierten Gesicht und den lebhaften Augen feierlich einherschritt — der Chef der Weltfirma Hausler und

Kompagnie. Die Kompagnie hatte der energische Herr allerdings längst in sich aufgesogen. Hingegen wollte er bei zunehmendem Alter „Hausler und Sohn" machen.

Er wollte sein Haus ganz an das Unternehmen fesseln, wollte der Familie diese großartige Existenzgrundlage sichern, sie zu einem Fürstengeschlecht des Geldes und damit seinen Namen in der Geschichte des Landes feststständig machen.

Und das gelang ihm nicht.

Wie Hausler senior, seit Dezennien in den besten Jahren, es verstand, nicht bloß mit Behagen zu arbeiten, sondern nach seiner Weise auch mit Behagen zu genießen, war umgekehrt dem Herrn Hadrian der Genuß kaum weniger zuwider geworden, als die Arbeit. Und so begann der Wandel. Hadrian hatte manchem Schlagwort der Mode nachgelebt und war nun angekommen bei dem einen: Ehrbarkeit. Ehrbarkeit in hausbackenstem Sinn. Ein tugendhaftes Weib wollte er nehmen, einen einfachen Haushalt führen, eine brave Familie gründen. Die Reichtümer abschütteln, draußen in der schönen, gesunden Landnatur leben, niemandes Herr und niemandes Knecht sein.

Schon als Knabe hatte er einst ein solches Edelleben geträumt, und seine Mutter hatte sogar einmal den Versuch gemacht, ihn für die Forst- und

Landwirtschaft zu bestimmen. Papa hatte ihr damals bloß auf die Achsel geklopft: „Meine Liebe, laß das gut sein. Wer nur ein Kind hat, der wirft es nicht den Hasen und Rindern vor."

Das einzige Kind! Wie oft, wenn des Morgens im Bureau wieder die Arbeit mit dem Kassabuch anging, hatte Hadrian fromm gebetet: „Herr Gott, schicke mir einen Bruder, der mich erlöst! Schicke mir Geschwister, die mich ausschalten! Es ist Verdammnis, das einzige Kind eines Geschäftsmillionärs zu sein!"

Von dem Familienleben der Arbeiter hatte er gelegentlich nur Schlimmes gehört. Die Männer trinken, und die Weiber treiben Ärgeres. Da er jedoch ein paarmal Gelegenheit hatte, in die Hütten zu blicken, fand er es in den schlichten warmen Stübchen heimlicher, als in den prächtigen Räumen seines Herrenhauses. Besonders bei einer Wäscherfamilie.

Aber an dieser Stelle werden die Aufzeichnungen unseres Helden äußerst unordentlich. Sie stottern gleichsam und verfallen in die Sprache der schweigenden Schwätzer, in die — Gedankenstriche —

In der nächsten Zeile hingegen steht wieder der volle Brustton: Ehrbarkeit. Die Fletz ist ein Grenzort der großen Stadt, in der es allerhand Leute giebt. Auch schöne, hochgebildete, liebe Mädchen. Ein solches wird zu einem Karnevalsfest in unser Herren-

haus geladen. Dann kommt das Blatt des Ueberschäumens einer schwärmerischen Seele. Man sucht unwillkürlich nach dem Datum. Ist das wirklich der blasierte Hadrian? Ist es nicht etwa der einstige Junge aus der Quinta? Da giebt's ja Hochzeit schon in wenigen Wochen! Da giebt's ja ein Ehepaar, wie sie glücklicher in den letzten Kapiteln unserer Frauenromane nicht herumlaufen.

Und auf dem nächsten Blatt — ein haarsträubender Fluch. Ein Ausdruck von so schmetternder Wucht, daß man meint, Haus und Hausler seien zusammengebrochen.

Was ist geschehen?

Was ich dir sagen wollte, lieber Hadri," hatte eines Tags im Geschäftsbureau Guido Hausler zu seinem Sohn hinübergesprochen, „wenn du mir mit dem Überschlag fertig bist, dann mache rasch Toilette und empfange. Wir haben abends Gesellschaft."

Hadrian, der den ganzen Tag schon unlustig gewesen war, warf die Feder hin, ging mit großen Schritten bis zur entgegengesetzten Zimmerecke und wieder zurück.

Dann sagte er: „Hast du dich je zu beklagen, Papa, daß ich mein Amt vernachlässige? Acht Stunden, wie jeder Arbeiter, stehe ich in der Schicht. Aber wenn sie um sind, will ich, wie jeder Arbeiter, mein eigener Herr sein. Ist das zuviel verlangt."

„Gewiß nicht," sagte Senior. „Sehr wohl gefällt es mir, daß du dein eigener Herr sein willst. Möge es nie an Selbstbeherrschung fehlen!"

„Man will doch einmal eine Stunde für sich sein."

„Für sich. Sage mir, lieber Freund, was fängt man denn eigentlich mit sich an, wenn man für sich ist?"

„Ist diese Frage ernst, dann bedaure ich. Ist sie Spott, so antworte ich nicht."

„Das thut nichts, mein Sohn. Du wirst doch die Güte haben, die Honneurs zu machen."

Und Hadrian machte sie. Er lächelte wieder, wo er hätte knirschen mögen, schmeichelte wieder, wo er hätte höhnen mögen, und dachte, es ist wahr, was der Alte sagt. Ich thue das Gegenteil von dem, was ich möchte. Und will mein Herr sein! Mit bitterem Neid beobachtete er an diesem Abend den Papa, der froh, geistreich und nach allen Seiten berückend liebenswürdig war, voll artiger Schelmerei gegen die Damen, voll heiteren Übermuts gegen die Herren. Fast fühlte er in diesem Augenblick ein bißchen Achtung vor seinem Vater. Das war doch ein Mann. Hadrian wußte nur zu gut um die Sorgen, die den Chef drückten. Es waren schwere Sorgen.

Die geschäftlichen Verhältnisse des Hauses hatten sich in letzter Zeit ganz merkwürdig mit der politi- Weltlage verknüpft, und diese Weltlage stand nach den neuesten Nachrichten auf des Messers Schneide. In dem Tagebuch ist von Eisenbahn und Flotten die Rede, wobei sich Hausler und Kompagnie ganz engagiert hätte. Aber die Aufzeichnungen hierüber sind sehr undeutlich und voll düsterer Ahnungen. — Unwillkürlich mußte er seinen Vater loben: ist es nicht auch Aufopferung, wenn man sich und seine Anliegen zurückdrängt und bestrebt ist, andern einen frohen Abend zu machen?

Als der Diener auf silbernem Tablett die Post

brachte — wie wichtig war sie in diesen Tagen! — winkte der Chef des Hauses gleichmütig ab. Ei doch, das Abendblatt verlangte er, und sich eine Zigarre anzündend, schnarrte er behaglich zwischen den Zähnen die Frage hervor, was denn wohl der Krieg mache? Extrablatt war zur Stunde keins erschienen, doch konnte die Kriegserklärung jeden Augenblick erwartet werden. Die Gesellschaft war in nicht geringer Aufregung, Hausler that einen kaum hörbaren Seufzer: „Die armen Eltern, die Söhne draußen haben! Übrigens, meine Damen und Herren, ich glaube, Joseph hat zum Souper kommandiert."

Es schien, als wäre noch auf jemand gewartet worden. Aber die Dame erschien nicht, und so bot der Chef des Hauses mit jugendlicher Elastizität seinen Arm einem andern der fraulichen Sterne, die kreisend mit ihrem Diamantengefunkel die Augen blendeten. Alles rauschte und trippelte in den Speisesaal, wo sich um die mit Silber, Gold, schwellenden Früchten und funkelnden Pokalen prunkende Tafel bald ein lustiges, fast ausgelassenes Leben entwickelte, bis spät in den Abend hinein.

Hadrian schien sich wenig Mühe zu geben, die schönen Tischnachbarinnen zu unterhalten, oder wenigstens seine Mißstimmung zu verdecken. Es that ihm hingegen wohl, diesen Kreisen, die er so genau kannte, eine leichte Geringschätzung zu zeigen. Na-

türlich fanden die Damen das erſt recht anziehend, und ſie zogen ihren flatternden Kreis immer enger um den blaſierten Sonderling Hausler junior. Da erhob ſich dieſer plötzlich und ging davon.

Nächtlich im Garten ſtrich er umher unter alten Bäumen.

Anſtatt der Nachtigallen das dumpfe Getöſe der Werkſtätten ringsum. Da ſann er und ſann, wie der traurigen Exiſtenz endlich zu entkommen wäre. Was ſoll's denn eigentlich mit dieſem Reichtum, was ſoll's denn mit ihm, wenn er nur Laſt und Langweile bringt! Seine Freuden vergiften das Herz, ſeine Sorgen zerſtören die Seele. Und die Angſt, dieſes nie raſtende Ungetüm, die Angſt vor dem Verlieren! Du kommſt zu keinem Frieden, du kommſt zu keinem. Rette dich, ehe das Haar erbleicht! Hinweg vom Dämon, fliehe ins Leben, in den Tod, gleichviel. Laſſe dich nimmer locken von dieſem „bewunderungswürdigen Werk des genialen Mannes", wie die Sektdürſtenden ihm ſchmeicheln. Der alte Egoiſt hat dir mit ewig beläſtigender Arbeit deine Jugend verdorben, aber mehr noch — dein Leben, deine Braut geſtohlen. Geſtohlen und nicht anders. Nicht mutig das Weib geraubt, nein, feige geſtohlen.

Nun will er dir allmählich dein Mannesblut — den erbärmlichen Reſt — aus den Adern zapfen.

Wenn schon, dann verfüge über dein Leben eigenhändig . . .

Wohl an fünfzigmal mochte er den Rundweg zurückgelegt haben unter den finsteren Bäumen, deren Schäfte manchmal beleuchtet waren von einem feuerspeienden Schlot. Da stand es in ihm jählings klar: er will ein Ende machen. Es handelte sich um einen entschlossenen Augenblick — und — Punktum.

Es war spät geworden, die heitere Gesellschaft hatte sich längst verzogen. Doch siehe, dort oben, in den Zimmern des Alten ist noch Licht. Hinter dem hellen Seidenvorhang gleitet ein Schatten immer und immer wieder. Es ist wie ein schleichendes Gespenst. Vielleicht ringt der Alte jetzt in verlassener Stunde wieder einmal mit seinen bösen Geistern. Sollte man nicht dabei sein und rufen: „Heisa, Herr Papa! Die arme Seele ist beim Satan! Das ist das Facit!"

Er eilte die Treppe hinauf, aber schneller als seine Beine war seine Stimmung. Oben angelangt: Er will ihn nicht quälen, jetzt nicht. Der Alte mag allein bleiben mit seinem bösen Geist. — Hadrian will an der Thür vorbeischleichen in sein Schlafzimmer.

Da hört er drinnen etwas wie Stöhnen. Er klopft doch an, er öffnet. Noch im Festanzug stehen sich die beiden Männer gegenüber.

„Ist dir nicht wohl, Vater?" Teufel, wie diese

Phraſe dumm war! Heucheln, wie Franz, die Kanaille? Niemals. — Der alte Hausler ſah erbarmungswürdig genug aus. Verſtört, verwirrt, verfallen, ſeit wenigen Stunden vom heiteren Lebemann zum verzweifelten Greis geworden.

„Gut, daß du da biſt, Hadri!“

Aber als der Sohn wieder dieſe Stimme hörte, wenn auch heiſerer als vor Wochen, da ſie im Gemach dem ſchönen Weib Erhörung abſchmeichelte — dieſe Stimme wieder, da kochte der Tropfen Haß in ſeinem Herzen auf, und er warf der Anrede des Vaters das Wort entgegen: „Jawohl — es iſt gut, daß ich da bin. Wozu denn? Wird's Nacht?“

Hausler zerrte ihn am Rockflügel durch das Zimmer, bis zum Schreibtiſch hin. „Hadri! Hadri! Wenn bis fünf Uhr morgens die Nachricht aus London nicht einlangt, ſo ſind wir ruiniert!“

Hadrian ſtutzte. Das hörte ſich doch einigermaßen anders an, als er ſich ein großes Erlöſungswort gedacht hatte. So entgegnete er unſicher: „Ich hatte gedacht, die Gefahr ſei vorüber. Du gabſt doch den Geſellſchaftsabend und warſt ſo aufgeräumt.“

„War ich? Ein Wickelkind biſt du. Wenn ich dein Klageweibgeſicht hätte, bedürfte es wahrlich keiner politiſchen Kataſtrophen, um den Kredit der Firma zu Grunde zu richten. Dieſer Geſellſchaftsabend war das Abſcheulichſte meines Lebens.“

Komödiant! wollte Hadrian aufschreien. Sekt spritzest du deinen Freunden in die Augen, damit sie es heut noch nicht sehen, daß sie bei dir ihr Vermögen verlieren. Aber er sagte es nicht. Die Gegenwart des Vaters übte immer einen Bann auf ihn; was er sich stets vornahm, ihm ins Gesicht zu schleudern, und was er später glühend wünschte, ihm gesagt zu haben, im entscheidenden Augenblick blieb's in der Kehle stecken.

„Sohn! Sohn! Was sollen wir thun?" stöhnte der Chef auf.

Frage sie, die du zu deiner Trösterin erkoren hast! Auch dies Wort blieb stecken.

Hausler griff, als habe ihn ein Erstickungsanfall gepackt, an die Halsbinde, riß sie entzwei, der Goldknopf sprang an die Wandtäfelung. Es war in dem Leben dieses glücklich gepriesenen Reichen ja nicht das erste Mal, daß Sorge und Angst vor dem Bankrott ihn würgte. Doch wie diesmal, so hatte er sich noch nie gebärdet. Nun langte er mit tastender Hand nach dem Schlüssel der Tischlade.

„Hadrian. Von fünf Uhr ab ist hier die Hauptkasse."

Er zog die Lade auf. Zwei Revolver.

„S—o—o!" sagte Hadrian.

„Oder vermagst du es, als ehrloser Hund unter den Stiefeln der Gläubiger umherzukriechen?"

„Das vermag keiner," antwortete Hadrian philoſophiſch geſtimmt. „Darum weiterleben. Das Kartenhaus wieder aufbauen."

„Wie du koloſſal biſt!" Der Alte hatte ihm einen Blick des Hohnes zugeworfen.

„Verſteh mich, Vater. Dann erſt, meine ich, hat das Leben Wert, wenn man's für etwas Ordentliches ausſpielen kann. Zum Beiſpiel für die Ehre! Iſt der Name Hausler im Herrenhaus beim Kuckuck, in der Werkſtatt ſoll er wieder zu Ehren kommen. Hier — zwei Arme!"

„Großartig!" wiederholte der Alte, dabei ſtand ihm ſein dünnes Haar zur Höhe, wie von einem Sturm aufgewirbelt. „Wenigſtens eins," ſagte er dann matt, „eins nimmſt du mir weg. Den Jammer ums Kind. Wenn du dich tröſteſt! Wenn du zufrieden biſt mit einer Ehre im ſchmierigen Proletarierkittel! Dann ſpare es an den Zwiebelwürſten ab und kaufe dir einen neuen Namen — ja?"

„Und das werde ich auch! Glaubſt du, mir fehlt dazu die Kraft?"

„Das glaube ich auch, mein lieber Hadri."

In dieſem Gemiſch von Verzweiflung, Wahnſinn und Hohn ging es fort, bis Hausler plötzlich den Finger an die Lippen legte: „Horch! Kommt nicht jemand die Treppe herauf?"

„Vielleicht."

Nein. Die Depeſche war es nicht. Es kam niemand die Treppe herauf. Ein Blick zum Fenſter hinaus in die Nacht, wo weitum aus hundert Rachen Rauch und Funken ſtoben. Iſt der Tod dieſes Ungeheuers nicht ſchon beſchloſſen? Und es faucht und ſpeit und grollt und will nicht verenden.

Hausler legte ſeinen Arm um den Nacken des Sohnes: „Ich denke, Hadri, du kommſt mit mir. Siehe“ — mit klappernden Zähnen ſagte er es, dieweil er den Revolver umſpannte — „ich, der Lebemann! Es iſt mir ein Spaß. Und du, der das Leben ja ſatt hat, der's gar nicht mehr mag — Hadri, komm mit mir! Du verſäumſt nichts, ich verſichere es dir.“

„O, das weiß ich.“

„Du bringſt nichts mehr vor dich. Es iſt ſchade. Mir thut's leid um unſern Namen. Hadrian, komm mit mir!“

Dieſer nahm zögernd ihm die Waffe aus der Hand und ſteckte ſie in ſeine Bruſttaſche. Dann langte er nach dem zweiten Revolver.

„Nein, mein Kind!“ proteſtierte Hausler. „Das ganze Vermögen fällt dir nicht zu. Der da gehört mir! Unter allen Umſtänden.“

In einem Lehnſtuhl war er zuſammengeknickt, den Revolver hielt er feſt umklammert, ſo daß die Adern blau anliefen an der Hand.

Hadrian ſtand am Fenſter und ſchaute hinaus.

In jenem Pfuhl dort atmen zweitausend Menschen, neun Zehnteile davon so arme Teufel, daß sie übermorgen hungern, wenn morgen die Fabrik stillsteht. Ob jetzt auch nur einer von ihnen an den Revolver denkt?

„Willst du nicht schlafen gehen, Kind? Nicht? Wachen willst du mir helfen? Und weißt es doch, daß ich nicht wachen mag."

Den Finger hatte Hadrian am Hahn liegen. Er durfte ihn bloß ein bißchen krümmen. Vorhin im Garten hatte er den Entschluß gefaßt, über sein Leben eigenhändig zu verfügen. Punktum! Nun lag das eiserne Punktum so nahe und traut an seinem Herzen. Aber er gab acht, daß der ungestüme Schlag nicht etwa das Zünglein lockere . . .

Im Hof schellte die Glocke. Ein Fenster auf. Kühle Luft strömt herein, nach Rauch und Schwefelwasserstoff riechend. Die Schlote dort drüben stehen wie Riesenstifte in ein schmutziges Morgenrot hinein. Der Pförtner bringt eine Zeitung herauf. Der bekannte Titelkopf. Darunter großgedruckt einige Zeilen.

„Die Kriegserklärung?" fragte Hausler den Sohn, der rasch nach dem Extrablatt gegriffen hatte. Im Ton lag jetzt weniger Angst als Neugierde.

Er durchflog die Zeilen, dann legte er das Blatt auf den Schreibtisch.

Hernach machte er langsam ein paar Schritte zum Tisch hin, legte die Waffe in die Lade, rieb sich die Hände und sprach: „Ich denke, man kann noch ein paar Stunden schlafen."

Das Blatt berichtete, daß die Mächte mit Erfolg interveniert hätten.

Das drohende Unheil war vorübergegangen an der Welt — auch an der Firma Hausler und Kompagnie. Und dieser Mann, der vorher in dumpfer Verzweiflung zusammengebrochen war, er hatte bei der Rettungsnachricht keinen Freudenruf; nicht ein befreiender Atemzug stieg aus seiner Brust.

Hadrian verließ ihn, warf sich aufs Bett, fand aber keinen Schlaf. Er war so abgespannt, daß Puls und Atem stillstehen wollten. Er war zu müde, um zu schlafen.

Von seiner Seele fühlte er nichts mehr, als einen Bodensatz schlechter Laune.

Wenn Hadrian Hausler darauf hätte schwören müssen, daß der Auftritt in jener Nacht sich wirklich begeben habe — nicht ohne Bedenken hätte er es gethan. So ganz und gar ausgelöscht war diese Nacht. Als ob alles eine Fieberphantasie gewesen wäre. Man kann manchmal ja unglaublich überreizt sein. Nicht? War's doch?

Mit Ausnahme der politischen Wendung war alles wie früher. Die Post kam und ging mit ihren schweren Summen wie vorher, die Fabrik war im vollsten Gang wie vorher, in den Kanzleien wurde mit Hunderttausenden so gleichgiltig gerechnet, wie mit den kleinsten Posten. Der Chef hatte seine gleichmäßige Ruhe und Heiterkeit wie immer.

Nur Hadrian allein. Ihm war noch öder, als vorher. Nun ahnte er, auf welch thönernen Füßen dieser Koloß stand. Wie ihm früher bange gewesen war bei dem Florieren des Geschäfts, so hatte er jetzt Angst vor dem Sturz. Und die alltägliche Gleichmäßigkeit hätte er erst recht nicht ertragen. Hausler senior hatte leichthin die Absicht geäußert, sein Etablissement in Zukunft auf Waffenfabrikation auszudehnen, damit aus dem Krieg Vorteil gezogen werden könne. Dann wieder ließ er etwas fallen von der Umwandlung seiner Firma in eine Aktiengesellschaft. Darauf horchte Hadrian hin — vielleicht

konnte ihm das Erlösung bringen. Unter allen Umständen mit seinem Vater zu brechen, dieser Entschluß stand in ihm immer noch fest, aber es ergab sich keine rechte Gelegenheit, und so verschob er die Ausführung von Tag zu Tag. Als er dann eines Tages in der Stadt des ungleichen Paares ansichtig wurde, das im eleganten Wagen fast lautlos dahinrollte, hätte er vor Wut beide erdrosseln mögen. Aber bei dem nächsten Zusammentreffen mit Papa war die Energie wieder verflogen.

Da kam dieser Sommernachmittag. Hausler hatte den Sohn zu einer kleinen Landpartie eingeladen. Sie fuhren hinaus nach Stöckel, einem Dörfchen am Fuß der Hügelkette. Unterwegs wurde von gleichgültigen Dingen gesprochen, die Zigarre aber, die der Alte dem Sohn angeboten, hatte dieser abgelehnt. Im Dorfwirtsgarten kehrten sie ein und ließen sich Landwein und Hausbrot geben. Hausler blickte mehrmals zur Anhöhe hin, wo zwischen Gärten und Wäldchen ein alter Bauernhof breit und behaglich dalag. Im Wirtsgarten waren just zwei Männer im Wortstreit gewesen. Beendet ward er damit, daß der Ältere dem andern zuschrie: „So hol dich der Teufel!“ und hastig davonging.

Der Jüngere rief ihm über die Achsel hin nach: „Hau, da kann er gleich einen Zweispänner nehmen. Fährt der Knecht ab, fährt auch der Bauer mit.“

Dieſer Menſch, der am langen Brettertiſch bei einem geleerten Glaſe ſaß, war halb ländlich und halb ſtädtiſch gekleidet, hatte im Mund eine Zigare, an der er nagte und ſog, ohne daß ſie Rauch gab. Neben auf der Bank lag ein Kleiderbündel, in deſſen Schlinge ein blauer Regenſchirm ſtak. Er beobachtete die beiden Herren, die aus dem Wagen geſtiegen waren und am runden, mit rotem Tuch gedeckten Tiſch Platz genommen hatten. Er ſchaute eine Weile ſtarr auf ſie hin. Das iſt ja ein wahrer Glücksfall! dachte er ſich. Dann ſtand er auf, trat hin, lüftete den Hut, wobei er beim Wiederaufſetzen den Kopf nicht genau traf, und ſagte mit breiter Stimme: „Ech habe die Eeere!“

Die Ehre mißlang völlig, weil der Schnabel nur für das „Grüß Gott“ gewachſen war.

„Mit Verlaub, Se ſan der Herr Hausler von da enten. Wiſſens, ich möcht in die Fabrik gehen.“

„Wer ſind Sie denn?“ fragte Hausler.

„Ich? Derweil bin ich Knecht geweſen da oben beim Lahmfritzl.“ Er wies mit der zugemachten Fauſt auf den ſtattlichen Bauernhof hin.

„Ah, das iſt der Lahmfritzlhof?“

„Gelt, Herr! Sauber ſteht er da. Einwendig iſt er halt nit ſo ſauber — pfui Teuxel! Ein notiger Hungerleidbauer. Arbeiten wie ein Vieh und zum Schlampen nix, als alleweil Milchſuppen und Erd-

äpfel. Da hab ich mir denkt: gehst in die Fabrik." Dann winkte er mit der Hand wie zum Abschied gegen den Bauer hin, der seinem Hof zueilte. „Alter Saggra, du! Kommst mir eh bald nach. Haltst dich nimmer lang auf deinem Bühl, das weiß ich. Leb wohl derweil!" Dann wieder gegen Hausler: „Also was ist's, gnädiger Herr, kann ich Arbeit haben?"

Er bekam den kurzen Bescheid, sich bei dem Direktor der Fabrik zu melden.

Dieser gute Rat wäre mir am Ende auch ohne Glücksfall beigekommen, mochte der Knecht sich denken. Er schwang sein Bündel auf die Schulter und trottete zum Gartenthor hinaus.

„He! Franzel!" rief ihm der Wirt nach. „Gehst schon? Fallt dir nix ein?"

„Ja so — zahlen muß man auch," knurrte der Knecht und warf eine Münze auf den Tisch. „Was herauskommt, ist Trinkgeld!"

„Der Stöckelwirt nimmt keins, Franzl. Nimm sie nur mit, deine zwei Kreuzer. Vielleicht kannst sie einmal brauchen."

Hadrian schmunzelte, er schien sich zu freuen über den edlen Stolz dieser Naturmenschen. Er hatte edle Regungen, wie sie gern kommen, wenn der Stadtmensch aufs Land fährt. Am ersten Tag nämlich. Hausler senior drehte sich eine Zigarette, schaute wieder auf den Hof hin und sagte: „Ein hübsches

Landhaus dort, so ein artiges Sanssouci. Was meinst du! Ein paar Stränge, Telegraph, Telephon, und alles bleibt im Laufenden. Wie?"

Hadrian trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. Telegraph, Telephon! Und das nennt er Sanssouci!

Am hinteren Rand des Gartens, an der rostbraunen Stallwand saß bei seinem Warenballen ein Hausierer. Er hatte das Bündel nicht ins übliche schmutziggrüne Tuch geschlagen, es stak vielmehr in einem grauen, länglichen Sack. Seine Kleider, seine Haar- und Bartfrisur waren durchaus landesüblich, aber das half ihm nicht viel, jede Bewegung, jeder Laut verriet das Geblüt der Auserwählten. Sein halbes Glas Wein hatte er sehr sparsam getrunken. Nun verzehrte er die letzte Schmulle Brot, noch vorher mit ihr die Krümchen auftupfend, die auf dem Tisch lagen. Hausler senior ging hin und setzte sich zu diesem Menschen. Der Hausierer wollte sofort Höflichkeiten veranstalten, daß der Chef des Hauses Hausler und Kompagnie ihm die hohe Ehre erweise —

„Lassen Sie das, Ireb," unterbrach ihn Hausler, sofort zur Sache kommend, in halb leisem Gesprächston. „Sie könnten mir einen Gefallen erweisen. Ich möchte wissen, ob der Bauernhof dort auf der Anhöhe käuflich ist. Gelegentlich, gegen übliche Provision

natürlich. Brauchen nicht zu ſagen, wer etwa darauf reflektieren möchte — verſtehen Sie?"

„Aber Euer Gnaden! Wir und nit verſtehen!"

„Ein Vetter von Ihnen, oder ſo, der ſich um kümmerlich erſparte Sache einen Hof kaufen möchte. Was recht und billig."

Der Hauſierer zwinkerte mit einem Auge. „Euer Gnaden, da mach ich's beſſer. Teuer, will ich ſagen, kauft er. Mehr giebt er, als das notige Gütel wert iſt — he, he."

„Na denn — guten Abend, Freund!"

Hernach trat Hausler zu ſeinem Sohn zurück. Sie unternahmen einen Spaziergang den Hügel hinan, um den Hof herum und dann wieder thalwärts. Und auf dieſem Rückweg geſchah es.

„Daß ich einmal ernſtlich mit dir ſpreche, Hadrian. Willſt du in die Kompagnie treten oder nicht?"

„Ich würde unbequem ſein," antwortete der Sohn.

„Wie meinſt du das? Sprich dich aus."

„Ich würde zum Beiſpiel zu ſtolz ſein, arme Bauern durch unwürdige Schelmenſtückchen zu überliſten."

Der Alte blieb ruhig ſtehen. Ein bißchen Schwarzes unter ſeinem Fingernagel, das ſtach er mit einem Federkiel hervor.

Hadrian fuhr fort: „Willst du das Gut haben, so geh doch zum Bauer und handle offen mit ihm.“

Hausler lächelte. „Geschäftsmann, mein lieber Hadri, bist du allerdings immer noch keiner. Insofern wärst du als Kompagnon leicht zu entbehren. Arbeiten willst du ja überhaupt nicht, und deine Moralanfälle sind nur Ausflüchte, nicht arbeiten zu müssen. Du verzeihst meine Aufrichtigkeit, zum Kompagnon will ich dich ja doch haben, weil mir leider keine Wahl bleibt, wenn es mich endlich verdrießt, alle Last und Verantwortung des Etablissements und seiner kaufmännischen Obliegenheiten allein zu tragen.“

„Du hast es dir auch allein aufgeladen. Ich habe dir Jahr für Jahr vergeblich geraten. Der Mensch lebt doch nicht allein vom Rechnen und Spekulieren.“

„Ich bitte dich ergebenst, behalte diese erhabene Weisheit für dich. Und lebe danach. Große Geister pflegen ihrer Philosophie auch nachzuleben, verstehst du? Wenn jemand den Reichtum verachtet und so tapfer davon Gebrauch macht, wenn jemand — nein, mein Sohn, darüber wollen wir uns nicht erhitzen. Wir wollen uns vielmehr einmal verständigen.“

Hadrian bebte im Innern, aber er dachte, nun gelte es, gelassen bleiben und klug sein.

„Wie alt bist du, Hadri?“

„Achtunddreißig, dünkt mich, oder so herum.“

„Gut, nun höre. In der Mitte deines Lebens kommt ein Mann und macht dich zum Miteigentümer eines großen Vermögens.“

„Ich habe in jener Nacht von diesem Vermögen einen Begriff bekommen.“

„Ein rechter Mann muß auch die Gefahren seines Berufs zu tragen wissen.“

„Ein rechter Mann wünscht das, was er liebt, allein zu besitzen.“

„Ah — du willst gleich das Ganze haben. Ich begreife es.“

„Papa, stelle dich nicht so. Du verstehst mich recht gut.“

„Nur gelassen, mein Sohn, die wichtigsten Dinge immer mit Ruhe. Also, du willst nicht?“

„Ich denke, du wirst nicht mehr über meine Willensstärke zu spotten haben.“ Alles zuckte und zitterte in der Brust Hadrians, als er dieses sagte.

„Willensstärke! Dann weiß ich nicht, was Eigensinn ist. Nun, es hat weiter nichts zu sagen. Wisse, Hadrian, was ich bloß thue. Ich verkaufe den ganzen Plunder an eine Aktiengesellschaft und ziehe mich mit Helene auf einen Ruhesitz zurück.“

„Na also! Endlich wär's heraus!“ rief Hadrian, schrill auflachend. „Dahin geht's. Deshalb sollen Bauern betrogen werden. Darum wird einer gesucht, der die Last und Verantwortung trägt. Damit der Herr

mit der Zote ein vergnügtes Leben führen kann. Ich gratuliere."

Das endlich war genug. Ohne auch nur noch ein Wort zu verlieren, wendete Hausler senior sich und schritt zwischen den Gärten dem Wirtshaus zu, wo der Wagen bereit stand. Er hatte nicht mehr umgeschaut. Er stieg gelassen in den Wagen und fuhr der Fletz zu.

Hadrian stand an einem Birnbaum. Er war betroffen. Ihm schwante, als wäre er jetzt nicht stark gewesen. —

Am nächsten Tag ließ Hausler seinen Sohn zu sich in's Bureau bitten. Es war halb zwölf Uhr, die Stunde, da er Fremde zu empfangen pflegte. Er empfing ihn schweigend, feierlich. Dann schloß er die Thür ab und ging an den Schreibtisch. Dort lag ein Schriftstück. Das entfaltete er und sagte: „Das wäre zu unterschreiben."

„Was ist es?" fragte Hadrian heiser.

„Bitte!"

Hadrian durchflog die Schrift, und hastig schrieb er darunter seinen Namen.

„Danke!" sagte Hausler und faltete das Papier zusammen. „Das wäre abgemacht. Ihres Pflichtteils wegen ist Doktor Kerbholz informiert. Es steht von dieser Stunde an zur Verfügung."

Die beiden Männer verneigten sich gegenseitig — gemessen, schweigend.

Den Rückweg aus dem Zimmer nahm Hadrian nicht, wie er gekommen, durch die Geschäftsstuben, sondern durch die Thür, die nach der Freitreppe führte.

In einem Hotel einlogiert, schrieb der Enterbte ins Tagebuch: „Heute endlich bin ich gestorben — und neu geboren!“

Hadrian hatte die Wiedergeburt mit Sekt gefeiert. Ganz allein unter den roten Sammetmöbeln des Hotelzimmers. Am nächsten Morgen ekelte ihn, that ihm der Kopf weh, im Hinterschädel, wo das Gehirn sein soll.

Nun hatte er's ja. Er war erlöst, war frei. Arm und bedürfnislos sein ist ein von Dichtern gepriesenes Glück. Er hatte einmal davon gelesen.

Sein nächster Gang war zu Doktor Kerbholz. Der war diskret, folgte ihm das Seinige ohne weiteres aus und fragte nicht, wieso das gekommen.

„Es ist ja leider nur das Pflichtteil," sagte er in seiner gefälligen Weise, „aber das Pflichtteil eines Millionärs läßt beim besten Willen kein aufrichtiges Bedauern aufkommen. Lieber von einem Papa Hausler enterbt sein, als des Universalerbes irgendeines andern in der Fletz sich zu erfreuen. Darf ich gratulieren?"

„Gratulieren ist artig," versetzte Hadrian. „Wenn Sie mir aber das Zeug gut verwalten möchten, Herr Doktor, so wäre das noch artiger. Aber keine Papiere, wenn ich bitten darf. Die allerbesten am wenigsten und schon auf gar keinen Fall etwaige Aktien der Stahl- und Eisenfabrik Hausler und Kompagnie. Ich begnüge mich mit Sparkassezinsen."

„So. Ihr Papa würde Sie zwar ob solcher

Mißwirtschaft neuerdings enterben, wenn es zweimal geschehen könnte."

„Danke. Mir ist das eine Mal genug."

„So wollen wir das Geld in mehreren Sparkassen verteilen, und Sie werden die Renten bei mir in Empfang nehmen, nicht wahr?"

„Ich werde Ihnen schreiben."

„Bleiben Sie nicht hier?"

„Nein."

„Was werden Sie denn beginnen, Herr Hausler?"

Hadrian zuckte die Achseln und empfahl sich.

Er hatte ihnen doch immer zu viel geredet und zu wenig geleistet. Nun sollen sie es nicht hören, sondern sehen, was er kann. Verachtung, die sagt man nicht, die schweigt man.

Die Pferde ſind geſattelt.

Zwei braune Magyaren, ſtolz die Köpfe haltend, übermütig mit den Vorderfüßen ſtampfend, wenn ſie drei Minuten auf dem Hofpflaſter ſtehen ſollen. Dieſen lebluſtigen Hengſten wurde ein neuer Landauer angeſpannt, mit dem ſchweren Lederkoffer hinten — dem Felleiſen eines armen reiſenden Millionärs.

Und der Kutſcher?

Es war einmal ein Stallknecht. Ein kleiner, rundlicher Burſche mit kaſtanienbraunem Haar, das — immer hübſch nach rückwärts gekämmt — hinten lang und weich hinabhing bis zur Schulter und dort in gerader Linie abgeſchnitten war. Wenn der Junge den Kopf ſchüttelte, was manchmal wohl geſchah, ſo ſchlug das Gelocke wie ein Pendel hin und her. Vorwitzige Leute nannten ihn den „Fliegenwachel". Sei es drum — ſie ſind Herr ihrer Zunge, oder ſind es oft auch nicht. Er iſt Herr ſeines Hauptes und iſt es immer. So deutete er ſich's. Weil er einfältig war, ſo machten ſie ſich gern über ihn luſtig. Aber ſo oft man ihn berührte, ſprang ein Funken aus ihm, mit heiterem Wort gab er alles zurück. Anſtändige Leute, meinte er, dürfen nichts ſchuldig bleiben. Der Burſche war kaum an die achtzehn, ſein rundes, weißes Geſicht hatte etwas Mädchenhaftes, und es blieb nicht viel Kohlenſtaub kleben an ſeinen Wangen.

Er war das Ziehkind einer alten Hökerin und hätte sich in der Fabrik als Kohlenträger und Aschenausführer fortbringen sollen. Dagegen pendelte er aber seine Locken! Kohlen und Asche — da waren ihm lebendige Sachen lieber. Zum Beispiel Pferde, bei denen er sein Nachtlager hatte. Zu diesen schickte er sich besser, als zu Asche und zu Leuten. Und wenn manchmal wilde Tiere im Stall standen, mit denen keiner was anzufangen wußte, so kam just einmal der kleine Saberl herbei und beschwichtigte sie sofort. Mit der Fahne hätten sie den Jungen an die Wand schlagen können, und doch ließen sie sich alles von ihm gefallen. Wenn die Rösser mit den Beinen stampften, guckten sie vorher beinahe, ob nicht der kleine Saberl darunter sei. Wenn er nächtigerweile in ihrem Futterbarren lag, plauderte er vor dem Einschlafen mit ihnen, und wenn sie ihn beschnupperten und sein Haar für Heu nehmen wollten, lachte er sie laut aus.

Mit dem Saberl war es am allersichersten zu fahren. Aber Hausler senior wollte den „Zwerg" nicht auf dem Bock sehen. Dem stand die Livree mit den großen Silberknöpfen, wie dem Kasperl die Generalsuniform. Mit einem solchen Geschöpf, das von den Leuten anstatt Sabin oder Saberl mit Vorliebe sogar „Tschapperl" geheißen wurde, konnte der Chef von der Fletz schlechterdings nicht auf die Straße fahren. Der

Tschapperl also wurde degradiert, er kam von den Pferden wieder zu den Leuten. Allerdings als einer, der überall gern gesehen ist. Sie verspotteten ihn, trieben mit ihm Schabernack, aber liebten ihn, konnten oft kaum erwarten, bis er kam — denn Saberl war Briefträger geworden. Die Briefpost für zweitausend Personen der Gewerkschaft hatte er zu bestellen, und das that er weitschrittigen Ganges mit aller Gewissenhaftigkeit und Würde. Nur junge Weibsleute foppte er gern. Was er heute wieder für einen im Sack habe! Aber Bestellgebühr wäre dafür zu entrichten. „Tausend Küsse" seien sicherlich wieder in dem Brief, davon gebührten dem Zusteller fünf Prozent! Etliche gab es immer in der Fabrik, die diese Prozente prompt entrichteten, worauf der Saberl allemal mit der Zunge seine Lippen leckte, um auf den Geschmack zu kommen. Und einmal gestand er, seines Dafürhaltens zahle es sich kaum aus, daß man von diesen Dingen so viel Aufhebens mache.

Diesen jungen Menschen nun hatte Hadrian zu seinem Kutscher erkoren. „Aber du mußt nicht fragen, Saberl, wohin wir fahren!"

Drällerte der Junge: „Ich komm und weiß nit, woher, ich fahr und weiß nit, wohin — derowegen ich so lustig bin."

„So ist's recht, Saberl. Nicht fragen, nur wagen."

Stellte der Junge sich treuherzig hin: „Gnädiger Herr, ein schönes Gebitt hätt ich. Nit alleweil mich Saberl heißen, das bin ich nit gewohnt. All haben s' mich den Tschapperl geheißen — wissen S', weil ich halt eins bin. Und wenn ich immer einmal Narrheiten treib, thun S' nit bös sein. Weil S' eh wissen, daß ich ein Tschapperl bin."

„Du sollst aber gescheit sein, Junge."

„Ich bitt, gnädiger Herr, ich mag nit gescheit sein. Weil einem dann die Dummheiten noch schwerer aufgemessen werden."

„Du bist schlau!" lachte Hadrian. „Ich will dir sagen, daß es zweierlei Dummheit giebt. Die eine kannst du treiben, soviel du willst. Wenn du mir aber von der andern Gattung eine machst, dann verjage ich dich. Verstehst du?"

„Das ist leicht zu verstehn, gnädiger Herr. Dirndl keins ansetzen, gelt?"

„Ah, so ist's nicht gemeint."

„Also nit Tabakrauchen?"

„Ganz angenehm; soll aber kein Verbot sein."

„Also, nachher nit stehlen."

„Das stimmt," sagte Hadrian, der sich in seiner sittlichen Würde nachgerade entzückend vorkam. „Ehrlichkeit ist prima. Tschapperl will ich dich auch nennen, dafür sollst du als Gegendienst nicht gnädiger Herr zu mir sagen. Ich bin bloß dein Herr, und ob ich gnädig

bin, das muß sich erst zeigen. Bleibst du brav, so wirst du nicht klagen."

„Und bei mir ist's auch so. Ein Herr, der mir ansteht — dem soll bei mir nix fehlen."

„So nimm Abschied von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester. In zwei Stunden reisen wir, und du wirst nie wieder zurückkehren."

„Ich hab niemand. Ich bin allein," sagte der Saberl. Dann ging er zu den Pferden und besorgte ihre Ausrüstung.

Hadrian hatte ein Hochgefühl, das ihm bisher unbekannt gewesen. Er kam sich ordentlich erhöht vor, seitdem er mit dem Alten gebrochen. Und der Verkehr mit dem Jungen gab ihm so eine Art gemütliches Gleichgewicht. Vor ihm lag eine neue Zukunft, die völlig dunkel war. Was wollte er nun? Er wußte nur, was er nicht wollte, und das war schon etwas. Hier wollte er nicht bleiben, sein altes Leben wollte er nicht fortsetzen. Und weiter? Da er zu ahnen begann, daß auf das menschliche Wollen kein Verlaß ist, so wollte er nichts, als sich dem Zufall überlassen. Dem Zufall und dem Tschapperl.

Die Pferde stehen also eingespannt und stampfen ungeduldig auf dem Pflaster. Im Wagen zurückgelehnt der einzige Sohn des reichen, gewaltigen Hausler. Auf dem Kutschbock der Junge im grauen Anzug, am Filzhütlein die Feder.

„Vorwärts!“

Der Saberl rührte sich nicht. Das Fragen war ja verboten.

„Vorwärts!“

Da wendete der Junge sich seitlings und sagte leise über die Achsel zurück: „Ihr Kutscher ist so gescheit, daß er nicht weiß, wohin er fahren soll.“

„Und dein Herr ist so klug, daß es ihn gleichgültig läßt, wohin du fährst.“

„Na, dann wissen es vielleicht die Rösser,“ sagte der Junge und schlängelte ihnen den Leitriemen über den Rücken. Sie zogen frisch an und trabten mitten auf den großen Platz hin. Dort stand eine steinerne Säule, davor hielten sie an. Die Säule war vor zweihundert Jahren zur Zeit grassierender Pestilenz errichtet worden zum Sühnopfer. Am Schaft hinan standen die vierzehn Nothelfer, oben die heilige Jungfrau.

„Ist's recht da?“ fragte der Saberl.

„Sieh einmal auf den Giebel des Beamtenhauses, Kutscher. Siehst du dort die Windfahne? Na, wohin zeigt sie?“

„Gerade gegen die Sonnenseite. “

„So fahre der Sonne zu in des Teufelsnamen.“

Der Junge stutzte einen Augenblick, dann sagte er leise: „In Gottesnamen!“ und fuhr los.

Es ging zwischen den rostbraunen Gebäuden entlang glatt voran auf offener Straße gegen Süden.

An den Abladeplätzen, wo haufenweise die rostigen Kessel, Blechplatten, zerfressenen Röhren und anderes Eisengerümpel lagen, begegnete ihnen der Herrschaftswagen. Die beiden saßen drinnen. Hadrian nahm sich vor, den Kopf nicht zu wenden, und hätte es so gerne gesehn, ob sie sich nach ihm umschauten. Nach einigen Sekunden blickte er aber doch zurück, gerade in dem Augenblick, als auch sie nach ihm ihre Köpfe gewendet hatten. Er knirschte vor Ärger. Sie sollen ja merken, wie grenzenlos gleichgültig ihm alles ist in diesem verrotteten Fletz — wie sie der gründlichen Verachtung und Vergessenheit hingeworfen sind, — beide.

Dann, hinter den Eisenbahndämmen, auf denen unter schrillem Gepfeife ununterbrochen die Lastwagen hin- und hergeschoben wurden, kamen Felder. Gelbe Halme neigten ihre Ähren in Bogen, der Rasenstreifen am Straßenrand war noch taunaß. An den Hügeln standen braune Rauchbänke von den Schloten. Aber die Luft wurde klarer, ein Mann schnitt Gras, und der Duft kam heran. Hadrian schrie so grell auf, daß der Saberl sich erschrocken wendete. Es hatte ein Jauchzen sein sollen. So frisch, so frei, so hoch war dem Mann ums Herz. In die weite Welt! Losgeschält aus allem Wust und Tand und Schund

und Unsinn — ein Mensch endlich! Ein menschgegewordener Homunkel.

Aber dieser Mensch war plötzlich wieder bange. Als ob ihm die Einsamkeit der Natur weh thäte.

„Saberl, hast du all deine Sachen mit?"

Der Junge blickte nach allen Seiten an sich hinab, betastete die Taschen, die Glieder, schüttelte den Kopf. Tastete neuerdings und begann — während die Tiere langsamer trabten — laut zu zählen: „Der Wäschesack, der Wettermantel, das Taschenmesser, das Gewand, die Sackuhr, der Geldbeutel, der — das — Herr, ich hab was vergessen."

„Was hast du vergessen?"

„Ja, das weiß ich nit. Sieben Sachen soll der Mensch haben. Meine Kirchnermutter selig, die hat allemal gesagt, bevor ich in die Schule gegangen bin: Hast deine sieben Sachen? — Und jetzt hab ich nur sechs mit. Und weiß nit, was mir fehlt!"

„Getröste dich, Knabe, solange du's nicht weißt, fehlt nichts."

Hadrian merkte, wie weise das klang. Ohne Zweifel, ein großer Mensch begann sich in ihm zu regen. Doch bisweilen ging ein Ahnen durch sein Wesen, als ob auch er etwas vergessen hätte in der Fletz. Und führte er doch in seinen Ledertaschen, in seinem Koffer eine Welt von Habseligkeiten mit sich.

Nach einer Stunde wand die Straße sich den

Scharberg hinan. Auf der Paßhöhe, wo die Säule mit dem Radschuh steht, hielt der Wagen. Die Insassen stiegen ab und schauten zurück. Ein rostbrauner Dunstqualm weit und weit hin. Die Schlote der Fletz sind in diesem Qualm noch sichtbar; und weiter hinten, schier wie in die bleigraue Bank hineingebaut, die sich um den Sehkreis zieht, einzelne Kuppeln und Türme der Riesenstadt. Dort, dort! In jenem Dunstbrodem das Häusermeer mit seinen hunderttausend Höhlen und Gespenstern, ein Ort für die Nacht und für die Sünde. Der Saberl duckte sich und schaute zwischen seinen ausgespreizten Beinen durch — in jene Gegend hin. Das sei sein „Perspektiv". Solches versuchte wundershalber auch Hadrian, und er staunte. Mit umgekehrtem Auge — man erkennt sein Heimatsthal nicht wieder. Welch ein entzückendes Landschaftsbild! Es wird wohl also sein: was dich mit umgekehrtem Auge entzückt, das entzückt andere mit umgekehrtem Herzen! Sie alle, die mit Freuden in der Unnatur der Großstadt leben, haben ein umgekehrtes Herz. Dem Auswanderer wurde das seine regsam. Lebe wohl, du Schöpfung der Hausler, du stolze Arbeitsstätte in der Fletz! Ich verachte dich!

„Vorwärts! Der Sonne zu! Kleiner Kerl!"

In demſelben Thal, durch das Hadrians Wagen auf Gummirädern weltflüchtig dahinglitt, ging auch die Eiſenbahn mit ihren endloſen Güterzügen, mit ihren fliegenden Eilzügen, mit ihren Drähten, in denen die Weltereigniſſe, die Börſenberichte, die Defraudations- und Selbſtmordsanzeigen von Land zu Land zuckten. Hadrian fröſtelte. Ein eiskalter Blutstropfen rollte durch ſeine Adern. Er verſprach dem Saberl ein Trinkgeld, wenn er raſch fahre.

Der Junge murmelte darauf etwas.

„Wie? Haſt du etwas geſagt?“

„Ich hab mir nur gedacht?“

„Was haſt du gedacht?“

„Halt ſo, daß der Herr das gute Trinkgeld den Pferden geben ſollte. Anziehn müſſen die.“

Es iſt wahr, dachte ſich Hadrian. Das Pferd wird zu Schanden gehetzt, und der Kutſcher ſteckt das Trinkgeld ein. Und da geben dieſe Leute vor, ſie liebten ihre Tiere. Es iſt alles Verrat.

„Fahre langſam!“

„Wohin, gnädiger Herr?“

„Zwei Gebote auf einmal übertreten. Soll ich dich erinnern?“

„Ich weiß ſchon. Das heißt, ich weiß nichts.“

„Das macht nichts.“

Nein, noch nie hatte Hadrian ſich ſo glücklich ge-

fühlt, als jetzt in dieser Unwissenheit, was die nächste Stunde für ihn sein wird. Den Einfältigen das Himmelreich. Wie wäre es, wenn er Christ würde, wirklicher Christ? In Einfalt leben, die Güter der Welt verachten, hieß es nicht so? Und das, was anderen so schwer ankommt, den Reichtum von sich zu werfen — bei ihm war es bereits geschehn. Er nahm die Sache jetzt so, als ob er freiwillig auf alles verzichtet, ja als ob er selbst in heiligem Zorn alles hingeworfen hätte. So kam er über den Ärger, daß seine Schwärmereien durch die ungeahnt eingetretene Enterbung zur Wahrheit geworden waren, am leichtesten hinweg. Nun soll das große philosophische Leben kommen: der Menschheit will er sich opfern, besonders den Armen. So oft an der Straße eine Jammergestalt auftauchte, ließ er den Wagen halten und beschenkte sie mit einer kleinen Münze.

„Ja, wenn der Herr alleweil Bettler machen thut, kommen wir nicht weiter!" sagte der Saberl einmal.

„Bettler machen?"

„Aber natürlich! Wenn sie sich aufs Almosen verlassen, da thun sie nix."

Ein wunderlicher Junge, dachte Hadrian. Er giebt manchmal zu denken. Giebt überhaupt zu denken. Wie lange kenne ich ihn denn schon? Zwei Wochen, oder drei. Und kommt mir doch dieses Gesicht

ſo längſt bekannt vor. Mit dem Stumpfnaſel und dem aufgeböſchten Kindermund ein ganz hübſches Lärvchen. Und die kleinen braunen Augen, die ſo gern hinter den langen Granen verſtohlen hervorgucken. Juſt, als ob hinter dieſem Geſicht einer verſteckt wäre, ſo ein — wie ſoll man denn gleich ſagen! — Der gute Kamerad aus einem früheren Leben. Es heißt ja, daß man früher auch ſchon einmal gelebt hat, oder öfter als einmal. Die Genoſſen kommen wieder! Mag ſein, mir iſt das zu hoch. Merkwürdig nur, daß man dem einen gut iſt und dem andern böſe, und man weiß nicht warum. Vorwärts!

Weit und luſtig lag die Gegend. Sonſt hatte Hadrian, wenn er mit ſeinem Vater auf Landfahrten war, alles daraufhin anſehn ſollen, was es wert ſei, wie man es ohne viel Aufſehn an ſich ziehn und ausnützen könne. Jetzt freute er ſich des Gedankens, daß in dieſem Haus glückliche Menſchen wohnen, auf jenem Feld genügſame Leute arbeiten, in jenem Wald Jäger und Hirtinnen ein romantiſches Liebesleben führen! Aber es empörte ihn auch der unluſtige Geſelle, der dort unter dem Ahorn faulenzte, während der Acker nebenhin brachlag und die daranſtehende Hütte verlottert war. In qualmigen Straßenſchenken ſaßen halbbeſoffene Bauern und ſpielten Karten — und draußen die ſchöne, heilige Natur, die herrliche Luft, das köſtliche Waſſer, und jede Scholle lohnt

den fleißigen Spatenſtiel. Konnten dieſe Leute nicht ein wahres Edelmannsleben führen im Vergleich zu dem Arbeiterfronweſen in den Fabriken und Städten! Sollte es doch wahr ſein, daß unſer gutes Landvolk morſch zu werden beginnt? Dann müßte es neu aufgefriſcht werden.

Dort auf dem Hang arbeiteten ein Mann und ein Weib. Sie häufelten Kartoffeln an. Sie waren verkrümmt und ſchwerfällig. Hadrian ließ halten und lud die Leutchen ein, mit ihm ins Wirtshaus zu kommen, das an der Straße ſtand. Dort ließ er ihnen Wein auftragen, den beſten, der im Keller war. Den Armen würde einmal ein gutes Tröpflein auch wohl bekommen. Das Getränk war ſtark, der Bauer ſchnob nach dem erſten Trunk aus der Kehle, ſein Weib verkutzte ſich an dem Schluck, geriet ins Huſten, von dem es ſich erſt wieder erholte, als die Wirtin eine Schale warmer Milch gebracht hatte.

Schließlich waren die zwei Bauersleute froh, dem Wirtshaus und dem Fremden mit ſeinem gewaltthätigen Wein entkommen und wieder auf ihrem Kartoffelacker zu ſein. Sie hatten nicht einmal dafür gedankt. Hadrian war darüber verdrießlich, er hatte gemeint, die ihnen erwieſene Gnade würde ſie vor ihm zu Boden werfen, und ſie würden ihm Lobſprüche ſtammeln. Schier erbarmte ihn ſein gutes Herz, daß

es enttäuscht worden war. Er nahm sich vor, trotzdem gut zu bleiben.

Gegen Abend dieser ersten Tagesfahrt verengte sich das Thal.

„Fahrt's nur eini da!" rief den Reisenden ein alter Stromer zu und wies gegen die Schlucht. „Da drinnen giebt's was!"

„Und hier auch was!" sagte Hadrian, ihm einen Silberling in den Hut werfend. Der Stromer sah das Geldstück an, schmunzelte und rülpste. Er dünkte sich wohl schon im Vorgenuß der künftigen Freuden, die diese Münze bringen sollte.

Im schluchtähnlichen Thal eingeengt stand ein Fabrikort, endlos lang hingestreckt zwischen steilen Waldlehnen. Es waren die Kohlen-, Erz- und Graphitwerke zu Schuttenthal, denen sich Leder- und Papierfabriken anschlossen. Unsere Reisenden suchten einen Seitenweg, um diesen Ort zu umgehen; denn Hadrian wollte nicht noch einmal in den Rauch, Ruß und Gestank einer Industriehöhle untertauchen. Der Seitenweg führte über einen Bergrücken und war steinig, holperig. Der Saberl stieg aus, Hadrian blieb sitzen und dachte über das Weltelend nach.

„Ein verdammt steiles Luder, dieser Weg!" rief der Saberl recht vernehmlich. Aber der Herr blieb sitzen. Da befestigte der Junge an der Deichsel rasch einen Riemen und spannte sich den Pferden vor. Das

war dick, aber der Herr blieb sitzen. Die Pferde trappelten mit krampfhaften Beinen, sie strauchelten, die Steine gaben Funken. Es wollte rückwärtsgehen, statt vorwärts. Sollte er doch aussteigen? Hinten nachschieben? Nein, man muß den Meinungen eines Dieners nie zu weit nachgeben, das taugt nicht.

Der Wagen prallte von einem Stein ab und sank krazend nach vorn ein — die Achse war hin.

Der Saberl that einen Pfiff und starrte seinen Herrn an. Dieser begann zu fluchen.

„Das hilft nix," sagte der Junge und schupfte die Achseln. „Hab eh vorher selber geflucht, und der Herr ist doch sitzen geblieben."

Dann haben sie mit Hilfe von Landleuten den Wagen wieder ins Thal zurückgebracht und nach Schuttenthal hinein, um dort einen Wagner aufzutreiben. Nun beredeten sie auch, wie sie es hätten machen sollen, und Hadrian erklärte mit Bestimmtheit, daß sie nicht den Umweg über den Berg hätten nehmen sollen, daß sie ohne weiteres durch Schuttenthal hätten fahren müssen; in kaum einer halben Stunde wären sie durchgewesen, während sie so in dem verhaßten Industrieort übernachten müßten.

In Schuttenthal ging's merkwürdig her. Die Maschinen ruhten, und die Schlote hatten sich, wie der junge Rosselenker deutete, das Rauchen abgewöhnt. Hingegen waren alle Straßen und Plätze voll von

Arbeitern. So leidlich diese rußigen Kerle sich in den Blaublusen ausnahmen bei der Arbeit, so widerwärtig erschienen sie darin im Müßiggang, oder wenn sie, die rote Nelke im Knopfloch, durch die Straßen revoltierten. Das war Hadrians Meinung. Besonders, wenn sie Schlägel, Feuerstößer und anderes Werkzeug in der Hand hatten, wo es doch nichts zu bearbeiten gab, als die „Bourgeois", da waren sie dem Sohn des Großindustriellen besonders zuwider. Er sagte sich ja, daß ihm nichts geschehen könne, da er nun selbst zum Volk niedergestiegen sei, da er für die Menschenrechte eintreten werde — aber es war ihm doch unheimlich.

Auf Eckſteinen, an Brunnenständern standen schreiende Männer und verlangten in wilden Worten Arbeitsverkürzung und Lohnerhöhung. Und das trug sich fort von Gasse zu Gasse, überall, wo es an Rotten stieß, Beifallsgeschrei entzündend. Wirtshäuser waren mit roten Fahnen geschmückt, und drinnen surrte es wie in Bienenkörben vor dem Schwärmen. Manch kreischende Stimme stach hervor: „Nieder mit dem Kapital!" „Und den Kapitalisten!"

Die Herren- und Beamtenhäuser hatten ihre Thore und Fenster fest geschlossen und schienen ausgestorben zu sein. Stellenweise schritten Gendarmerieabteilungen dahin; die Spitzhauben waren recht nach-

sichtig gegen die lärmenden Massen, die ihnen freilich hundertfach an Zahl überlegen sein mochten.

Als unsern Reisenden diese Lage klar geworden war, bogen sie rasch in eine dunkle Seitengasse und ließen dort den Wagen in eine alte Scheune schieben, überließen dort den Wagen einem alten Schmiedemeister. Hadrian war gewillt, sich später unter die Männer zu mischen, die um ihre Rechte kämpften. Einstweilen stand er hinter einer Bretterwand und lugte durch eine Spalte auf die wogende Menge hinaus, wo die Losung laut geworden war: „Auf in die Stadt! Auf in die Fletz!"

Bei einer Schustersfrau fanden sie endlich besseren Versteck. Ihr waren die schützenden Männer sehr willkommen, denn sie war allein zu Hause. Meister und Gesellen waren irgendwo in den Herrenhäusern, um etwaige Schätze zu bewachen und in den Kellern zu bergen. Ihre Leute, erzählte die Frau, wären noch nicht verrückt und würden es auch nicht werden. Ihr Mann gebe anständigen Lohn, sie anständige Kost und ordentliches Quartier, die Arbeitszeit sei eher zu kurz als zu lang; ihr Mann sage immer, man dürfe den Leuten nicht so viel freie Zeit lassen, um sich zu Schanden zu saufen. So herrsche in ihrem Haus noch altbürgerliche Ehrbarkeit. Aber an den Fenstern keiften Arbeiterweiber vorüber: es wäre

nicht mehr auszukommen, der Lohn zu gering, Fleiſch, Kaffee, Zucker zu hoch!

Warum die Leute ſich nicht in Bauernhöfe verdingten, wenn ſie in der Fabrik nicht auszukommen glauben? Das fragte Hadrian. Die Schuſtersfrau lachte ihm ins Geſicht: „In den Bauernhöfen? Was denkt man? Von dort kommen ſie eben her. Iſt's ein Wunder? Nach Fleiſch, Kaffee und Zucker ſchreien ſie. Bei den Bauern ſchimmliges Brot, ſaure Milch und anderes Gefraß. Und nit einmal das genug. Was glauben Sie denn? Ich hab einen Buben in der Bäuerei gehabt. Vier Wochen, dann hat er genug gehabt bis da herauf!" Sie legte die Scheide der wagerechten Hand an den Hals. „Daß ich nit lüg: nit einmal, zehnmal iſt er vom Leuttiſch hungrig aufgeſtanden und zum Schweinstrog gegangen. Und nachher das Bett! Ich red nit. Ich ſag nur ſoviel: ich red nit."

Eine Magd miſchte ſich ins Geſpräch: „Nur probieren, wer's nit glaubt! Bei den Bauern iſt unſereins ein Hund, muß kuſchen, hat keine Anſprach, keine Kameradſchaft, überall zuwidere Geſichter und Leutſchinderei zwölf Stunden und länger, alle Tag. Schon gar, wenn der Hausvater ein Vieh und die Hausmutter ein Drach iſt. Mag nachher ſo ein armes Dienſtbot wohl liederlich werden, damit es bald in die Höll kommt. Dort hat ſ' es beſſer, wie ein altes,

mühseliges Leut beim Bauer! Just einmal probieren! Die Dummen bleiben beim Vieh, die Gescheiten gehen in die Fabrik, halten dort zusammen und wehren sich um ihr Sach. Recht haben sie!"

„So ist's!" bestätigte die Schustersfrau. „Und jetzt marsch zu deiner Wäsche!"

Die Magd stand da, kreuzte über der Brust ihre Hände und grinste der Meistersfrau höhnisch ins Gesicht. Was wagt die Meisterin? Hört sie nicht, was draußen vorgeht?

Als es dunkelte, kam der Meister nach Hause. Den braunen Lederschurz um, die Hemdärmel über die derben Arme zurückgestreift bis hinter den Ellbogen, als ob er von der Werkstatt käme.

„Wo hast du die Gesellen?" fragte sein Weib scharf.

„Futsch sind sie."

„Was sind sie?"

„Die falschen Bestien! Mit solchen Leuten gegen die Roten marschieren wollen! Zu dumm! Kaum kommen wir auf den Platz, wo der Krisel predigt, tritt der Lump, der Altgesell, mir ins Gesicht, auf Spannweite, sag ich dir, und schreit: Schuster! Zwanzig Prozent Lohnerhöhung von heut ab!"

„Unser Altgesell?"

„Der im Haus alleweil so duckmäuserisch ist gewesen."

„Und du? Du laſſeſt dir das gefallen von dieſen Knochenbohrern? Du gehſt nit zu den andern Meiſtern und ſagſt: Männer! Streiken auch wir! Und hungern ſie aus! Ich, wenn ich Mann wär!“

„Die Kleinmeiſter ſtreiken, meinſt du? So! So!“ Mit höhniſchem Mitleid ſchaute der Schuſter ſein Weib an. „Die Meiſter ſtreiken! Juſt auf das warten ſie ja, die Großfabrikanten.“

Jetzt wurde die Meiſterin wütend. Mit ausgeſpitzten Ellenbogen ſchoß ſie im Haus umher. Wenn es ſo weit ſei, dann thue ſie auch mit!

„Meiner Seel, ich ſelber!“ knirſchte der Meiſter.

Unſere Reiſenden ſuchten zur Not ein Abendbrot zu bekommen — dem Saberl ſchmeckte der alte Käſe, dem Hadrian ſchmeckte er nicht — und zogen ſich eheſtens zurück in eine Strohkammer. Als ſie auf dem Stroh lagen, ſagte Hadrian verzagt: „Ich glaube, Sabin, jetzt heißt's mitgefangen, mitgehangen.“

„Mit gefangen, nit gehangen, Herr! Ich denk, wenn's alle thun, wir empören uns auch!“

„Wir? Ja, Saberl, gegen wen denn?“

„Das weiß ich ſelber nit genau. Empören wir uns halt juſt einmal.“ Sein rotes Sacktuch knüpfte er an den Peitſchenſtab und ſteckte es zum Kammerfenſter hinaus. Alſo war das ganze Schuſterhaus revolutionär geworden.

Trotzdem murmelte der Saberl seinen friedlichen Abendsegen und horchte den Pferden zu, die im Nebenraum untergebracht waren; sie gebärdeten sich unruhig, stampften und schnoben.

„Sie empören sich halt auch," sagte der Saberl. „Nachher gehen wir zu Fuß ins Holland, oder wohin lauter."

Als sie schon ruhten, rief plötzlich vor der Kammerthür die Schustersfrau: „Will nit fragen, wer die Herrn sind. Aber lieber wär's mir schon, sie thäten ihr Nachtquartier anderswo suchen. Bei den unruhigen Zeiten kann man nit wissen, was geschieht. Der Lampelwirt nimmt Ihnen gern, der hat gute Betten."

Der Saberl erhob ein lautes Schnarchen, und das war die Antwort. Und als sie draußen nicht mehr redete, flüsterte er: „Wegen meiner, ich bleib liegen. Ich geb mich nit zu erkennen, und der Herr, werd ich sagen, ist mein Bedienter."

„Ganz so weit sind wir noch nicht, Saberl."

„Ganz so weit sind wir schon," versetzte der Junge lustig. „Vor acht Tagen hätt ich mir's freilich nit eingebildet, daß der Herr Hausler sich vom kleinen Saberl bedienen lassen wollt!"

„Und wer bedient wird ist der Bediente, meinst du? Sei jetzt lieber still, ich bin gar nicht gelaunt,

um Späße zu machen.“ Seine Kehle war eng geworden, sein Gaumen trocken, so sehr quälte ihn die Angst. Der Lärm auf der Straße war wie ein Sturmwind, bald toste er, bald zischte und pfiff er, dann rollte er gleichmäßig dahin. Aber als Hadrian zu hoffen begann, es werde sich sachte beruhigen, entstand unmittelbar vor der Kammerthür ein Gepolter. An der Klinke wurde gerüttelt und jemand hielt in gewaltsamem Hochdeutsch eine Ansprache: „Pardon, recht schön! Wir sind schon so frei. Wohnen dahier nicht der hochwohlgeborene Herr von Hausler? Wir möchten gern unsere Aufwartung machen. Müssen schon um Entschuldigung bitten, aber wenn die Herrschaften Besuchszeit haben, müssen wir arbeiten. O Verzeihung, da ist was gebrochen!“ Denn es war vor dem Ansturm die Thür geborsten.

Während das vorging, hatte der Saberl so viel Stroh über seinen Herrn geworfen, daß dieser ganz verdeckt war. Als die rote Fackel hereinleuchtete, lag der Junge einsam und allein auf dem Schaub, und das Gesicht in den Ellbogen bergend, wimmerte er: Papa! Papa! Wenn doch Papa da wäre!“

„Ach, das ist ja nicht der Alte!“ rief einer der Eindringlinge. „Was nutzt uns der Junge!“

„Er soll mit zum Lampelwirt! Er soll mit uns Wein trinken. Er kennt die guten Marken.“

Die Treppe herauf kam ein Gendarm: „Meine Herren! In Privathäuser eindringen, das geht nicht!“

„Sein S' beruhigt, Herr Juſtizrat, es g'ſchieht nix. Herr Hausler junior von der Fletz will mit uns Bruderſchaft trinken.“

„Ei Kinder!“ rief einer. „Laßt ihn gehn, den Herrn Junior. Iſt eh ein armer Teufel, der!“

Und ein anderer lachte: „Iſt ja auf der Flucht nach Ägypten, wie man hört. Seit ihm der Herr Papa das Menſch hat weggenommen.“

Sie lachten grell und roh. Nur einer ſpielte den Mitleidigen und ſagte im Klageton: „Armer Kerl!“

Dann haben ſie ſich zurückgezogen. Und als es in der Kammer wieder finſter und ruhig war, begann der Junge zu kichern. Hadrian kroch aus dem Strohgrab und wiſchte ſich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn.

Im Tagebuch findet ſich dieſe Nacht romantiſch aufgeputzt, als ob Hadrian auf die Gaſſe geſchleppt, in Gefahr geweſen wäre, getötet zu werden, und nur durch Mut und Geiſtesgegenwart ſich und den Kutſcher gerettet hätte. Daneben aber die Bemerkung: „Auch der Sabin hat ſich tapfer gehalten.“

Am nächsten Morgen war es in Schuttenthal ruhig. Da auf der Bank, dort auf dem Rasen lag ein Übernächtiger. Der Gemeindediener klebte grüne Zettel an die Straßenecken. Eine halbe Stunde Arbeitverkürzung bewilligt. Die Erwachenden rieben sich mit den Fäusten die Augen, schlüffelten träge hin, lasen die Zettel und murrten.

Besseres wußte der Sabin. Der Wagen war hergestellt, zwar die Gummireifen hatten geopfert werden müssen. Das war nichts für die rauhen Pfade des neuen Lebens. Als unsere Reisenden davonfuhren, zog mancher vor ihnen den Hut.

„Sind halt doch brave Leut!" sagte der Saberl.

„Hurtig, hurtig voran!"

An demselben Tag fuhren sie nur fünf Stunden und nahmen früh Herberge. Es war ein altes Hospiz an der Reichsstraße, sie fanden es dort wesentlich heimlicher als in Schuttenthal, und der Saberl schlug vor, das Haus zu kaufen. Denn es hatte einen schönen, geräumigen, luftigen Pferdestall. Hier wollten sie sich für die Unbilden der vorigen Nacht entschädigen. Der Junge hatte Koffer und Taschen auf seines Herrn Zimmer geschleppt und untersuchte die Thürschlösser. Nach dem Abendessen, das sie gemeinsam auf dem Zimmer eingenommen hatten, stand der Saberl eine Weile vor der Thür.

„Du wünscheſt?"

„Herr!" ſagte der Junge. „Der Hausknecht iſt ein ordentlicher Menſch. Des Wirts Röſſer hält er gut, die glänzen wie Sammet und Seide. Ich möcht meine Pferde keinem anvertrauen, aber dem ſchon, dem. Daß ich da beim Herrn ſchlafen kann im Nebenſtübel."

„Was?" rief Hadrian. „Ich glaube gar, du fürchteſt dich!"

Der Saberl geſtand, er fürchte ſich, ſetzte aber nicht bei, für wen!

„Gut," ſagte Hadrian mit leutſeliger Großmut, „du darfſt in meiner Nähe bleiben. Kannſt im Vorzimmer ſchlafen, auf dem Sofa."

Da meinte der Junge, dem Sofa traue er nicht. Solche Sofas wären katzenfalſch. Sobald man ſich hinlege, um darauf zu wachen, ſei ſchon das Pechmannel da und klebe die Augen zu. Er wolle ſich ein anderes Bett machen. Und ſchob die Stühle an den Koffer, breitete den Wettermantel darüber, legte ſich darauf. Neben ſich legte er den Ofenſchürhaken. „So! Jetzt ſollen ſie nur kommen!"

Hadrian konnte auch nicht ſchlafen. Er ſchrieb in ſein Tagebuch. Da ſprach der Junge zur offenen Thür hinein: „Sollt ich daheim nit mein Kugelſchnellerl vergeſſen haben?"

„Haſt eins?"

„Vergeſſen zu kaufen.“

„Gut, du ſollſt einen Revolver haben.“

„Nachher hätt ich ja meine ſieben Sachen bei einand.“

Hadrian legte ſeinen Stift weg, hüllte ſich in ein Plaid, ging ins kleine Zimmer und ſetzte ſich neben den Jungen aufs Sofa.

„Bleib liegen, Saberl.“

„Wenn ich Verlaub han,“ ſagte der Junge und legte ſich den rechten Arm unter den Kopf. Er hatte ein weitärmeliges, geſtreiftes Hemd an. Von ſeinem braunen Haarwedel lag ein Fetzen über die Wange herab, und ſo guckte er munter auf ſeinen Herrn.

„Nicht wahr, Saberl, du haſt auch keinen Schlaf?“

„Na.“

„Sage mir einmal, wie alt biſt denn du eigentlich?“

„Ich? Das weiß ich nit genau. So vierzig oder ſechzig. Kann's nit genau ſagen.“

„Tſchapperl! Vierzig! Sechzig! Du biſt doch höchſtens achtzehn oder neunzehn!“

„Zu dienen. Ich kann auch ſiebzehn ſein. Mir iſt das gleich.“

„Sage mir doch auch einmal etwas von deinen Eltern.“

„Von meinen Eltern?“ Der Junge schüttelte ein wenig den Kopf. „Das alte Fräulein, die Kirchnerin, werden Sie eh gekannt haben. Das ist halt meine Mutter gewesen.“

„Die Opstlerin?“

„Gefunden, sagen sie, soll sie mich haben. Und nit mehr zurückgegeben. Weil sich niemand gemeldet hat. Das ist wohl eine gute Frau gewesen, die Kirchnerin. Wenn die mit wär gewesen —“ Er rückte sein Haupt und schlug sich mit der Hand die Locke aus dem Gesicht. Sehr leise sagte er es: „Für die wär ich wohl schuldig, zu beten . . .“

„Und deine rechte Mutter?“

„Die soll frühzeitig verstorben sein. Eine Nähterin oder Wäscherin oder so etwas.“

„Eine Nähterin oder Wäscherin?“

„Ich weiß nichts Rechtes.“

„Und dein Vater?“

Sabin schwieg ein wenig still, und dann sagte er: „Nix. — Ein Windel-Findel-Kindel.“

Nach diesem Gespräch saß Hadrian noch ein Weilchen still da, dann ging er in sein Zimmer, in sein Bett. — Ein Findelkind. Bei solchen Geschöpfen weiß man's nie, ob's nicht irgend ein — ein Vetter ist. —

Auf dem Bett lag schon lange die Sonne. Hadrian würde noch immer nicht aufgewacht sein, wenn ihm die Fliegen nicht gar so keck über das Gesicht spaziert wären. So stand er auf und wollte heute einmal die Stiefel mit den hohen Glanzröhren anthun. Aber er brachte sie nicht an die Beine, und der Saberl war schon auf und davon. Er ging ans Rasieren, und im schiefhängenden Spiegel sich betrachtend, fragte er: „Dreißig oder sechzig? Am Ende weiß es auch ich nicht. Wenn einer Tag für Tag sein Gesicht anschaut, so merkt er's nicht, wie es sachte altert." Der Taufschein vor ein paar Tagen war sehr artig gewesen. Erst den Vierzig nahe. Da ist noch nicht aller Tage Abend. Das Blut ist auch noch hübsch warm — bis auf den verdammten Tropfen, der wie ein Eiskügelchen durch die Adern rollt, einmal hier, einmal da den unheimlichen Schauer hervorbringt. Das Haar hat noch keinen weißen Faden trotz der — „sorgenvollen Vergangenheit", hätte er beinah gesagt. Wenn der Bart nicht wäre, das Gesicht dahinter ist gewiß noch sehr zierlich. Einen „Es ist erreicht!" hatte er sich immer gewünscht, aber der Schnurrbart wollte nicht, der hing immer an beiden Seiten niederwärts, wie bei einem Janitscharen. Also — weg mit ihm. Zuerst die Schere, dann das Messer, und vor dem Spiegel stand schmunzelnd ein Jüngling im lockigen

Haar. „Wer ein neues Leben anfängt, der beginne mit der Jugend!“ steht im Tagebuch. Hadri Hausler begann mit dem Kindischsein.

Dann ging er in den Hof hinab, um sein Findelkind zu suchen. Das war natürlich im Stall bei den Pferden gewesen. Nun stand Sabin am Hausbrunnen und wusch sich. Mit den hohlen Händen schüttete er das Wasser ins Gesicht und sprudelte es wieder von sich. Als er seinen Herrn sah, schrie er auf und krümmte sich vor Lachen.

„Ein ganz klein bißchen Respekt, mein lieber Saberl!“

„Aber! Aber! Aber!“ lachte der Junge und klatschte mit den flachen Händen auf die Oberschenkel ein. „Der Herr hat ja seinen Schnurrbart verloren bei der Nacht!“

„Wir haben es im Schuttenthal erfahren, wie gefährlich es unter Umständen ist, als ein Hausler zu reisen.“

Der Junge ward verlegen. „Ich hab ja den schuldigen Respekt vor dem gnädigen Herrn. Aber eins muß ich noch sagen — bitt unterthänigst, sonst muß ich ersticken dran.“ Er brach wieder in sein Lachen aus. „Der gnädige Herr, der schaut jetzt aus — der schaut aus wie —“ keuchend vor Lachen stieß er es hervor, „wie die Käs-Kundl in der Fletz!“

„So. Na — ich dank schön.“

„Ich muß mich bedanken, daß ich's hab sagen dürfen." —

Hernach Frühstück, Einpacken, Weiterfahrt.

An einem Wasser ging es dahin. Die Berge waren nicht hoch, aber dicht mit Erlen- und Brombeersträuchern bewachsen. An der Flußseite stürzten sie in felsigen Terrassen ab. An der Straße bisweilen Steinschlägerhütten und runde Meilensteine, die darthaten, wie weit die große Stadt mit der Fletz schon hinten lag.

Wendete sich der junge Kutscher wieder einmal um: „Wie weit denn noch?"

„Ja, mein lieber Saberl, wenn du's nicht weißt!"

„Ich weiß es schon," sagte der Junge schalkhaft. „Wenn wir alleweil grad ausfahren, rund um und um, so kommen wir wieder in die Fletz."

Hadrian schien es darauf ankommen lassen zu wollen. Er lehnte sich in den Wagen zurück, und bei dem immerwährenden Rollen und Wasserrauschen begann es in ihm zu sinnen, zu träumen.

— — Also wie die Käs-Kundl in der Fletz! Die alte Frau, die mit Käse und Butter handelt und über ihrer langen Nase gern einen Filzhut trägt. Wenn mir recht ist, die Mutter von —. Vor Jahren, als ihr Töchterlein noch lebte, hat sie eine Wäscherei gehabt. Ums Mädel war's schade. Ach, sieh einmal,

jetzt weiß ich auch, an wen mich Sabins Gesicht erinnert. Ich der Alten ähnlich und er der Jungen! Komisch, das. Komisch. — Na ja, bei den Millionen von Menschen in der Welt kann nicht jeder anders aussehen . . .

Am Nachmittag begann es zu regnen. Ganz sachte aus leichten Wolken. Der Saberl meinte, es sei ein Glück, daß es nach den heißen Tagen nicht grob käme. In demselben Augenblick röchelten die Wolken. Der Junge nahm seinen Lodenhut ab und löste von ihm die graue Geierfeder. „Daß 's nit einschlägt."

„Fürchtest du dich vor Gewittern?"

„Man soll nit spaßen. Wenn ich der Blitz bin und in den Wolken sitz und herabschau und sehe einen mit der langen Geierfeder — hei, denk ich mir, probier, ob du sie triffst!"

Der Regen breitete sich aus und machte sich's bequem. Anfangs legte sich der Nebel nur so über die Berghöhen herein und in breiten Säcken an den Hängen nieder. Dann stieg er aus den Schluchten auf und regnete wieder herab, und endlich war der grau regnende Nebel überall und der hinrollende Wagen mitten drinnen. Der Saberl hatte über seinen Herrn das Lederdach gezogen und über sich den Wettermantel. Hadrian saß im Kobel und blickte durch das Glas hinaus. Die Straße wurde lehmig, von der Gegend

nichts mehr zu sehn als am Rand entlang grüner Hafer, dessen hängende Rispen troffen und troffen. Hier ein wilder Birnbaum, dort ein Lärchbaum, und die Äste troffen. Weiterhin nichts wie Grau und Grau. Plötzlich fiel es Hadrian ein: vielleicht bin ich wahnsinnig geworden . . .

Der Wagen holperte, da redete der Saberl herein: „Herr! Wir brauchen bald einen Rasttag. Wir dermachen's nimmer. Der Rechte, scheint mir, ist sogar krumm geworden."

Hadrian schwieg. Er saß bequem, wozu ein Rasttag?

Sie kamen zu einer Ortschaft. Die Tafel am Eingang besagte: „Dorf Gug, politischer Bezirk Breitengrub." Holzhäuser mit steilen Bretterdächern, die Wandfugen und Fensterpfosten mit weißem Kalk verkleistert. Dann ein großes, gemauertes Haus, dessen Fenster in der dicken Wand schießschartenähnlich klein waren und sich nach außenhin erweiterten. An der Mauer rankten Schlinggewächse. Über dem breiten Rundbogen des Einfahrtthors ein Ochsenkopf. Vor dem Thor stand ein behäbiger Mann mit grünem Käppchen, weißer Schürze und einem daran baumelnden Messerwetzer. Er bewegte sich nicht. Der Wagen stand still, der Saberl sprang ab und öffnete den Schlag. Der Mann rührte sich nicht.

„Ist hier ein Wirtshaus?" fragte ihn Hadrian laut.

„Wie ihr wollt," antwortete der Mann am Thor mit sanfter Baßstimme.

„Kann man Zimmer haben?"

„So viel ihr wollt."

„Wir möchten also dableiben."

„So lang ihr wollt."

Der Saberl hatte Roß und Wagen an den Hausknecht abzugeben und mußte an der Seite seines Herrn bleiben. Als sie die breite Holztreppe hinaufgeführt wurden, suchte Hadrian der Magd eine Münze in die Faust zu drücken — er hoffe gute Bedienung, es würde nicht ihr Schade sein.

Die Magd schaute den schönen Silberling, der ihr in der Hand geblieben war, betroffen an und fragte mit einer Stimme, die so tief und rauh war wie die eines Mannes: „Soll das mein sein? Für was denn? Na, das is bei uns nit der Brauch. Da habt's es wieder. Ich krieg eh meinen Lohn, ich brauch kein Trinkgeld."

„Sie haben den Herrn nit verstanden," vermittelte der Saberl, „kaufen sollen Sie ihm etwas dafür, beim Krämer, da über der Gasse."

„Was lauter?"

„Dach und Fach, was der will."

„Ein Dach soll ich kaufen gehn?"

„Ein Regenbach, freilich. Weil's alleweil regnet."

Da hat es Herr Hadrian doch glauben müssen, er wäre in einer andern Welt. In einer Märchenwelt, wo man kein Trinkgeld nimmt.

So saß er dann in der großen, niedrigen Stube. Der Fußboden so blank gescheuert, daß man die feinen Kratzer sah, die der Sand gezogen hatte. An der Decke Stuckornament. Im großen, viereckigen Kachelofen prasselte, von der unbestechlichen Person fleißig geschürt, ein frisches Feuer, an den sechs Fenstern schwitzten die Scheiben. In der Bettstatt waren vier Schichten von roten Kissen aufgebaut, darüber ein altes Bild der heiligen Familie. An der Stubenecke der klobige Ahorntisch auf vier wuchtigen weit ausgespreizten Füßen; ein Mann vermag ihn kaum zu rücken. Ist es also wahr, daß der Bauer seinen Tisch für zehn Geschlechter der Zukunft baut, während in der Großstadt selbst die reichsten Bürgerhäuser schon nach wenigen Jahrzehnten purzeln?

Hadrian gedachte in diesem Hause ein paar Tage Rast zu halten. Es war ihm hochgemut zu denken, daß ihn hier kein Brief, keine Depesche finden konnte, und doch fragte er an, zu welcher Tageszeit die Post einzutreffen pflege. Ins Fremdenbuch, das in Schweinsleder gebunden alle Reisenden enthielt, die seit einem Menschenalter hier übernachtet hatten, trug er den Namen „Sabin Kirchner" ein.

Die Nacht im Dorfwirtshaus zu Gug war nicht übel gewesen, so daß Hadrian recht gern allein im Zimmer schlief. Eine merkwürdige Heimlichkeit, so sehr auf der Gasse auch die Hunde bellten in der ersten Nachthälfte und die Fuhrleute lärmten in der zweiten. Geschlafen hatte Hadrian wenig. Er war in Gedanken, in springenden Gedanken. — Was soll nun eigentlich werden? Drei Tagreisen gefahren, alle Brücken hinter her abgebrochen. Was nun? — Du wirst ja doch noch mindestens vierzig Jahre leben wollen! sagte er sich. Was willst du machen? Genießen? Aber genossen hast du ja schon. Arbeiten? Das Schlagwort der Philister. Hast du denn nicht gearbeitet, daß dir der Rücken fast krumm wurde über den Ziffern? Aber gelebt hast du nicht. Also leben! Schön, frei, harmonisch leben in der Natur. Dann wird die eiskalte Bestie, die jetzt so oft über deinen Rücken läuft, schon krepieren. — Doch solche Gedanken blieben Schemen und wollten sich nicht verdichten, so daß sie faßbar hätten werden können. Hauptprogramm blieb einstweilen das: er wollte leben, schön, frei, harmonisch in der Natur.

Aber bei der Morgentoilette gab's Ärger, in der vorigen Herberge hatte er seinen Haarsalbentiegel vergessen.

Die Magd hatte ihm vom Kaufmann einen

großen roten Regenschirm gebracht und die übriggebliebenen Scheidemünzen auf den Tisch hingelegt. Allein es regnete nicht mehr. Hadrian ging hinaus in den feuchten, kühlen, klaren Sonnenschein. Er stieg die Kirchtreppe hinauf, um einen Ausblick zu haben über die Bretterdächer hin in die Gegend. Ein Thalkessel mit Feldern und Wiesen. Ringsum ein weiter Bergkranz in sanften Linien, bis zu den Höhen bewaldet, so daß das Blau der Wälder und das Rot des Morgens zauberhaft veilchenfarbig ineinanderschimmerten. Vereinzelt standen Landhöfe, strichweise zog es sich bräunlich wie eine Heide hin. Gegen die Abendseite hin grenzte das Dorf Gug an einen Wald oder Wildpark, der, durch eine verfallende Mauer abgegrenzt und mit alten Buchen und Eichen bestanden, sich hin bis an den Fuß der Berge zu erstrecken schien. Vom Fuß jener Berge leuchtete über den Strich des Waldes her die weiße Zinne eines Gebäudes; von der obersten Stufe der Kirchtreppe sah man an diesem Gebäude die langen Fensterreihen. Ein Schulmädchen gab dem Fragenden Bescheid, jenes große Gebäude hinter dem Park sei das Schloß Finkenstein. Hinter diesem Schloß eine Spalte ins Gebirg hinein, eine Schlucht wohl mit Weg und Wasser. Das Wasser fließt auf steinigem Bett über das Thal heran und durch das Dorf, fast bergwärts, wie es dem Beobachter schien. Er hatte die Richtung

verloren, aus der sie tags vorher gekommen, und jetzt verwechselte er oben und unten.

Wie Hadrian eine Weile so hinausgeschaut hatte in die stille Natur, in der ein paar Knechte gelassen herumarbeiteten, fragte er sich, ob das leben heiße?

Von den Stallungen her kam der Saberl. Er suchte den Herrn, um zu sagen, wie sehr es ihm hier gefalle. Auf dem Hut hatte er wieder die Feder stecken. „Gelt, Herr, da ist's lustig? Die Pferde sind fest, nur das eine mit dem hinkenden Fuß braucht noch einen gebotenen Feiertag."

„Den soll es haben. Und du mit ihm."

„Aber ich kann gar nicht stehn bleiben, muß alleweil umeinandergehn. Das ist eine Frischen, gelt, Herr! Eine Luft zum Rauschigwerden."

„Kleiner Kerl, kannst denn du auch schwärmen?"

„Bin heut schon weit spazieren gewest. Gar dort unten beim selbigen Schloß. Ist aber nix dran, auswendig schöner wie einwendig, was mir halt alleweil nit gefällt. Beim Fenster hab ich in die Küche hineingeschaut. Groß genug ist sie schon, aber Brennesseln wachsen drin."

„Es ist also nicht mehr bewohnt?"

„Im Garten hab ich zwei schwarze Frauen umgehn gesehn. Sonst keinen Menschen und keine Katz.

Aber der Hafern, Herr! Der Hafern hinten an der Bergleiten! Wenn meine Pferdeln dieſen Hafern ſehn möchten! Die thäten ein biſſel ſchnalzen mit der Zung!"

Das war Saberls Bericht von ſeiner frühmorgendlichen Forſchungsreiſe. Dann ging er wieder zu den Pferden, führte ſie zur Tränke, führte ſie im Hof umher, um zu ſehn, wie es mit dem krummen Bein ſtehe, und weil es gut ſtand, ſo tätſchelte er dafür den Braunen dankbar ab und freute ſich ins Herz hinein, daß die Tiere ihn mit ihren großen Rundaugen ſo freundlich anſchauten.

Der Mittagstiſch war an dieſem Tag üppig. Die Wirtin bekam man nicht zu ſehn, aber der ſchmackhafte Schweinsbraten und die bräunlichen, lockeren Kaiſerkrapfen zeugten von ihrer ſegensreichen Wirkſamkeit in der Küche. Der Wirt ſagte faſt auf jede Anſchaffung: ſo viel ihr wollt! So fein's euch freut! So groß ihr's mögt! — Seine Vorräte und Leiſtungen ſchienen unbegrenzt zu ſein. Nur den von Hadrian gewünſchten „Boutellenwein" hatte er nicht, hingegen brachte er in gewöhnlicher Maßflaſche einen Tropfen herbei — friſch vom Faß — der dem Herrn ſehr bald in Erinnerung rief, was leben heißt. Sogar der Saberl, dem ſonſt jeder aufgedrungene Schluck Wein den ganzen Körper ſchüttelte, kam auf den Ge-

danken, Brot einzutunken und es den Pferden zu geben.

Nach Tisch machte Hadrian eine Wanderung. Durch eine Mauerscharte stieg er in den Wildpark hinein. Da gab es Kieswege, aber sie waren mit grünen Moosfilzen bewachsen und von niedergebrochenen Baumästen verrammelt. Dann der versandete Bach, über den ein morschender Steg führte. Ein großer Teich, nur völlig verschlammt, in einigen Tümpeln noch der Kröten Tummelplatz. Nach einer Stunde hatte Hadrian sich durchgearbeitet, und vor ihm stand das Gebäude. Die Front gar stattlich, doch an den Mauern feuchte Flecken und rauhe Stellen, an denen der niedergebrochene Mörtel das Gestein bloßgelegt hatte. Die anstoßenden Wirtschaftsgebäude verödet, im Hof, auf den Dungstätten wucherten Lattiche und Germen. Auf dem weiten Anger, der noch Reste von Blumenbeeten und Rosenranken wies, schoß einsam ein Springbrunnen auf, die einzige Regsamkeit ringsum, wenn man die Mücken, die Falter, die Hummeln nicht rechnet, so die Luft belebten. Über allem ein großer, langweiliger Sonnenfrieden.

Im hölzernen Lusthaus dort, das schon ein wenig schief sich an eine halbverdorrte Ulme lehnte, bemerkte Hadrian zwei Frauen. Sie waren alt, trugen schwarze Kleider und hatten weißes Haar, eine wie die andere.

Sie waren ſich ganz ähnlich, nur daß die eine im blaſſen Geſicht ein zartes Bärtchen an der Oberlippe hatte. Sie beſchäftigten ſich mit Handarbeiten und ſchwiegen. Sie mochten wohl ſchon ſo lange nebeneinander hinleben, daß ſie ſich nichts mehr zu ſagen hatten. Ein Mädchen brachte aus dem Hauſe eine Kaffeekanne mit Taſſen. Hadrian wollte abſeits biegen, war aber ſchon bemerkt worden. Die eine der Matronen trat aus der Laube und ſagte, wenn er das Schloß beſehn wolle, ſo ſtünde ſie zur Verfügung. Nachdem er ſich artig vorgeſtellt hatte, luden ſie ihn zu einem Schälchen Kaffee, ließen ein mit Silber beſchlagenes Holzkäſtchen kommen und boten ihm Zigaretten. Sie baten, ungeniert zu rauchen, ſie ſeien das längſt gewohnt, noch von ihrem armen Bruder her. Ja, das wären freilich ſchöne Zeiten geweſen, als ihr guter Bruder, der General, noch lebte. Wie gern ſei der auf Finkenſtein geweſen. Nicht um drei Laxenburgs, habe er oft geſagt, gebe er ſein Finkenſtein her. Ach, der Gute, Arme! Im Grab noch würde er ſich umdrehn, wenn er wüßte, wie dieſes ſchöne Gut nun an Fremde verkauft werden müſſe. Aber, leider Gottes, die Verhältniſſe! Wenn es wenigſtens ein verſtändiger Mann erſtünde, der nicht alles gleich ſtürzen und wenden wollte, wie es neue Herrſchaften ſo gern belieben; ein Herr, der aus Pietät für die Vergangenheit Finkenſteins den Beſitz in ſeinem

gegenwärtigen Zustand respektieren möchte. Es wäre zu jammerschade, wenn man etwa gar aus Geschäftsrücksichten die Poesie dieses weltabgeschiedenen Aufenthalts zerstören würde. Wer ihn nur erst im Frühjahr sähe! Das Schloß habe den Namen nicht umsonst.

So ergingen sich die beiden Damen redselig über das Gut, das sie verkaufen müßten und das sie schon in den Zeitungen angezeigt hätten. Manchmal kämen wohl Leute, um es anzusehn, gingen aber wieder fort, und wenn nicht bald ein Schick wäre, so müsse es binnen kurzer Zeit unter den Hammer kommen. Sie, die Frauen, wären in geschäftlichen Angelegenheiten auch so unpraktisch.

Das letztere hätten sie wohl nicht erst zu versichern gebraucht. Ein geriebener Geschäftsmann, dachte sich Hadrian, würde aus jedem Wort, das ihr da so vertrauensselig hinsprecht, für sich Münzen schlagen. Nun, mir gegenüber mögen sie immerhin freimütig sein, ich gedenke das Gut nicht zu kaufen. — Trotzdem ließ er sich im Gebäude umherführen. Besonders machten die Damen ihn aufmerksam auf den Festsaal, das einzige, was mit Sorgfalt in gutem Zustand erhalten zu werden schien. Der Saal war mit spiegelglattem Parkett belegt, mit vergoldetem Edelholz getäfelt, und zwischen roten Marmorsäulen hingen an

den Wänden die Ahnenbilder derer von Finkenstein — Generäle, Staatsmänner, Bischöfe. Wie nun durch die breiten hohen Fenster die niedergehende Sonne so licht hineinschien auf die Goldrahmen, auf die eingelegten Tische, auf die blauseidenen Sessel, auf den Ofen, der wie eine elfenbeinerne Burg dastand — da leuchteten wohl auch die alten runzligen Angesichter der armen verkrachten Aristokratinnen — voll Stolz auf eine große Vergangenheit und voll Trauer ob einer glanzlosen Zukunft.

Dieser Festsaal war das Prunkstück gewesen. Dann kam nicht viel Erfreuliches mehr, so zahlreiche, schadhafte Steintreppen erstiegen, feingeschnitzte, wurmstichige Thüren geöffnet wurden. Staub und Modergeruch in allen Gemächern. Hadrian öffnete mehrmals ein Fenster und blickte hinaus in die grüne Landschaft. Die Wohngemächer der Matronen hatte er trotz der freundlichen Aufforderung nicht betreten. Nach der Verabschiedung ging er noch ein Weilchen umher, redete mehreres mit einem alten Hausbeschließer, der im rückwärtigen Hof mit der Axt einen alten Wandschrank zertrümmerte, um aus ihm Brennholz zu machen.

Den Rückweg ins Dorf nahm er über Felder und Wiesen. Bei einer Herde braungefleckter Rinder fiel ihm ein, daß nicht bloß die Pferde und die Hunde und

die Papageien merkwürdige Tiere seien. Er hatte von einer Ästhetik der Ochsen und Kühe gehört, besah nun daraufhin die Tiere von allen Seiten, wußte sich aber nichts Rechtes dabei zu denken. Ja, ob man sich in der ländlichen Natur das Denken nicht überhaupt abzugewöhnen habe? Nicht denken — leben, leben!

Wenn man nur wüßte, wie das anzufangen ist.

Am zweiten Abend ward es luſtig im Wirtshaus zu Gug.

Es kamen muntere Gäſte an. Sogar den wackeren Wirt machten ſie geſprächig. Schon als der Schimmel mit dem Steirerwagen die Straße herantrabte, jauchzte der Wirt völlig auf: „Jeſſes, da kommt ja der Lindwurm von Seſam!“ Ging aber den Ankömmlingen nicht einen Schritt entgegen, blieb ſtehen an ſeiner Thür und ließ den meſſingnen Meſſerwetzer baumeln an der weißen Schürze. Der einſpannige Wagen war hübſch vollgepfropft. Außer allerlei Päcken und Taſchen ſaßen auf dem Wagenſitz zwei beinah erwachſene Burſchen, auf dem Kutſchbock ein Knabe und ein älterer behäbiger Mann, der das Pferd leitete. Sofort, als der Wagen hielt, machte ſich der Saberl nützlich, ſich freuend, daß es endlich doch wieder einmal einen Handgriff zu thun gab. Er tätſchelte den Schimmel ab, an dem er Pinzgauerſchlag erkannt, und führte ihn in den Hof. Der ältere Mann ſtieg zuerſt vom Bock, flink und würdig zugleich. Ein ſtattlicher Mann! Hätte er um ſein wohlgerötetes Geſicht einen braunen Vollbart gehabt, ſtatt des weißen buſchigen Schnurrbarts, ſo wäre es ein Andreas Hofer geweſen. Die kernige Geſtalt in den feſtgebauten Bundſchuhen, weißen Wadenſtrümpfen, kurzen, mit Silberſeide ausgeſteppten Gemslederhoſen, in dem

roten Bruſtfleck, dem grünen Hoſenband und den breiten Grobhemdflügeln oben am Hals. Dann aber auch mit der braunen, meſſingknöpfigen Lodenjoppe und dem wuchtigen Schlapphut, an dem der Gemsbart und ein ſichelförmiger Hahnenſchwanz aufgeſtrammt war. So ſtand der Bergmenſch. Um den rundlichen Bauch baumelte ein ſilbernes Uhrkettengehänge; im breiten, weißbeſteppten Ledergurt ſtak die ſteifleberne und wohlverſehene Meſſerſcheide — gewißlich als Schildwache vor der Geldkatze.

Die zwei Burſchen ſo in erſten Zwanzigern und der Knabe von etwa ſechzehn waren richtige Bauernjodeln, an denen die halbſtädtiſche Studentenkleidung nicht viel änderte. Alle drei waren gleich gekleidet mit grauem, flottgeſchnittenem Tuchgewand und ſchwarzen, weichen Rundhüten. Die älteren beſaßen ſchon Schnurrbartanflüge, an denen ſie natürlich beſtändig zupften, um die Härchen womöglich in die Länge zu ziehen. Der jüngere hatte ein rundes Blasengelgeſicht, an dem, für ein feines Auge ſichtbar, beſondere Mutterpflege und Mutterliebe hing. Die Hemden ſchimmerten an Hals und Ärmeln ſchneeweiß hervor, auch hatten ſie hellrote Halsmaſchen, ſo daß die drei Bengel gar nicht übel anzuſehen waren.

Nun alſo, der Lindwurm von Seſam!

„So — da ſan ma wieder!“ ſagte der Alte —

er hatte eine breite, etwas ſchnarrende Stimme — „giebſt uns a Hütten über Nacht, Franzwirt?“

„Aber ſo viel ihr wollt!“ ſagte dieſer lachend.

Sie bekamen die große Stube mit den ſechzehn Betten angewieſen, die an Hadrians Zimmer ſtieß.

Hernach, als die Gäſte alle in der Wirtsſtube beiſammen waren, ſtellte der Bergbauer ſich und ſeine Söhne auch unſerm Reiſenden aus der Fletz vor: „Ich bin der Lindwurm von Seſam! Und die drei Kampel, das ſind die jungen Lindwürmer. Denen thun wir halt a biſſel Bildung lernen laſſen. Sollen drei Stadtherrn draus g'macht werden, daß ſie's einmal beſſer haben, als wie ihr Vater. Halt drei Doktorn, was ſagen S' dazu? Der ältere da, der Toni, das iſt der Medizindoktor. Nachher, der zweite, der Bertl, das iſt der G'ſcheite, der Profeſſor. Der lernt Philoſophie. Und der kleine da, der Michel — aber Michel, ſo grüß den Herrn ordentlich! —“ verwies er dem Jungen das feixende Geſicht — „das wird, wenn's Gott's Willen iſt, der Doktor der Rechte. Will ja Miniſter werden. Na, da kann's uns nachher nit fehlen, was?! Aber Geld koſten ſie, die Saggra!“

„Und jetzt reiſet ihr mit den Söhnen wohl in die Stadt?“ fragte Hadrian.

„Ich begleite ſie, weil die Vakanzen vorbei ſind und halt's Auseinandergehen a biſſel ſauer iſt. — Na gelt, Michel,“ packte der redſelige Bergler weiter

aus, „die Vakanzen! Die ſollten halt's ganz Jahr dauern! — Der will mir halt immer einmal nit recht fort vom Ochſenſtall daheim. Kommt jetzt ſchon in die Siebente. Na, brav lernen, da fahlt ſich nix."

Fragte Hadrian: „Weshalb laſſet ihr eigentlich den Jungen ſtudieren, wenn er nicht fort will vom Ochſenſtall?"

„Hat a g'ſcheit's Köpfel. Wär Sünd und Schad. Schon in der Volksſchul hat's der Lehrer geſagt: der Michel muß den Brüdern nach. Die Lindwürmer, hat er geſagt, werden Zierden des Staats. Will mich nit prahlen, ſag nur, was der Schulmeiſter geſagt hat. In Gott's Namen, wenn's ſein muß. — Franzwirt, die große Flaſche nimm mit, wenn du in den Keller gehſt."

„So groß du willſt!"

„Haben zwar da oben beim Staudenhanſel eine Maß getrunken," plauderte der Bauer weiter. „Aber ein g'rechter Tropfen ſchmeckt alleweil, gelt, Buben!"

Die Buben erklärten, daß ihnen Bier lieber wäre.

„Na ja, freilich, Studenten! Ich für meinen Teil halt's wieder mit meinem Vater. Sein Lebtag a gutes Weinerl und zuletzt a kleins Schlagerl, hat er gern geſagt. Und iſt auch wahr geworden bei ihm, Gott tröſt ſein Seel."

„Seid ihr von der Gegend, oder kommt ihr weiter

her?" fragte Hadrian, weil ihm der gemütliche Bauer Spaß machte.

„Von Sesam herab. Der Herr weiß doch, wo Sesam ist! Nit? Ist er noch nie oben in Sesam gewesen? Na, da heißt's wohl nachholen. Und nur dem Lindwurm nachfragen. Das ist mein Hof. Fehlt uns so weit nix. A bissel spat ist die Gegend. Dreiviertel Jahr Winter, und 's letzt' Viertel kalt, geht das Sprichwort. Ha, ha, ist nit so arg. Verfroren ist noch keiner. Lauter frische Leut. Und a schönes Vieh haben wir."

Zum Nachtmahl wurde ein ganzes Ferkel bestellt, „mit Krautsalat, wenn er schon ist!" Als aufgetragen war, mußte man den Michel suchen. Der war im Stall beim Schimmel und beim Saberl, mit dem er schon Freundschaft geschlossen hatte.

Jetzt erst zog der Lindwurm seinen Hut vom Kopf und legte für ein paar Augenblicke schweigend die Hände aneinander. Sein Haar war dicht, grau und kurz geschnitten. „Ja!" rief er dem Wirt zu, fast noch aus dem Gebet heraus, „meinen Pelz, wenn du hättest!" Denn der Franzwirt war kahlköpfig. „Ei ja, Hautwolle wie die Bären! Das fahlt sich nit bei uns in Sesam!"

Dann setzten sie sich zusammen, Vater und Söhne, und schmatzten ihren Braten hinunter, und dieweilen

der Lindwurm immer von Sesam erzählte, rann ihm das Fett übers Kinn herab.

„Schmeckt's, Buben?" rief er ihnen stets ermutigend zu. „Na halt ja. Junge Leut im Wachsen, da muß man fleißig einfeuern. Fehlt uns zwar daheim auch nix, gelt! Wenn die Mutter mit dem Geräucherten kommt und Knödeln dazu, da sag ich vergelt's Gott für das feinste Backhuhn. Und Holzapfelwein dazu. Daß nit, daß wir uns was abgehen ließen in Sesam oben. Gelt, Buben!"

Während der Alte mit lauter Stimme also redete, hatte der Knabe die Gabel auf den Teller gelegt.

„Hau, Michel! Ist das heut alles? Den Doktor der Rechte muß man ja doch aufpappeln. Magst lieber mager?"

Der Michel schob sachte den Teller von sich, und um seine Mundwinkel war ein bedenkliches Zucken zu merken.

„Gelt, der Sesamhof daheim und die Mutter!" rief der Alte lustig, damit schlug er dem Faß den Boden aus. Der Knabe brüllte laut auf. Über seine glühenden Wangen rieselten die Tropfen.

Hadrian fragte von seinem Tisch herüber den Lindwurm, ob er zu Hause noch andere Kinder habe.

„Eh na, sonst keine. Das heißt, a Mädel noch."

„Und wenn es so gut ist in Sesam, wollt ihr den Stamm nicht fortführen auf dem Lindwurmhof? Wundert mich, daß ihr diese prächtigen Jungen in die Stadt schickt.“

„Ich bitt Ihnen! Gut in Sesam. Gut wär's freilich, wenn's nit alleweil thät schlechter werden. Ist nit mehr viel zu machen in der Bauernschaft heutzutag. Und denk ich mir halt, wenn das Mädel einmal einen braven Mann nimmt, aufs Heimathaus, so werden ihnen die Brüder, wenn sie was sind, auch besser an die Hand gehen können. Mögt's noch a Mehlspeis, Buben?“

Die beiden älteren drehten sich schon Zigaretten. Trotzdem begann in der Wirtsküche noch ein prasselndes Schmoren, und auch Hadrian wurde eingeladen, sich zum Lindwurmtisch zu setzen. Aber der Herr aus der Fletz hatte an den biederen Landleuten gerade schon genug, er sagte sein: „Gute Nacht!“ und „Glückliche Reise!“ und ging auf sein Zimmer.

Eine unruhige Nacht hatte er befürchtet. Allein die vier Lindwürmer mußten in ihren Betten liegen wie die Kartoffelsäcke. Nur ein immerwährendes Rauschen war zu hören, das Hadrian dem draußen vorüberrinnenden Bach zugeschrieben hatte, bis es um vier Uhr plötzlich verstummt war. Beim Ankleiden waren sie geräuschloser als beim Schlafen. Mit einem gellenden Peitschenhieb im Hof verabschiedete sich bald

darauf der Lindwurm und rollte mit seinen Jungen davon, aus frischer, klarer Bergesluft der großen Stadt zu.

Hadrian dachte nicht mehr daran. Er strich am folgenden Tag viel herum, über die Felder, durch den Wildpark, kam auch wieder nach Finkenstein, wo er sich mit dem alten Beschließer unterhielt. Er wunderte sich selbst über seine Leutseligkeit, über die Teilnahme, die er für alles empfand, bis er die Gespräche jählings abbrach, weil ihm auf einmal alles dumpf und stumpf erschien. In einem kleinen Wirtshaus unweit vom Schloß hatte er sich einen Eierkuchen backen lassen und sauren Wein dazu getrunken. Hatte sich bei dem Wirt um mancherlei Verhältnisse und Zustände der Gegend erkundigt, dann stieg er die Berghalde hinan und betrachtete die Jungwälder. Und blickte in den Umkreis hinaus und verwunderte sich über die Felshäupter, die hinter den grünen Rändern des weiten Thalkessels aufragten. So nahe dem Hochgebirge! Die wilden Berge erschreckten ihn fast.

Gegen Abend kam er zurück ins Dorf. Der Saberl war schon in Angst gewesen. Es giebt Wässer, wo man hineinfallen, Raine, an denen man hinabkollern, Wälder, in denen man sich verirren kann. Und der Herr geht ganz allein herum! Den ganzen Tag aß der Junge nichts. Um so besser mundete ihm das

Nachtmahl an der Seite seines Herrn. Und als er satt war, wischte er sich den Mund ab und erklärte, wenn der gnädige Herr (in gereiztem Zustand ließ er das „gnädig" niemals weg) noch einmal so fortginge und zu rechter Zeit nicht nach Hause käme, so müsse er den Dienst kündigen. Einen solchen Tag, wie diesen, wolle er nicht wieder durchmachen.

Hadrian versprach, in Zukunft sich ordentlich aufführen zu wollen.

Nun hatte der Saberl aber auch noch um einen andern Sorge. Als er sich aufthat, um in seinen Pferdestall zu gehen, entschlüpfte ihm der Seufzer: „Wo wird jetzt der Michel schon sein!"

Und auf Befragen Hadrians, was er meine, gestand der Junge, daß ihm der Michel leid thue. Der habe im Stall so bitter bitterlich geweint, und er wolle lieber auf den Knien heim zu, als auf dem Wagen wieder ins Gymnasium. Er, der Saberl, habe ihm aber einen guten Rat gegeben.

„Nun, welche Weisheit hast du ihm denn geschenkt?" wollte Hadrian wissen.

„Ich hab gesagt: „Michel, du kannst dir leicht helfen, wenn du in Sesam sein willst. Lern schlecht. Fall durch!""

„Für diesen Rat wird dir sein Vater recht dankbar sein."

„Das ist schon möglich."

„Einstweilen denke ich, du kümmerst dich nicht um solche Sachen und sorgest nur für deine Pferde."

Über diese Zurückweisung stutzte der Junge ein bißchen. Dann sagte er bescheidentlich: „Herr, die Pferde sind in Ordnung. Morgen kann gefahren werden."

„Wir fahren aber nicht."

„Das Bein ist heil."

„Wir fahren aber doch nicht. Geh jetzt schlafen, Saberl. Morgen kann ich dir vielleicht eine Neuigkeit sagen." — —

Mein Herr, das ist wirklich ein netter Herr, dachte sich der Saberl in seinem Stallbett. Zuerst verdirbt er mir den Tag, und nachher verdirbt er mir auch die Nacht. Eine Neuigkeit morgen — und da soll der Mensch schlafen! Dieser Herr ist im Stand und fährt wieder zurück in die Fletz und übernimmt die Fabrik. Oder er hat sich heut bei dem närrischen Umhergehen mit einem Bauernmädel verlobt. Wenn er schon was thut, so thut er was Unglaubliches. Oder er thut gar nichts. Am liebsten gar nichts. Er ist mir alleweil vorgekommen wie eine Kugel, eine angelassene, die immer so fortrollt, bis sie wo anstoßt. Dann bleibt sie stehen solang, bis sie wieder wer anlaßt. Ich hab gemeint, wir kutschieren um die Welt herum. Und derweil wir jetzt schon bald halben Weg haben, will er nit weiter. Sonst ein kammodter Herr, aber eigen-

ſinnig. Na, vielleicht fällt's ihm wieder anders ein, thun wir jetzt einmal ſchlafen. Schlafen, Saberl! Nit mehr muxen!

Noch eine halbe Stunde lang umgaukelte ihn die zu erwartende Neuigkeit, dann fielen ihm die Augen zu.

Um ſo weiter riß er ſie am nächſten Tag auf, als Hadrian ihm mitteilte, er habe Finkenſtein gekauft. Schloß Finkenſtein mit der ganzen großen Wirtſchaft. Der Saberl war ſtumm. Aber zu ſeinen Pferden lief er und ſagte es ihnen: „Er hat Finkenſtein gekauft. Man weiß nit, ſoll man weinen oder lachen.“ Einſtweilen lachte er. „Meine lieben Röſſerln, jetzt ſind wir ja eine Schloßherrſchaft!“

Hadrian Hausler war mit seiner That überaus zufrieden. Jetzt hing er nicht mehr in der Luft, jetzt stand er fest auf der Scholle. In seinem Tagebuch steht folgendes: „Nun ist mir der Wirkungskreis gegeben, und wie ich glaube, ein hochbedeutender. Die Blätter bringen bereits eine Anzeige, daß für Gut Finkenstein ein tüchtiger Verwalter gesucht wird. Mein Name bleibe unangetastet. Sie sollen nicht witzeln, daß Hausler junior ein Musterbauer geworden ist. Das gönne ich ihnen nicht. Aber Kunst wird's keine sein, wenn man die Bücher hat. Eine Serie landwirtschaftlicher Werke hab ich mir bestellt. Die Leute hier können ja nicht wirtschaften. Der Enkel treibt's, wie es der Urgroßvater getrieben. Alles verrottet. Um hundert Jahre zurück. Ich will ihnen einmal etwas vorwirtschaften, daß ihnen vor Verwunderung die Mäuler offen bleiben sollen. Jetzt also weiß ich, warum es so hat sein müssen mit mir. Auf abenteuerliche Weise führt der Genius mich meiner Mission zu, um den Wohlstand der Gegend zu gründen. Vor allem wird die Scholle chemisch untersucht — und auch das Vieh muß studiert werden. Dann intelligente, fleißige Dienstboten. In Gug später eine wirtschaftliche Schule. Alles wissenschaftlich. Man muß sich die Leute erziehen, aber auch die Scholle. Welch eine Aufgabe! Sie, die heute noch lachen über den durchgebrannten Kompagnon Hausler, werden mir

noch ein Denkmal setzen. Ein Denkmal war immer mein Ideal. Eins aus Erz auf Sandsteinsockel. Marmor hält nicht in diesem Klima."

Dann nahm er sich vor, auch in seinem neuen Wirkungskreis ein bißchen Tagebuch zu führen. Sollte es lückenhaft werden, so sei es besser, das Tagebuch werde es, als das Hausdach.

Darum arbeiteten acht Tage nach dem Kauf auf den Wirtschaftsgebäuden auch schon die Dachdecker. Der Saberl war in der Gegend umhergelaufen, um Handwerker zu suchen, Maurer, Zimmerleute, Tischler, Schlosser, Anstreicher, Gärtner, und bald grub, baute, hobelte, hämmerte und färbelte es in allen Teilen der Gebäude. Als der Saberl mit Roß und Wagen in den weiten Hof gefahren war, mußte erst ein Pferdestall hergerichtet werden, sowie Heu und Hafer geholt vom Franzwirt in Gug. Und schon am ersten Abend kam der Saberl zu seinem Herrn mit einer demütigen Bitte; sie wurde so verschämt eingeleitet, daß Hadrian etwas sehr Menschliches erwartete. Und der Saberl möchte halt etwas sein. Etwas Sicheres, Feststündiges, an dem man ihn rufen und halten könne. Er wolle schon fleißig und verläßlich sein für die Rösser. Und ob er denn nicht höflich bitten dürfe um den Namen: Stallknecht!

Also das ist's! Bei diesem Henkel ist er zu fassen, der Herr Sabinus! Gut.

Hadrian rief den alten Beschließer: „Sie Hausmann! Hier stelle ich Ihnen den Stallmeister vor. Weisen Sie ihm nächst dem Pferdestall eine gute Wohnkammer an.“

Nun sah Hadrian zu seiner nicht geringen Überraschung, daß bei kleinen Kutschern solche Standeserhöhung ein wahres Mittel zum Wachstum ist. Der Junge, als er seinen Stallknechtwunsch so weit übertroffen sah, ging sofort augenscheinlich in die Höhe, und der Stallmeister war gut um einen Viertelkopf größer, als es der Tschapperl gewesen in der Fletz, wo ihn der Chef wegen seiner Zwergenhaftigkeit gar nicht hatte auf den Kutschbock lassen wollen. „Stallmeister bin ich!“ sagte er zu seinen Pferden, während er ihnen die Mähne striegelte. „Aber wir bleiben die Alten.“

An einem der ersten Tage kam ein artiger Herr auf Finkenstein. Er war vom Dorf her zu Fuß über die Felder gegangen und hatte einen Knotenstock, an dem ein ledernes Schlinglein hing. Das gestreifte Beinkleid war in die Stiefel gesteckt, damit es im feuchten Gras nicht naß werden konnte. Hadrian dachte, das werde ein Bewerber um die Verwalterstelle sein, es war aber der Herr Frommberg, der gehört habe, daß Finkenstein verkauft worden wäre, und sich nun ergebenst erkundigen möchte nach seiner Hypothek, ob sie baar ausbezahlt würde oder auf

dem Gut liegen bliebe. Das letztere würde ihm eine große Ehre sein, und er empfehle sich höflichst dem Herrn von Finkenstein zu Diensten.

Herr von Finkenstein! Alle Achtung. Das klang stattlicher wie Hausler junior. Herr von! Das wird schon noch kommen. Einstweilen sind wir mit Fug und Recht Herr von Finkenstein.

Er ließ die alten Gräfinnen zu sich bitten. Ob sie damit einverstanden wären, daß er mit ihrem Gläubiger verhandle?

„Der Herr Frommberg. Aber mein Gott, natürlich!" gaben sie erfreut zu. „Sind dem Herrn ja recht viel Dank schuldig, aber uns ist's lieber, wenn's der Herr selbst mit ihm abmacht. Wir sind in solchen Dingen nicht versiert."

So wies Hadrian den Mann an Doktor Kerbholz in der Hauptstadt, um zu seiner Sache, aber auch nur zu dieser, zu gelangen. Herr Frommberg seufzte auf über den Doktor, das sei ein hartgesottener Herr. Er habe viel lieber „direktemang mit dem Herrn Grafen" zu thun haben mögen.

Von Herzen gern hätte Hadrian „direktemang" mit dem artigen Geschäftsfreund verkehrt, der ihn mit Nachsicht der Taxe in den Adelsstand erhoben hatte, aber geschäftlich war er durch Doktor Kerbholz gebunden.

Die Matronen waren aufs äußerste gedrückt unter

den neuen Sorgen. Sie hatten sich entschlossen, das Schloß sofort zu räumen und in die Kaiserliche Residenz zu übersiedeln. Sie hielten unter sich die langwierigsten Beratungen über Packung, Transport und Reise. Schließlich stellte es sich heraus, daß sie nichts weiter mitzunehmen hatten, als einen großen Kleiderkoffer, zwei Hutschachteln, eine lange Kiste mit alten Waffen und heraldischen Emblemen und ein Eisenkästlein mit Dokumenten. Der neue Schloßbesitzer stellte für die Beförderung Roß, Wagen und Kutscher zur Verfügung. Mit wärmsten Dankesbezeugungen nahmen sie es an, doch an dem Morgen, als es zum Abschied kam von ihrem alten Schloß Finkenstein, da konnte sich ein Stein erweichen. Die Pferde waren schon angespannt, als die schwarzen, gebückten Gestalten mit verschleiertem Gesicht noch in den Gängen des Gebäudes umherhuschten. Auch in den großen Festsaal eilten sie, in ihm von einer Ecke zur andern. Die eine bückte sich und gluckste ein wenig, als wollte sie auf dem Fußboden etwas zusammenlocken; die andere fuhr mit der schwarzbehandschuhten Hand an der Wand und den Ahnenbildern herum, als ob sie das Kreuzzeichen darüber machen wollte. Dann hasteten sie noch einmal in ihre Wohnzimmer, wo noch Papierblätter und Sägespäne herumlagen, sanken dort halb ohnmächtig hin und brachen in ein lautes Jammern und Klagen aus.

Hadrian fand es unerläßlich, nun den Gentleman zu machen. „Aber meine verehrten Damen," ſagte er, „das iſt ja begreiflich. Doch wer hindert Sie denn, hierzubleiben? Es wird mir ein großes Vergnügen ſein, die Damen als meine Gäſte zu wiſſen, ſolange es gefällig iſt. Sie ſehen ja, wie viel Raum zur Verfügung ſteht in dieſem Haus. Gerade dieſe Zimmer würden ganz und gar unbenutzt bleiben. Ich habe meine Gemächer gegen die Wirtſchaftsgebäude hin gewählt. Dieſe Räume ſind ſonnig, trocken, Sie ſind in ihnen heimiſch, wie Sie es in einer andern Wohnung nicht ſo leicht wieder werden. Ich bin in den weitläufigen Räumen faſt allein, und wenn Sie manchmal mit einem beſchäftigten Landwirt ein Plauderſtündchen nicht verſchmähen wollten — kurz, ich bitte Sie ſehr, meine Damen, ohne alle Umſtände auf Finkenſtein weiterzubleiben, wie Sie es gewohnt worden ſind." So ſprach er überaus artig.

Die alten Frauen, die einſt glänzende Tage geſehen, die ſo arm und heimlos geworden waren — ſie blickten ſich durch die Schleier an, als ob ſie überlegten.

Etwas gedämpfter war Hadrians Stimme, als er weiter redete: „Wie geſagt, ganz als wären Sie noch die Herrinnen auf Finkenſtein. Ich beabſichtige vorläufig nur die Schäden hier am Fußboden und an den Wänden ausbeſſern zu laſſen, vielleicht eine neue

Tapete zu geben und Spiegelscheiben in die Fenster zu schneiden. Dann sollen Sie nicht weiter gestört werden."

Sie schüttelten lebhaft den Kopf. Das könnten sie nicht. Das könnten sie nicht.

„Oder, daß Sie durchaus ungeniert sind, Gräfinnen, so treffen wir ein Abkommen. Ich vermiete Ihnen die Wohnung auf Jahr und Tag."

„Nein, nein, nein!" Sie preßten ihre weißen Sacktücher an den Mund, wimmerten und schüttelten immer den Kopf. Sie könnten nicht, und sie könnten nicht. Auf dem Schloß ihrer Ahnen als Mietlinge zu wohnen, dagegen empörte sich der Adelsstolz mit aller Macht. Schwerfällig, unsicher stiegen sie die Treppe hinab und wankten zum Wagen. Nach Hadrians Hand tasteten sie und stammelten Dankesworte. Zum Schloß blickten sie nicht mehr auf. Der Saberl schlängelte den Leitriemen, voran ging's.

Der neue Schloßherr stand vor dem Thor und blickte dem Wagen nach, über dessen Rücklehne die zwei schwarzen Köpfe der Frauen ein wenig hervorstanden. Sie schienen zusammenzuknicken. — Hadrian atmete erleichtert auf. Nun war er's ganz: Herr von und auf Finkenstein.

Hadrian Hausler hatte also eine feste Begrenzung seines Eigentums, seines Wirkungskreises, seiner Persönlichkeit. Er empfand in diesem Kreis eine Festigung seiner selbst, eine größere Einheitlichkeit und Gleichmäßigkeit seines Wesens, und ein paarmal hatte es sich gleich in den ersten Tagen ereignet, daß sein Wille schnurgerade zur Ausführung kam. Zu seiner allergrößten Befriedigung merkte er, wie der windige Hausler wirklich Ansatz nahm, ein großer, bedeutender Mensch zu werden.

Und nun kam der Gutsverwalter. Es war der erste, der um die ausgeschriebene Stelle sich meldete, und auch der beste. Ein untersetzter, kräftiger Mensch. Das sonnenverbrannte Gesicht, dessen viele, blutunterlaufene Striemchen, die wulstigen Hände gaben Zeugnis von seinem rüstigen Kampf mit der Natur. Ein roter, kurzgeschnittener Vollbart, eine scharfgebogene Nase mit der funkelnden Brille darauf ließen Kraft und Energie ahnen. Gläsernummer sechs trug er, weil man in einer großen Wirtschaft nicht scharf genug dreinsehen könne. Die vorgelegten Papiere rühmten seine Umsicht, Thätigkeit und Verläßlichkeit. Nur das Zeugnis des letzten Dienstes fehlte noch, weil es — der Mann sagte das ohne Umschweife — ein Zerwürfnis mit dem Dienstherrn gegeben habe. Der Herr hätte in einigen Punkten den Vertrag nicht eingehalten, und hierin sei er bei seiner Denkungsweise em-

pfindlich. Demnach habe er sofort seinen Dienst gekündigt. Er stehe und falle mit seiner Sache, lasse sich aber keine tauben Nüsse bieten.

Dem neuen Schloßherrn gefiel natürlich dieser Mann, er nahm ihn sofort auf. Herr Lebrecht Frang ließ nicht die erste Stunde vorübergehen, ohne sich nützlich zu machen. Er sprach mit dem Herrn über allerlei und konnte sich nicht genug wundern über die praktischen Kenntnisse und den wirtschaftlichen Fernblick eines bisher doch ganz andern Fächern lebenden Weltmannes.

Bald hatte Verwalter Frang eine größere Anzahl Dienstboten beisammen. Tüchtige Leute. Lieber höheren Lohn zahlen, als faules, liederliches Gesindel füttern! Das war seine Maxime. Man müsse die Leute natürlich auch besser halten, als die Bauern in der Umgebung es thun. Hadrian wäre dafür gewesen, daß sie täglich frisches Fleisch und Wein bekommen hätten, das konnte Frang allerdings nicht billigen. Die Dienstboten seien nicht gewohnt, wie Gäste behandelt zu werden, und besondere Güte würde nur ihre Ansprüche steigern. Alles mit Maß!

Die nun auf Finkenstein beginnenden Werke können natürlich nicht fortlaufend beschrieben werden, sie sind für unsere Geschichte stellenweise nur nötig als Beleg für Leben, Entwicklung und Schicksale un-

ſerer beiden Freunde aus der Fletz. Nach einiger Zeit war das Schloß in den Stand geſetzt. Auch die Einrichtung der Wohnzimmer Hadrians hatte der Verwalter geleitet, und war dort mit Lederſofas, Sammetkiſſen, Teppichen, Eberfellen u. ſ. w. nicht geſpart worden. Auch hatte er es verſtanden, ſeinen Herrn in kurzer Zeit mit Küche und Keller zufriedenzuſtellen. Sein Geſchmack war ein ganz vorzüglicher. Hadrian Hausler hatte ſich große Einfachheit und Abhärtung zu ſeinem Lebensprinzip gemacht, allein nach anſtrengender Arbeit dürfte er ſich wohl eines linden Ruhekiſſens bedienen, und an Sonn- und Feſttagen war ein gutes Mahl doch am Platz als Belohnung für die Tapferkeit im neuen, ſo ernſten Beruf. Allerdings war Hadrian etwas oft ruhebedürftig, und die Heu-, Korn- und andern Erntefeſte durften wohl aus Dankbarkeit gegen die Ceres bei reichbeſetzter Tafel gefeiert werden. Herr Frang war ein guter Tiſchgeſellſchafter und wußte mit Volksſchwänken, aber auch zierlichen Salon- und Boudoirgeſchichtchen den Schloßherrn prächtig zu unterhalten. Er war ein durchaus weltkundiger Mann. Andrerſeits wußte er mit dem Geſinde höchſt volkstümlich umzugehen und die entſprechende Schneidigkeit zu entwickeln, wo es not that. Waren ſie fleißig, ſo ſparte er auch ein fröhliches Wort nicht.

„Nun, Leni, iſt das Heu trocken?“ fragte er eines

Tags, als er in Begleitung des Herrn über die Wiese ging. „Ist es trocken, Leni?“

„Jo—o—o!“ antwortete die dralle Magd und schob mit dem Rechen, dessen Stiel sie sich an den Bauch stemmte, eine Floße Heu voran.

„Ein fester Brocken, das!“ murmelte der Verwalter, schelmisch auf Hausler blickend. Die Asternknospe, die er am Stengel zwischen den Lippen hielt, schubste er von dem einen zum andern Mundwinkel. Hadrian beobachtete die stattliche Person, die in ihrem kurzen, blauen Kittel und in dem scharlachroten, strammgeraidelten Mieder so emsig heuete. Sie trug keinen Strohhut, wie die andern Weiber, ihr dickes, aufgesträubeltes Haar gab dem frischen Gesicht Schatten genug.

„Leider verheiratet,“ sagte Hadrian.

„Warum leider?“ fragte Frang. „Im Gegenteil — wie?“ Die Blicke trafen sich.

Sie sprachen nicht weiter.

Auch neue Pferde hatte der Verwalter angeschafft, weil zur Herstellung des Gutes viel Fuhrwerk nötig war. So mußte für den kommenden Winter Heu gekauft werden. „Aller Anfang ist schwer,“ so tröstete er den Herrn, „aber nur Geduld, wer zuletzt lacht —!“ Hadrian gab Geld und freute sich auf das letzte Lachen.

Endlich war der Saberl mit Roß und Wagen aus

der Stadt heimgekehrt. Hadrian hatte ihn mit einer gewissen Ungeduld erwartet. Nun war er wieder da, der muntere Junge, und hübsch abgebrannt von der Sonne. Hadrian fragte ihn scherzhaft, ob er denn etwa unterwegs wieder avanciert wäre, weil er ihm neuerdings gewachsen vorkam.

„Auch Trinkgeld macht groß!" antwortete der Saberl und erzählte, wie die Gräfinnen ihm einen Dukaten geschenkt hätten.

„Ah, fürs gute Fahren?"

„Nein, fürs schlechte Fahren. Wir haben nichts zu versäumen, sagten sie, und wenn du die armen Tiere gut schonst, so bekommst du einen Dukaten." Die armen Frauen hätten ihn aber mehr gedauert als die armen Rösser, denen er bei jedem Wirtshaus in Wein geweichtes Brot gefüttert hatte. Sie wären im großen Wagen eng zusammengehockt, wie zwei schwarze Hühnchen, und in den Einkehrhäusern hätten sie immer Angst gehabt vor dem Ermordetwerden. In der Stadt wären sie gar nicht abgestiegen, sondern in einen Vorort hinausgefahren. In der Nähe großer Gerbereien und einer Seifenfabrik hätten sie eine hofseitige Wohnung genommen mit einem Zimmer und einem Kabinett. Dort hätten sie ihn noch mit Kaffee bewirtet und ihm Grüße aufgegeben ans liebe Finkenstein.

So träumen sie — die Letzten eines großen Ge-

ſchlechts — in dunkler, verborgener Kammer der Millionenſtadt von längſtvergangenen, ſchönen Zeiten.

Aus der Fletz wußte der Junge nichts zu erzählen, er war dem Induſtrieort auf weitem Umweg ausgewichen. In Schuttenthal hingegen wäre alles wieder bei der Arbeit, nur hätten die unterſchiedlichen Ausſtände im Ort die Lebensmittel geſteigert und die Löhne gedrückt. Denn die Fabrikanten drohten mit dem Zuſperren. Auf dem Heimweg war der Saberl mit einem Bekannten zuſammengetroffen. Mitten auf der Straße war er feſtgeſeſſen — der alte Lindwurm aus Seſam. Aber gar nicht in der ſtolzen Stimmung, wie damals beim Franzwirt zu Gug. Fluchend hieb er auf den Schimmel ein, dieſer ſaß auf dem Schotter, ſchlug bei jedem Streich den Kopf in die Höhe, blieb aber ſitzen.

Sagte der Saberl in ſeinem Vorwitz: „Vater Lindwurm, der Schimmel iſt halt in der Fremde geweſen und hat geſehen, wie es zugeht auf der Welt. Ich wette, er will eine Aufbeſſerung haben. Verſucht es mit einem Zuſchuß. Zum Beiſpiel, wie ich es mit meinen Rößlein mache.“ Und da kam wieder das Weinbrot. Der Junge war vorgeſehen; anders als durch die Weinkanne, in die er das Brot für die Pferde tauchte, hatte er das Trinkgeld für gutes Fahren nie umzuſetzen gewußt. Und nach dieſer Aufbeſſerung war das erſchöpfte Tier alsbald auf die

Beine gekommen. Der Lindwurm erzählte nachher, wie dieses nicht sein einziges Malheur gewesen sei auf der Reise. Die drei Buben habe er allerdings glücklich in die Stadt gebracht. Dort sei ihm aber zuerst das Pferd an zwei Füßen krumm geworden auf dem vertracktem Pflaster, er habe tagelang bleiben müssen und sein Geld verthan. Und als es endlich doch zur Heimfahrt gewesen, sei der Junge erkrankt, der Michel, und habe den Vater nicht fortgelassen. Es sei ein wahres Kreuz mit diesem Buben. Seitdem die Brüder auf der Hochschule seien und nicht mehr viel mit ihm zu thun hätten, werde er ganz hintersinnig. Vom Fleisch falle er ab, es sei nicht anzusehen. Der ältere, der Toni, hätte es seiner Zeit auch einmal so gemacht und sei doch wieder besser und ein braver Student geworden, so verhoffe er auch bei dem Michel eine gute Umkehr.

„Eine gute Umkehr — das wäre freilich das Beste," hatte der Saberl in seinem besonderen Sinn auf die Mitteilung des Bauers geantwortet.

Dann trieb der Lindwurm den Schimmel an und gestand, daß er Tag und Nacht werde fahren müssen, um lebendig ins Sesam zu kommen. „Einkehren unterwegs, das tragt's nimmer."

„Lindwurm," entgegnete der Saberl, „nur geradehin sagen, ich weiß es ja doch schon. Ihr habt kein Kleingeld im Sack."

„Donnersbub!“ brummte der Bauer. „Wie kommst du denn auf das? An der Uhrkette hier, siehst du, hab ich einen alten Theresienthaler hängen. Ich verpfände ihn ungern. 's ist ein Andenken, aber der Franzwirt giebt einen Dukaten dafür, wenn ich nur erst so weit wäre!“

„Einen Dukaten gebe ich auch,“ sagte der Saberl gelassen und zog mit dem Zänglein seiner zwei Finger aus der Westentasche das goldene Scheiblein.

Der Lindwurm machte einmal große Augen. Beim Wirt Anleihen zu machen — allerdings nein, ein Lindwurm steht nicht auf der schwarzen Tafel vor allen Straßenleuten, Holzknechten und Bauern. Wie sollte er sich aber zu diesem jungen Herrschaftskutscher stellen, um als wohlbestellter Sesambauer das Geld nehmen zu können?

Da dachte sich der Junge, ein Christenmensch solle den lieben Nächsten nicht so zappeln lassen. Stellte er sich vor den Bauer mit einer demütigen Bitte: „In allem Ernst, Lindwurm, weil wir schon alte Bekannte sind. Ich hab das Ding da geschenkt bekommen und fürchte es zu verlieren, unterwegs. Auf ja und nein hat der Säckel ein Loch, wo keins hingehört. Bin für so was nit recht eingerichtet. Seid so gut und hebt mir den Dukaten auf. Könnt ihn nachher einmal nach Schloß Finkenstein schicken, oder ich hol ihn bei euch ab.“

„Den Gefallen will ich dir thun, du — du — du verſchwefelter Herrbub du!“ So ſagte der Bauer ein wenig hochmütig und ein wenig beſchämt und langte nach dem Geldſtück.

Als der Saberl das nun ſeinem Herrn luſtig ſo erzählt hatte, fragte Hadrian ihn, ob er ſich keine Schrift habe ausſtellen laſſen. „Nicht? Aber Menſch, wenn man Geld ausborgt!“

„Ich borge keins aus. Ich werd ſo dumm ſein und mir für einen Dukaten Sorgen kaufen. Hergeſchenkt — hingeſchenkt — gut iſt's.“

Das iſt dumm von dem Jungen. Und weiſe von ihm. — So ſteht es an dieſer Stelle im Tagebuch.

Kaum nun der Saberl wieder zu Haus war, gab's Beſchwerden. Der Verwalter hatte die neugekauften Pferde in den Stall der Braunen geſtellt, der Junge wollte ſich das aber nicht gefallen laſſen.

„Der Stallmeiſter bin ich!“ ſagte er dreiſt.

„Der Verwalter bin ich!“ ſprach Frang.

„Und der Herr bin ich,“ ſetzte Hadrian bei. Und der Herr ſuchte den Konflikt diplomatiſch auf folgende Weiſe beizulegen. „Der Verwalter,“ ſagte er, „hat vollkommen recht, denn dieſer Stall paßt ſeiner Lage wegen beſſer für die Wirtſchaftspferde. Wenn es aber der Stallmeiſter nicht für gut findet, ſo wird er ſeine Gründe dafür haben. Ich will keinem in

sein Fach reden. So soll es, denk ich, beim alten bleiben."

Und der Saberl hatte wieder seinen Stall.

Als er aber an demselben Abend für seine Pferde frisches Heu holen wollte vom Übergeschoß, paßte der Verwalter auf und fiel ihm in den Arm: „Junger Mann, das Heu, das ist mein Fach!"

Nun schien es wieder schwer, Richter zu sein. Da war's der Saberl. Er bat den Herrn, für die Pferde Heu zu kaufen.

„Gut," sagte Hadrian, denn das machte ihm Spaß, „Herr Verwalter, ich kaufe Ihnen ein Fuder Heu ab für die Braunen. Hier ist das Geld, ich bitte, es in die Wirtschaftskasse zu rechnen."

So war's wieder glatt, und Hadrian kam sich vor wie der weise Salomon. Er ahnte nicht, daß es der Weg einer unhaltbaren Schlauheit war, der hier betreten wurde, und er ahnte nicht die Verdrießlichkeiten, denen er auf diesem Weg begegnen sollte.

Das schiefe Verhältnis des Verwalters zu dem jungen Stallmeister wurde nicht gerade geschlichtet damit, daß Frang gegen jenen manchmal barsch seine Würde hervorkehrte, und auch nicht damit, daß der Saberl den andern gern ein bißchen hänselte. Der Saberl verstand keinen Ernst und der Frang keinen Spaß.

Der Verwalter hielt sehr viel auf Anstand und Sittlichkeit. So oft er aber Moral redete, kicherten die Leute, besonders die weiblichen. So eilte eines Abends — das Gesinde hatte sich zum Teil schon zur Ruhe begeben — der Saberl in das Zimmer des Verwalters und verriet ihm mit schelmischer Miene, daß er eben an der Mädchenkammer vorübergegangen sei und durch die halboffene Thür drinen etwas wahrgenommen habe. Die Leni habe einen jungen Menschen bei sich, der aber nicht ihr Mann Josef wäre, sondern ein anderer, und die beiden seien in einem Zustand, der sich nicht näher andeuten lasse. Frang warf sofort seinen Mantel um, und wortlos hastete er hinaus, über den Hof hin, mit flatternden Rockflügeln zur halboffenen Kammerthür. Und da hat er's erspäht, wie die Magd Leni bei einer Öllampe — ihr halbjähriges Knäblein säugte.

„Blöder Witz," brummte er dem Jungen nach, der laut lachend in seinen Stall schlüpfte.

An einem der nächsten Tage hatte Hadrian Hausler etwas Neues entdeckt. Etwas ganz Neues, in seinem Leben noch nie Erfahrenes. Den stillen Tag.

Er war, ohne recht zu wissen warum, zur oberen Brücke gegangen, über dieselbe hinauf durch den Jungwald bis zur grünen Matte, die über dem Hang sich wie eine kleine Hochebene hinlegt an den Berg, der rückwärts steil und steinig aufsteigt. Dieses Steinige ist keine geschlossene Felswand, vielmehr ein unendlicher Wust von lockeren Steinen, die gleichsam aus dem Berg quellen und grau oder grün bemoost sind. Dazwischen Gestrüpp und verkümmertes Nadelholz. So der Hintergrund. Auf der ebenen Matte stehen in Abständen alte Buchen, deren Stämme geborsten, ausgehöhlt, ja sogar im Innern durch Blitzschläge halb verkohlt sind und deren Astwerk doch voll des gilbenden Laubes ist. Auch unter diesen Bäumen liegen Steine herum, die von der Lehne niedergebrochen sein mögen. Auf einen derselben hatte Hadrian sich niedergesetzt und hinausgeschaut in den weiten Thalkessel. Er hatte nicht gewußt, daß der Herbst so fein kann. Nach Art der Stadtleute verglich er die Natur mit Menschenwerk, und zwar so, als ob dieses vorbildlich sei. Also erschien ihm die Gegend wie eine große Farbenpalette. Goldgelb die reifen Haferfelder, kaisergrün die Rübenäcker, ziegelrot die Buchen, sammetgrün die Wiesen, berlinerblau die Nadelwälder

in der Ferne. Die feuchtgewordene Sonne ließ alle Farben noch schärfer sehen.

Über dieser bunten Landschaft nun der stille Tag. Hadrian sah unten in den Vierecken der Gemarkung, die wie Schachbrettfelder dalagen, die arbeitenden Leute milbenartig sich bewegen. Er sah die Feldfeuer der Hirten, die schneckenartig hinkriechenden Erntewagen — und kein Laut drang herauf. Es war so still wie ein Theaterraum nach geschlossener Vorstellung. Ja, noch viel stiller, weil man sah, wie alles prangte und sich bewegte, und doch keinen einzigen Klang vernahm. Er blickte hinab, ganz traumverloren. Als Kind hatte er sich gedacht, so müßten die Heiligen vom großen, stillen Himmel herabschauen auf die Welt. Eine nie gekannte Ergriffenheit kam über den Mann. Es war ihm, als werde er hier auf dem Stein in alle Ewigkeit sitzen bleiben und den stillen Tag Gottes genießen. Aber schon in den nächsten Augenblicken begann er, die Dinge abzuschätzen: jener glasgraue Waldstreifen ist wohl zwanzig Meilen weit entfernt? Die steinernen Zacken, die hinter den Vorbergen stehen, mögen sicher an siebentausend Fuß hoch sein. Wie viele Dörfer und Gehöfte wohl etwa gezählt werden? Der Thalkessel ist so groß, daß wenigstens zehn Millionenstädte darin Platz hätten, und seine ganze Bewohnerschaft fände in ein paar stattlichen Zinshäusern Raum. Die Ertrags-

fähigkeit des Gutes Finkenstein, wie es unten so freundlich daliegt, wird sie sich je einmal mit der eines gewöhnlichen Zinshauses messen lassen? Verwalter Frang hat gute Hoffnung.

Hadrian sah nach seiner Uhr. Wie? Kaum zwanzig Minuten sitzt er da? Es scheint, daß bei der großen Stille auch die Zeit einschläft. — Wir wollen einmal sehen. Ein Zeitungsblatt zog er aus der Tasche und begann zu lesen vom Krieg der Engländer in Afrika, vom großen Streik der Bergarbeiter, von den Kämpfen und Schachzügen der politischen Parteien, von Eisenbahnkatastrophen, Schiffsbränden, Korruptionsprozessen. Dann las er den Kurszettel. —

Wie kommt das? Ist denn die Menschenseele vergiftet worden, daß sie sich nicht mehr weltvergessen hinlegen kann in die Ruhe der Waldnatur, wie ein Kind in die Wiege? — Oder ist im Gegenteil das Menschenherz freier und größer geworden, daß es nicht mehr sein Genügen findet an sich selbst, daß es in der Gemeinsame lebt und aufgeht, und gäbe es auch noch so viel dabei zu leiden? — Unseres Hadrians Wesen läßt es unentschieden. Es kann eitel Neugierde, Sensationssucht, sogar ein bißchen Schadenfreude sein, was ihn immer wieder zu den Zeitungen greifen ließ. So oft er sich über sie auch ärgern mochte; so sehr sie ihm nach Ausspruch eines bekannten Pädagogen einer

geschlossenen Charakterentwicklung im Wege zu stehen schienen und den Geist verflachten und verekelten: er las und las immer wieder die Zeitungen. Was aber soll man denn thun, um diesen Satan loszukriegen? Es bleibt hier nur die eine Wahl, ein Zeitungsmensch zu sein, oder ein anachoretischer Simpel zu werden. Wenn es in der Einsamkeit noch Schäferfreuden gäbe, wie sie in alten Büchern stehen, ja, dann wäre es was anderes. Die Feigenblätterzeit wäre der Zeitungsblätterzeit vielleicht vorzuziehen.

Unter ähnlichen Gedanken stieg Hadrian Hausler an jenem Tag herab vom Berg mit seinem stillen Tag. Der Segen des Ausflugs war zweifelhaft, der Mann empfand eine fade Stimmung. — Es war schon dunkel geworden, als er in seinen Hof kam. Unter der großen Linde saß um einen viereckigen Tisch das Gesinde beisammen und löffelte. Vom Ast herab hing am Stricklein eine brennende Talgkerze. Punkt Stunde sechs hatten sie ihre Werkzeuge hingelegt. Wenn schon, meinten sie, der Verwalter mit der lumpigen Verpflegung und dem Lohnabzug sich an den neuen Brauch hielte, so thäten sie es auch und arbeiteten nicht eine Minute über die Zwölfstundenzeit. Plump, den Oberkörper vorgebeugt, auf den Ellbogen gestützt, saßen sie da, die Männer und Weiber durcheinander, und ihr Körperdunst roch hinüber bis

zu Hadrian, der hinter der Zaunhecke ſtand und die Leute heimlich beobachtete. In einer großen, keſſelartigen Thonſchüſſel hatten ſie Milchbrei vor ſich; dann kam aus der Küche von einer ſiffelnden Magd getragen eine zweite Schüſſel, gefüllt und aufgegupft mit Kartoffelnocken. Träge und doch auf Maſſenbeute bedacht, fuhren ſie mit ihren Blechſchaufeln in die Schüſſel. Was hier einer auf einmal mit dem Löffel zum Mund brachte, das gab nach Berechnung des heimlichen Zuſchauers in einem Stadtreſtaurant reichlich eine Portion. Die Unterhaltung bei dieſem Tiſch war dumpfig, brummig und bösartig.

„Menſchel," ſagte ein ſchnauzbärtiger Knecht zu einem halberwachſenen Mädchen, „du kunnſt zum Herrn Verwalter hinaufgehn und ſagen, er ſollt doch um den Bader ſchicken, der Milchbrei hätt die Waſſerſucht."

Einige lachten über dieſen Spott auf den wäſſerigen Brei gröhlend auf.

„Es ſind auch die Nocken nit geſund," ließ ſich ein großknochiger Burſche vernehmen, „die werden noch an der Auszehrung ſterben, ſo hundskruſpel mager ſind ſie."

„Mit dem Schmalz fettet der Herr Verwalter halt ſeinen Geldbeutel ein," gab eine Magd dazu.

„Wenn ich wieder auf die Welt komm," ſagte ein anderer, „ſo werd ich kein Bauernknecht, das weiß

ich. Schon am wenigsten bei einem Herrnbauern. Bei den Almbauern thut wenigstens der Alte selber miteſſen, wenn's Bohnen und Erdäpfel giebt."

„Ja, und nach dem Eſſen geht er ins Extraſtübel und ſchlampet mit den Seinigen Kaffee und Eierſchöberl. Iſt ein Teufel, da wie dort. Ich, wenn noch einmal auf die Welt komm, werd ein Herr. Tagsüber recht ſchön ausraſten, daß man ſtark wird für den Abend, wann die Backhühner kommen. Und ungariſcher Wein dazu, wegen dem, daß es gut verkocht im Magen."

„Es muß nit juſt ungariſcher ſein. Es kann auch ein Schampus ſein. Habt's es geſehen, wie vorhin der Herr Verwalter zwei Flaſchen mit Silberköpfeln in den Trog geſtellt hat, zum Einkühlen?"

„Ah na, das wird Medizin ſein," ſagte eine Magd. „Für den gnädigen Herrn."

„Iſt er krank?"

„Und das weißt du nit? Brauchſt ihn bloß einmal anzuſchaun."

„Wenn Doppelkinn eine Krankheit iſt!"

„Ich bitt dich, was hilft ihm's Doppelkinn! In die Augen mußt ihm ſchaun. Die leuchten dir nit heller wie unſere Talgfunzen da oben. Ich weiß es wohl. Mir hat's der Stallmeiſter geſagt, daß er krank iſt."

„Der Stallmeiſter!" rief ein Knecht. „Daß ich

nit lach! Ein Rotzbub iſt's noch und will Stallmeiſter ſein!"

„Von den Dreien iſt er mir alleweil noch der liebere," ſagte die Magd. „Der red't wenigſtens noch was. Und greift bei der Arbeit an. Wie heut beim Erdäpfelgraben den ganzen Tag. Wo ein anderer vor Hoffart ſchier platzt, ſobald er einmal bei den Röſſern iſt."

„Laſſ's ja gelten, daß der Saberl ſo weit noch der beſſere iſt. Aber wenn er hat helfen Erdäpfel graben, ſo ſoll er ſie uns jetzt auch helfen eſſen!"

„Mein Gott," ſagte wieder die Magd. „Wenn ſich einer was Beſſeres weiß. Ein Narr, wenn er nit zugreift! Ich wollt mich auch nit lang ſpreizen, wenn mich der gnädige Herr zum Tiſch laden thät."

„Das iſt ja der Teufel!" brummte der Knecht und warf zornig den Löffel weg. „Daß die Hundsfötter katzbuckeln vor den Leutſchindern! Und nachher ſoll's beſſer werden bei uns Dienſtboten. Woher denn?"

Alles das hatte Hadrian gehört, dann hatte er genug. Hinter der Hecke ſchlich er davon und ins Schloß. —

Nach dem Souper, bei dem er mit dem Verwalter und dem Stallmeiſter zuſammenſaß und erſterer ſich ſchon rückte, um „Gut Nacht" zu ſagen, fragte Hadrian ſo nebenhin: „Giebt's heute nicht Sekt?"

„Ach, in der That!“ rief Frang lebhaft aus. „Ich hatte wirklich eine Flaſche eingekühlt. Nach der Bergtour, dachte ich mir — da friſcht ſo was.“

Er ſtellte für den Herrn einen ſchalenförmigen Kryſtallbecher hin, mit den andern zögerte er.

„Wir trinken doch zu Dreien!“ ſagte der Herr. „Meinſt du nicht auch, Saberl?“

„Ich geh ſchlafen,“ antwortete dieſer. Dann ſtand er auf und ging, ohne „Gute Nacht“ zu ſagen, davon.

„Iſt ein ungezogener Schliffel!“ ſagte Frang.

Darauf Hadrian: „Er wird müde ſein, hat den ganzen Tag gearbeitet. Bitte, langen Sie mir doch Ihren Becher herüber, Herr Frang, bedienen Sie ſich mit einer Zigarre und erzählen Sie mir etwas.“

Hadrian Hausler nahm ein andermal Gelegenheit, um mit Frang über die Dienſtboten zu ſprechen. Der Verwalter hatte ihm gerade den wirtſchaftlichen Monatsbericht erſtattet und dabei bemerkt, daß er leider immer noch nicht ganz mit den Erfolgen zufrieden ſein könne, als der Schloßherr die Frage that, ob wohl die Leute ſtets zufriedengeſtellt ſeien?

„Ich bitte Sie, Herr!“ antwortete Frang munter, „ich ſage nur: man balgt ſich um eine Dienſtſtelle auf Finkenſtein. Täglich muß ich Leute abweiſen, die von den Bauernhöfen herabkommen, um bei uns in Dienſt zu treten.“

„Ich höre, daß man ſich über die Koſt beklagt hat.“

„Das iſt unter allen Umſtänden wahrſcheinlich. Jeder will ſich's beſſer machen, als er's hat, natürlich. Immer noch beſſer. Der Menſch iſt einmal ſo. Ich bin auch ſo. Wir ſind alle ſo. Von einer völligen Zufriedenheit kann überhaupt keine Rede ſein. Geben wir ihnen heute Rindfleiſch, ſo wollen ſie morgen Schweinsbraten haben. Und übermorgen gebackene Ganslebern. Es wäre ſyſtematiſche Korruption. Schon aus Koulanz gegen die Nachbarſchaften dürften wir von der landläufigen Koſtordnung nicht abgehen. Die Leute würden zu üppig. Übrigens habe ich es jedem bei der Aufnahme geſagt: wie die Arbeit, ſo die Koſt. Wenn die guten Leutchen vor ſechs Uhr

nicht aus dem Neſt krauchen und nach ſechs Uhr wieder die Herren ſpielen wollen, na, da haben ſie allerdings Zeit und Muße genug, um über ihr Befinden zu klagen.“

Das war einleuchtend.

Als Hadrian bei dieſer Unterredung ſich nach den fälligen Handwerkerpoſten erkundigte, ermahnte der Verwalter zur Geduld. Die Rechnungen würden früh genug kommen. Einſtweilen habe er noch Geld, doch müſſe man es den Leuten nicht gleich vorſchütten. Er pflege die Löhne ſtets erſt auszuzahlen, wenn die Arbeit zur Zufriedenheit hergeſtellt und auch eine Garantie für deren Haltbarkeit geleiſtet ſei. Endlich dürfe man ſelbſt in dieſem Fall die aufgeſtellte Rechnung nicht völlig ſanktionieren, vielmehr immer einen Teil für irgend etwas abziehen. Anſonſten wüßten derlei Geſchäftsleute in ihren Wertmeſſungen bald keine Grenzen mehr zu finden. Gerade die erſten Male müſſe man ihnen ſehr genau auf die Kappe gehen, bis ſie ſich's merkten, mit wem ſie's zu thun haben.

Das leuchtete wieder ein. „Ich finde es klug, Herr Frang,“ ſagte Hadrian.

„Bei dieſer Gelegenheit,“ ſprang der Verwalter nun über, denn er liebte ſtets alles gerade und kurz abzuthun, „erlaube ich mir eine Kleinigkeit zur Sprache zu bringen. Unſer Saberl! Ich habe den

Jungen recht liebgewonnen, trotz seiner Fehler ein drolliger Junge. Mutterwitz manchmal. Aber mit dem Gesinde macht er sich zu gemein. Das taugt nicht. Schwätzt auch manchmal, wie es scheint. Die Leute dürfen der Herrschaft niemals in die Karten sehen können. Mir erschwert das die Ordnung, für die ich verantwortlich bin. Dann mit dem Pferdestall. Das wird auch nicht gehen. Ich habe wieder Kühe gekauft und brauche Raum. Vor allem das Praktische. Das Pferd zehrt, die Kuh nährt, sagt ein gutes Bauernsprichwort. Ich würde beinahe raten, die Braunen ganz wegzugeben. Für grobes Fuhrwerk sind sie doch nicht zu brauchen, und für Wagenfahrten? Sagen Sie selbst, Herr, ob Sie seit drei Monaten öfter als zweimal ausgefahren sind?"

Der Verwalter schien wieder recht zu haben, und diesmal war das dem Schloßherrn unangenehm.

Mit den landwirtschaftlichen Schriften war Hadrian nicht weit gekommen. Das Studium war etwas umständlich und — langweilig. Und auch überflüssig, da er Frang an der Seite hatte. Er gab das Studium also wieder auf. Man könne auch nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen, „besonders, wenn manchmal keiner vorhanden ist," wie es launig im Tagebuch heißt. Hadrian machte sich nämlich bisweilen gern über sich lustig — dabei kommt man sich weltüberlegen vor. Nur andere Leute durften es

nicht über ihn thun, oder er konnte unangenehm werden.

Frang wußte das. Frang war einer jener uneigennützigen, treuen Diener, die, sich selbst zurückstellend, dem Herrn das Seine geben. Frang ehrte an Hadrian den gebildeten, philosophisch angelegten Mann, dessen ganze Artung eine zu sensitive, vornehme ist, um sich zum Beispiel mit Heu und Dung abzugeben. Verwalter Frang hatte zwei Weltanschauungen im Sack; in der linken Westentasche die für Gebildete: liberal, philosophisch, ästhetisch, atheistisch; in der rechten Westentasche: konservativ, moralisch, religiös. In der ersteren unterhielt er sich gelegentlich mit dem Schloßherrn, letztere kehrte er bei seinem Gesinde und der Bauernschaft hervor. „Für gemeine Leute muß Religion sein, sonst würden sie zu Bestien." Hadrian sah das ein und billigte es.

Als nun so eine Weile hingegangen war über Finkenstein, las Hadrian eines Tags in seinem „Reichstribun" eine Neuigkeit. „Der Großindustrielle Guido Hausler hat sein ausgedehntes Etablissement in der Fletz an eine Aktiengesellschaft verkauft. Herr Hausler senior, der in letzterer Zeit getrübter Familienverhältnisse wegen das große Geschäft ganz allein geleitet hatte, gedenkt sich ins Privatleben zurückzuziehen."

Nun also! Wie diskret doch so eine Zeitung ist! dachte sich Hadrian. Getrübter Familienverhältnisse wegen. Er hat ja nur den einen Sohn. Offenbar ist der ein Taugenichts. Ein rechtes Wunder, daß die Blätter sich die Sache entgehen lassen, sie ließe sich pikant zubereiten. Durchgebrannt, der saubere Herr Junior! Wahrscheinlich mit sehr viel Geld. Soll er nicht in Monaco oder einer andern Spielhöhle mit Frauenzimmern gesehen worden sein? Der „Montagsbote", ein von der Firma Hausler subventioniertes Blatt, hatte nur in einer dürren Notiz mitgeteilt, daß Herr Hadrian Hausler eine Weltreise unternommen habe. Nanu! Wohl gar eine wissenschaftliche Expedition in das Innere von Afrika!

Dieweilen sitzt er in schlichtbürgerlicher Einfachheit auf einem entlegenen Landgut, baut Korn und züchtet Rinder. Sehr gerührt war er, solchen Gegen-

ſatz betrachtend, was aus ihm hätte werden können und was aus ihm geworden iſt.

Zur ſelben Zeit gab eine andere Poſt ſeiner Beſchaulichkeit eine andere Richtung. Ein unbehilflich geſchriebener Brief „An Herrn Hadrian Hausler, Wohlgeboren, derzeit auf Schloß Finkenſtein, letzte Poſt Gug. Bezirk Breitengrub.“

„Indem ich gehört habe, daß Sie den Sabin jetzt zu Ihnen genommen haben, ſo iſt das wohl ſchön von Ihnen und möcht's meiner armen Tochter wünſchen, daß ſie das hätte derleben können. Sie hat ſich dem Kindsvater wohl nicht an den Hals werfen mögen, weil wir arme Leut ſich auch nicht wegwerfen, wenn einer ſelber nicht fragt, was er ſchuldig iſt worden. Und haben den armen Wurm, weil die Agathel, wie Sie wohl wiſſen werden, dabei geſtorben iſt und niemand und nix haben gehabt, in der Verzweiflung der guten Kirchnerin hingelegt, als wenn uns der liebe Herrgott den Gedanken hätte eingegeben. Denn was dieſe Pflegemutter fürs Kind hat gethan, das kann ich und kann der wohlgeborene Herr nicht derſtatten. Sonſt hätte der Sabin wohl an Leib und Seel zu Grund gehen müſſen. Und die Urſach meines Schreibens, daß ich Ihnen kniefällig bitte, ſchauen S' gut auf den Buben, daß er nicht verdorben wird in ſo einem Haus. Ob's ihm geht, wie der will, wenn er nur

so weit brav verbleibet. Immer einmal habe ich ihm bissel was zustecken können zweiter Hand, weil er's nicht zu wissen braucht, daß er noch wo eine Großmutter hat, die selber zu nix mehr ist. Daß ich ihn jetzt nimmer sehen kann Brief austragen, ist wohl mein Herzeleid, und ich bitt noch einmal und tausendmal, lassen S' ihn nit verderben. Ist eh das wenigste, was man verlangen kann.

Ich beschließe die paar Zeilen, wünsche alles Gute und verbleibe

Kunigunde Fürtner,

In der Fletz. Wäscherin."

Dieses Schreiben fand sich zwischen Hadrians Tagebuchblättern ohne jede weitere Bemerkung. Es scheint auch keine nötig zu sein.

Am Sonnabend, der dieſer zweifachen Poſt folgte, ließ Hadrian den Stallmeiſter zu ſich kommen. Der blieb aber in der Thür ſtehen und fragte knapp nach dem Befehl.

Er hatte nämlich etwas Verbotenes an ſich. Das hellgraue Beinkleid mit dem kohlſchwarzen Tuchfleck rückwärts, das er ſich ſelbſt ſo abenteuerlich ausgebeſſert hatte, es war verpönt. Der Herr wollte keinen allzu ſcheckigen Stallmeiſter haben. Allein Saberl war einer von ſolchen, die ſich von ihren alten Kleidern nicht trennen können, weil's in denſelben ſo heimlich iſt und weil ſich's damit ſo flott arbeiten läßt. Neues Gewand thut einem leid, ehe man's noch lieb hat, und altes Gewand hat man lieb, weil's einem nicht mehr leid thut.

„Komm nur näher, Saberl, und drehe dich einmal. Sogar die Erde dreht ſich, daß auch zuweilen der ſchwarze Weltteil herüberkommt. — Sage einmal, junger Mann, willſt du noch wachſen?"

Da ſchaute der Junge etwas verdutzt drein, was der Herr denn meine? In der Hand hielt er das ſchmalkrempige Lodenhütchen, und das ſchlenkerte er hin und wieder, ſo heftig, als ob Großes davon abhinge, jetzt an der Thür den trockenen Hut auszuſchlenkern.

„Nun?"

„Herr!" ſagte der Saberl, kurz hervorgewürgt

kamen die Worte, „zu wachsen verlang ich mir gerade nit mehr. Eher ist einer, der mich kleiner machen will.“ Und nun schoß es von ihm los, daß der Herr Verwalter sein Feind sei!

„Dein Feind! O Tschapperl, du! Herr Frang hat erst vor kurzem von dir gesprochen, und sehr freundlich sogar.“

„Weil er falsch ist. Ich sag nichts weiter. Ich will nichts weiter sagen — ein falscher Mensch ist das! Ein ganz falscher Mensch ist das! Ich will nichts weiter sagen.“

„Aber Junge, das ist ja reichlich genug.“

„Falsch ist er.“

„Beruhige dich,“ sprach Hadrian ernsthaft. „Allerdings merke ich schon seit einiger Zeit, daß ihr beide kein Zusammensehn habt. So siehst du ihn nicht richtig und er dich nicht. Man muß euch auseinanderbringen. Wenigstens im Hof. Und deshalb will ich dich fragen, Sabin, ob du nicht noch einmal wachsen magst. Vom Stallmeister zum Kammerdiener. Was meinst du?“

Hilflos schaute der Junge drein. Zu viel Vergeistigung entstellte in diesem Augenblick sein Gesicht nicht. Ein rührend flehendes Auge hatte er, das gleichsam wehmütig fragte: was habt ihr mit mir? Laßt mich doch sein, wie ich bin. Hadrian empfand eine wunderliche Regung, er nahte sich dem Jungen, er

mußte auf der Hut sein, um ihn jetzt nicht zu umarmen und abzuküssen.

„Nämlich, Junge," sagte er dann wieder kühl und gleichmütig. „Ich bedarf eines Menschen, der mir die täglichen Kleinigkeiten besorgt. Und will nicht jeden Tag ein fremdes Gesicht um mich sehn. Ich bin ein Gewohnheitsmensch, und du — so jung du sein magst — bist doch mein ältester Bekannter dahier. Ich denke auch, meine Kleider wirst du ordentlicher, wenigstens gleichfärbiger halten, als die deinen. Dann, manchmal sind Briefe zu schreiben, Rechnungen zu stellen und so. Es schadet dir nicht, dich darin zu üben. Und morgen früh kannst du deinen neuen Beruf antreten."

Das Haar war dem Saberl ins Gesicht herein gefallen, er legte es mit der Hand langsam hinters Ohr und blickte traurig drein.

„Oder solltest du dich an dem Kammerdiener stoßen? Bei deinem demokratischen Herzen. Gut, so machen wir Sekretär. Herrschaftlich Finkensteinischer Privatsekretär! Ich dächte, das wäre so übel nicht. Mit verdoppeltem Gehalt. — Na, Saberl, so sprich."

Und der Saberl sprach. Mit dem Hut einen letzten Schlag in die Luft machte er und sagte kurz: „Von den Pferden geh ich nit weg."

Da sagte Hadrian nichts mehr, ging hinaus und

nahm später sein Nachtmahl für sich allein. — „Die Pferde zieht er vor. Ich bin ihm weniger als ein Tier. Der einzige Mensch, den ich lieb habe auf der Welt. Und darf ihm's nicht sagen. Ich will ihn zwingen, daß er mich lieb hat."

Als Frang neuerdings von den braunen Pferden sprach, die nichts leisteten, überall im Weg stünden und den kostspieligen Hafer fräßen, stimmte Hadrian ihm bei. „Wenn diese Pferde überall im Wege stehen!" Aber, so dachte er, soll ich dem Jungen denn die einzige Freude verderben, die er auf Finkenstein zu haben scheint?

Er soll sich eine andere machen. Frang hatte mit dem Kurort Kieshofen, der hinter den Bergen liegt, einen Milchhandel angebahnt, der sich schwunghaft zu gestalten versprach. Die Milch sollte mit Maultieren über den Paß geschafft werden, da brauche man keine Pferde. Für die Braunen habe sich ein guter Käufer gemeldet.

„Thun Sie, was Sie wollen," sagte Hadrian unmutig.

Und am nächsten Tag kam der Franzwirt, legte für die Pferde das Geld hin und führte sie mitsamt dem Wagen nach Gug hinüber.

Und dann war's, als Hadrian nachdenklich und abgespannt im Garten umherging, daß der Saberl zu

ihm trat. Er wolle sich verabschieden, er gehe mit den Pferden.

„Wieso, mein Sohn, dich habe ich ja nicht mitverkauft."

„Das ist mir gleich. Ich bin kein Sohn und bleibe bei meinen Pferden." Sein Gesicht war entstellt, unschön, seine Stirnader geschwollen. Einen eigentümlichen Reiz hatte es für Hadrian, den Jungen zornig zu sehen.

„Ich lasse dich aber nicht fort, Sabin!"

„Wird mich niemand halten können. Ich bin zu den Pferden aufgenommen worden."

„So soll ich deinetwegen die Pferde wieder aufnehmen?"

„Das hab ich nit gesagt. Ich habe nur gesagt, daß mich der Herr zu den Pferden aufgenommen hat."

„Gut, und jetzt nehme ich dich zu meinem Schreiber auf. Willst du nicht, gut, so geh. Laß den einsamen Mann allein — der — der dir — gut war . . . ."

Hadrian mußte abbrechen. Er ging rasch auf sein Zimmer.

Der Saberl stand da. „Der einsame Mann, hat er gesagt." Ihm that das Herz weh. Er ging seinem Herrn nach und klopfte demütig an die Thür. Weil niemand „Herein" sagte, so stand er eine Weile da und klopfte dann wieder.

Der Herr öffnete. „Was willſt du?"

„Dableiben."

Und ſo ward es diesmal wieder glatt.

Als jedoch der Saberl am nächſten Morgen die ausgeklopften Kleider brachte und die glänzenden Stiefel, da war dem Herrn nicht wohl zu Mut. Als ob hier eine Schmach geſchehen wäre. — Niemals wieder, das ſoll eine Magd beſorgen. Der Sabin hat ſeinen Platz beim Schreibtiſch, bei den Büchern, wenn er will. Allein, der Junge wollte nicht im Zimmer bleiben. Nicht einmal ſchlafen wollte er in dem ſchönen Zimmer, das ihm angewieſen worden. Es mußte erſt der Fenſtervorhang hinaus und das Faulbett. Er bat, einſtweilen noch im Stall nächtigen zu dürfen.

Hadrian ſtrich im Wald umher mit der Flinte, am Bach mit der Fiſchangel und nahm den Jungen mit. In den Tümpeln der Rabenſchlucht gab's Forellen, der Saberl verſchmähte die Angel und fing ſie mit den Händen unter den Steinen hervor. Das Daſtehn mit der Schnur und warten, immer daſtehn und warten — es war nicht nach ſeinem Sinn. Die Fiſchgerte konnte er überhaupt nicht kunſtgerecht halten, es war immer, als halte der Kutſcher die Peitſche.

Munter wurde der Junge erſt wieder, als er dem Zimmermann helfen durfte, die Brücke auszubeſſern und die Wegplanke zu bauen.

Und eines Morgens, es war am Festtag Allerheiligen, da gab es einigen Aufruhr im Gehöft. Es fand sich kein Saberl vor. Die Stallkammerthür stand offen, aus dem Bett hing die blaue Decke über den Rand herab. Daß er im Bett nicht war, wunderte niemand, denn seine Sachen, mit Ausnahme des grauen Kutscheranzugs, fanden sich vor. Daß der Junge aber nirgends war, und daß verdächtige Zeichen entdeckt wurden, solches verursachte die Aufregung.

Verwalter Frang kam mit bedenklicher Miene in Hadrians Zimmer: „Ich hätte es nicht geglaubt, Herr! Ist ein leichtes Tuch! Ist nicht weit her mit dem seiner Bravheit. Wissen Sie, was ist? In seinem Bett zwei Gruben. Zwei längliche Gruben nebeneinander! — Und dann durchgebrannt! Schauen Sie doch in die Kammer — ich bitte, sich nur selbst zu überzeugen."

Hadrian ging hinaus und sah es selbst: die Sachen lagen herum, und die Gruben! — Die Leute fanden daran zwar nicht viel Besonderes, Frang jedoch war in solcher Aufregung, daß er nachgerade zur Polizei schicken wollte, um den Befund zu dokumentieren. „Das ist ein Strick, dieser Saberl! An dem hat man sich nicht schlecht getäuscht! Gut, daß er zum Kuckuck ist!"

So tragisch nahm es der Schloßherr gerade nicht.

Obschon — den Kopf schüttelte allerdings auch er. Man hat ja nie was gehört. Nun eben — der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Aber die Flucht. Von dem Gesinde wußte keins etwas, oder wollte niemand etwas sagen. Die Knechte schmunzelten, die Weiber tuschelten, und ein paar von ihnen waren außer sich. Die Kuhmagd wollte am Abend zuvor spät noch bei einem kranken Kalb zu thun gehabt haben, und da sei es ihr vorgekommen, sie habe in der Kammer ein Wispern gehört. Sie habe gedacht: beten wird er. Die einzige Wahrscheinlichkeit des Aufenthalts war Gug und der Franzwirt. Aber in dessen Pferdestall war er auch nicht. Nichts. Hadrian stand und horchte. In der Luft ein geheimnisvolles Verschweigen. Ein Viehtreiber, der vom Gebirge herabkam, erzählte, daß ihm frühmorgens in der Schlucht zwei junge Leute begegnet wären, jedes mit einem Stock, und hätten es eilig gehabt. Die müssen auch früh aufgestanden sein, habe er gedacht. Aber Schlechtes hätte er nichts gedacht. Es sei auch noch dunkel gewesen, und weiter könne er nichts sagen.

Hadrian war verdrossen. Er schlenderte so umher, und es ekelte ihn alles. Er ging in den Garten und horchte. Die Luft war nicht mehr so schweigend wie am Vormittag, sie war unruhig geworden, ein eisiger Herbstwind strich. Der Himmel war grau geworden, und über den Bergmulden wälzten sich Nebel

herein. Die Buchen und Ahorne im Wildpark waren zerrissen, und immer noch flogen welke Blätter herab. Sie flogen im Wind wie gelbe Schneeflocken, wirbelten auf dem Boden weiter und raschelten. Stoßweise toste der Wind durch das ruppige Astwerk. Auch von den Büschen und Hecken flogen die Blätter los und tanzten in kleinen Kreisen auf der Erde, und der Blick drang immer weiter in kahle Gezweige des Waldes. Hadrian hatte das erste Mal den Pelz am Leibe. Der Haderlump soll nur erfrieren, dachte er, wenn man ihm doch wenigstens einen Lodenmantel nachschicken könnte!

Von Gug herüber trug der Wind manchmal einen Ton der Kirchenglocken. Sie läuteten schon seit dem Nachmittag. Als es dunkelte, fiel dem Schloßherrn ein feuriger Streifen auf, der vom Dorf dort abseits lang hingestreckt lag. Nicht zu unterscheiden, ob es bei Gug war oder weiter im Hintergrund, es war, als ob in der Ferne eine Stadt im Feuer stünde. Da ging eine Magd daher, Hadrian fragte sie, was denn dort für ein Feuer sei? Und warum man so sehr läute?

Die Magd antwortete fast herb, sie könne sich nicht denken, wie ein Mensch nicht wisse, daß Allerseelen ist. Auf den Kirchhofgräbern thäten die Kerzen brennen. Ob denn nicht auch der Herr einen Verstorbenen hätte?

Das ging ihm ſonderbar durch Mark und Bein. Ob nicht auch er einen Toten hätte? Einſpannen wollte er laſſen und davonfahren. Wohin? Nur immer zu, auf gut Glück. Aber die Pferde waren ja verkauft, und der Kutſcher war davon. Nein, es iſt zu öde! Seit wann ſind wir denn ſo ſentimental? Man muß ſich zu zerſtreuen ſuchen. Mit irgend etwas.

Über den Hof kam ihm Frang entgegen. Er machte ein vergnügtes Geſicht. Es waren ja die Sachen unter Dach. „Nun kann der Schnee kommen, wie er will.“ Aber er hatte dem Gutsherrn eben etwas mitzuteilen. Gäſte hätten ſie bekommen. Ein Herr und eine Dame ſeien da, mit Wagen, den ſie in Gug gelaſſen. Sie hätten gebeten, das Schloß beſehn zu dürfen. Nun, jetzt könne es ſich ja ſchon ſehen laſſen. Er habe ſie, ſolange es taglicht geweſen, umhergeführt. Dann habe der alte Herr, ein Geiſtlicher müſſe es ſein, gefragt, ob die Gräfinnen nicht zu ſprechen ſeien. Die wären fortgezogen. Der Beſitzer habe einen Spaziergang gemacht. Dann hätten ſie gewartet auf den Herrn, und da es mittlerweile gedämmert habe und das Wetter ſo ſchlecht geworden ſei, habe er die Fremden eingeladen, mit einer Nachtherberge auf Finkenſtein fürlieb zu nehmen. Da ſie in der Gegend ganz unbewandert, ſo hätten ſie die Einladung angenommen.

„Die gehören Ihnen, Herr Frang. Ich bin heute nicht in der Laune, wildfremde Leute zu unterhalten.“

„Ist mir schon recht, wenn sie mir gehören, besonders die Dame,“ sagte Frang mit Humor.

„Eine Dame? Hübsch?“

„Herr, ich spreche nicht. Ich sage bloß, ich spreche nicht . . . .“

„Sorgen Sie für ein gutes Souper.“

Die Zerſtreuung, die Hadrian Hausler ſich für dieſen traurigen Abend gewünſcht hatte, war ausgiebig. Aber anders, als er ſich's etwa gedacht.

Beiderſeits ſchon die Formeln auf der Zunge, mit denen man ſich vorſtellt, entſchuldigt, bittet, mit dem Einfachen zufrieden zu ſein und ſo weiter. Und am Eingang des Speiſezimmers ſtehn ſich Vater und Sohn gegenüber und als Drittes der reizende Zankapfel. Sie ſollen in der That geglaubt haben, es ſäßen noch die alten Gräfinnen auf Finkenſtein, die das Gut verkaufen wollten. Und nun!

Voran war die Kleine eingetreten, ſchlank und graziös, im ſchwarzen Taffetkleid, um die Mitte mit einem glänzenden Lederriemen eng geſchloſſen, dann das Sammethütchen mit dem ausgeſtopften Vögelchen. Flucht war zu ſpät, ſie ſtanden ſich gegenüber.

„Wie?" Hadrian trat beſtürzt einen Schritt zurück. Dann heiſer: „Fräulein Duraſſel!"

Und die zweite Verblüffung im nächſten Augenblick, als er vor dem Alten ſtand.

Hausler ſenior erfaßte die Situation ſofort und zog ſich glänzend aus der Affaire. Für den erſten Augenblick ſpielte er eine freudige Erregung. „Wie? Was ſehe ich da! Ah, das iſt ja nicht möglich! Hadri! — Helene, ſieh ihn doch an — iſt er's denn nicht?"

„Mein Gott, Herr Hadrian!" ſuchte die Dame auszurufen, es gelang kläglich.

„Ja, Sohn, wieso denn? Du der Finkensteiner jetzt? Du? Aber das vortreffliche Aussehn, dir geht es gut, du bist ja jung geworden. Na, die zwei müden Pilgrime, die mußt du heute beherbergen."

Gut, dachte Hadrian, jetzt ist's am klügsten, auf diesen Ton einzugehn, und auch am bequemsten. Er begrüßte sie höflich, reichte ihnen die Hand, die der Alte derb, die Junge zart kneipte. Dann lud sie der Hausherr zu Tisch: „Wollen die Herrschaften vorlieb nehmen mit dem Geringen, was wir zu bieten vermögen. Es fehlt leider an manchem."

Während Hadrian so sprach, gefiel ihm die Rede nicht ganz. Sie konnte als spitzig, vorwurfsvoll aufgefaßt werden, und das wollte er nicht. Er wollte vielmehr den Eindruck machen, als gäbe es für ihn keine Vergangenheit, als seien die wildfremden Leute nur aus gewöhnlicher Höflichkeit aufgenommen, im Grunde ihm aber höchst gleichgültig.

Dem alten Herrn beliebte eine andere Tonart, und auf die Bemerkung, daß es an manchem fehle, sagte er mit einer Unbefangenheit, als ob es nie einen andern Tag gegeben hätte: „Vor allem an einer Hausfrau, wie ich sehe!"

„Bitte, bedienen Sie sich, meine Gnädige!" Damit hielt Hadrian ihr die Forellenschüssel hin.

„Ah, das sind ja Prachtexemplare!" piepste sie.

„Wohl aus dem Finkensteiner Gewässer?“ fragte Senior.

„Gewiß. Auch Mayonnaise gefällig?“

Der Verwalter trat ein, gemessen ehrerbietig vor seinen Herrn.

„Verwalter Herr Frang! Hier — ach, die Herrschaften haben sich ja schon begegnet.“

„Sind bereits gute Bekannte,“ sagte der alte Herr mit freundschaftlicher Herablassung. Er war, obgleich sein glattes, frisches, wohlgenährtes Gesicht über der weißen Halsbinde wieder an einen Abbé erinnerte, ganz liebenswürdiger Weltmann. Es ist geradezu mißlich, ihn den „alten“ Herrn zu nennen.

Frang hielt sich bescheiden, gab aber klug und bestimmt Antwort, wenn an ihn das Wort gerichtet wurde. Er stutzte, als der Fremde seinen Herrn mit du ansprach.

„Du erlaubst schon, daß ich mir etwas Bordeaux nehme.“

„Bitte doch.“

„Eine seltene Marke, wie ich sehe. Superb! Darf man die Quelle wissen?“

„Damit wird Herr Frang dienen können.“

Herr Frang diente damit.

So ging es eine Weile fort. Endlich nahm das Gespräch einen gewissen Gehalt an, und der Verwalter ward das Verhältnis inne, in dem die beiden Herren

zu einander standen. Er war nicht gerade erbaut darüber, daß man, wie ihm deuchte, mit ihm Komödie gespielt habe.

Dem Fräulein Durassel mochte nicht ganz glatt zu Mut sein, sie beschäftigte sich eifrig mit den Fischgräten, später mit den Hühnerknochen, wobei sie ihr Haupt mit dem aufgelockerten gelben Haar so weit vorneigte, daß ihr erglühtes Gesichtlein nur selten zu sehen war.

Senior ermutigte sie, auch ein Gläschen Wein zu trinken, und nannte sie „mein liebes Kind". Sie dankte kurz und schob die goldene Kette mit dem Kreuzchen zurecht, die sie am Hals trug. Auch sonst fand sie an sich manches zu ordnen, lauter Verlegenheitsbewegungen, wobei aus ihren glasgrauen Augen ein paarmal flüchtige Blitze zuckten auf Vater und Sohn — für Hadrian mehr fühl- als sichtbar. Er hielt sich in strenger Zucht, obschon in ihm allerlei zu kochen schien.

„Ein Stückchen Huhn? Ich bürge nicht für allzugroße Güte."

„Aber das Kirschenkompott ist zu empfehlen," setzte Frang bei.

„Gedeiht denn auch die Kirsche hier?"

„Nur die Wildkirsche. Sie reift erst im August. Ihr Aroma ist ganz vorzüglich. Bitte."

„Es muß herrlich sein, den Tisch so mit

Früchten eigener Wirtschaft decken zu können," sagte Senior.

„Es ist herrlich," antwortete Hadrian gelassen.

„Na, mein Sohn, du bist früher auf den Geschmack gekommen," sagte der alte Herr und legte ihm traulich die Hand auf die Achsel. „Das war längst auch mein Ideal, so'n Gut zu haben und sich der Idylle des Landlebens widmen zu können. Aber ein Mann — wie der Kettenhund ans Haus gefesselt — du weißt es ja auch. Nun, endlich habe ich mir's anders gemacht. Du wirst vielleicht gehört haben, daß ich die Fabrik verkaufte."

„Ich glaube es in der Zeitung gelesen zu haben."

„So bin ich endlich Freiherr und suche mir eben auch so etwas. Aber ich sage dir, es ist äußerst schwer, Konvenables zu finden."

„Vielleicht wäre es mit einem Vermittlungsbureau zu versuchen," meinte Frang.

„Die verkäuflichen Güter sind zumeist in einem elenden Zustand. Und ich beabsichtige nicht, mich neuerdings in Restaurierungsarbeiten einzulassen, derlei habe ich satt."

„Es ist immer vorzuziehen, sich in ein fertig eingerichtetes Nest zu setzen," sagte Hadrian. Es ärgerte ihn, daß er seinen Unmut nicht ganz zurückzuhalten mochte, daß er nicht imstande war, den leichtfertig

gleichgültigen und doch verbindlichen Gesprächston aufrechtzuhalten. Doch Senior schien die Spitzen nicht zu merken.

„Von den Gütern, die ich mir bisher besehen, bildet Finkenstein eine erfreuliche Ausnahme," sagte er gegen den Verwalter gewendet.

„Ich glaube es!" entgegnete dieser und begann mit Nachdruck davon zu sprechen, wie das Gut noch vor kurzem ausgesehen habe. „Herr von Hausler, ich sage Ihnen, Sie würden Finkenstein nicht wiedererkennen, wenn Sie es im Zustand von etwa noch vor drei Monaten sehen möchten! Das hat einigermaßen Sorgen und Arbeit gekostet — ich bitte Sie! Ich habe doch schon ihrer etliche Wirtschaften auf die Beine gebracht, so eigentlich zufrieden jedoch bin ich nur mit dieser. Allerdings ein Verweser, der sich einer so vernünftigen Herrschaft erfreut, hat wenigstens einen Hinterhalt. Denken Sie sich einen Herrn, der nichts versteht und doch in alles dreinredet: so wünsche ich's, so soll es sein — und wenn's mißlingt, dem Verwalter die Schuld giebt. Das ist schon gar reizend!"

„Ich freue mich, die Bekanntschaft eines so ausgezeichneten Mannes gemacht zu haben!" sagte Senior und hob ein wenig sein Glas, um mit dem Verwalter anzutippen.

„Frisch Wasser!“ rief Hadrian nach der Aufwärterin.

„Ich gestehe offen,“ sagte der alte Hausler, „Finkenstein würde ich kaufen.“

„Es ist nicht feil,“ entgegnete Hadrian und rieb sich mit dem Eßtuch phlegmatisch die Finger.

„Man könnte ärgerlich werden,“ lachte Senior. „Im ganzen Land findet man keinen Besitz, der begehrenswert erschiene, und alle wollen verkaufen. Und der erste, der einem gefällt, den will man nicht verkaufen.“

„Sonst richten Väter den Söhnen das Haus ein,“ sagte Hadrian, und wollte dazusetzen: warum soll es bei Hausler nicht allemal umgekehrt sein?

„Rauchst du denn nicht mehr, Hadri?“

„O ja. Bloß heute nicht. Wenn gefällig?“

Der alte Herr brannte sich eine an und sagte gemütlich: „Na, vielleicht machen wir doch ein Geschäft! Hausler und Sohn — wie?“

„Frisches Wasser wünsche ich!“ Hadrian schellte heftig mit der Tischglocke. Senior schwieg.

Das Fräulein hatte mit dem Nußknacker einige Haselnüsse zersprengt, aber keine verzehrt. Ihr Auge schlug sie immer noch nicht eigentlich auf, und Hadrian dachte, ob der verdammte Funke wohl noch drinnen ist? Das länglich zarte Gesichtchen, das auf schlankem Hals saß und allerlei niedliche Dinge an sich hatte,

war nicht die Hauptſache an dieſem Dämchen. Nicht einmal der Mund, deſſen Lippen ſich ſo reizend auseinanderfalteten in der Mitte, nach unten und nach oben, ſo daß man ein feines Zähnchen hervorgucken ſah — das alles war nicht die Hauptſache. Der lichtglaſige, ſprühende und doch ſo weiche Augenfunke! Der zuckte heiß an und rieſelte durch alle Glieder — wie ein Blitzſchlag. Dieſer Blick war des Teufels an dem Mädel! Der hatte es dem armen Hadri einſt angethan. Daß er willenlos ward, hilflos ward, ihr Sklave ward, ihr Mann werden wollte, wenn eben dazu ſein Wille und Nachdruck ausgereicht und er unter einer Art Betäubung dem Meiſtbietenden nicht die Vorhand gelaſſen hätte. Ob nun dieſer berückende Blick noch vorhanden ſei, das hätte er gern wiſſen mögen, ſie aber hatte den Vorhang ihrer Lider und Wimpern geſenkt und knackte Haſelnüſſe.

Senior hatte ſich weiblich eingeſchenkt und wurde immer gemütlicher.

„Du erlaubſt ſchon, Hadrian, daß ich mich hier wie daheim fühle!“

„Mit Vergnügen! Ich hoffe, daß mein umſichtiger Hauswart die Herrſchaften gut untergebracht hat. Wenn etwas gewünſcht wird, bitte ich, ſich an Herrn Frang zu wenden. Er wird morgen früh auch die Pferde herüberholen laſſen, damit von hier aus bequem abgefahren werden kann.“

Nun war das frische Wasser da. Senior hatte ein wenig zusammengezuckt, kaum merkbar. Er kapitulierte nicht.

„Abreisen! Aber Filius, das hat doch keine Eile. Ich bin jetzt Freiherr, die Verhältnisse haben sich völlig geändert. Weshalb sollen wir aus gegenseitigem Interesse uns nicht wieder verständigen!"

„Sehr gern. Wenn die Herrschaften nach der anstrengenden Reise sich etwa zur Ruhe begeben wollen, so bin ich einverstanden."

Auf solche Art war Hadrian losgekommen. Diese seltene Stärke darf man wohl dem Umstand zuschreiben, daß die Durassel ihr Auge nicht aufgeschlagen hatte. Dieses Frauenzimmer, das er so gründlich haßte! Er wollte sie nie wieder sehen! Als Frang die Gäste untergebracht hatte, kam er noch in Hadrians Schlafzimmer, um zu sehen, ob es auch gemächlich durchwärmt sei. Hadrian merkte seine Absicht, ihm den Jungen entbehrlich zu machen, und das ärgerte ihn. Er wolle schon für sich selbst sorgen, herrschte er den Verwalter an. Frang sagte mit aller Ergebenheit gute Nacht. Hadrian war allein.

Es war ein ganz abscheulicher Abend. Der Sabin, der Senior, die Durassel, das wirbelte in seinem Haupt so wüst durcheinander, wie draußen der Herbststurm. Mit Hilfe des Bettstufens zwängte Hadrian sich die Stiefel von den Beinen, blies die Lampe aus und warf sich aufs Bett. Da wirbelte es noch schlimmer. Er sprang wieder auf den Teppich, zündete wieder Licht an, gleichsam, um die kreisenden Gespenster der eigenen Wesenheit zu bannen. Er mußte sich sehen, um sich nicht ganz zu verlieren. Der Uhrzeiger rückte gegen Mitternacht.

Da klopfte es an der Thür. Ganz leise zuerst, so daß Hadrian glaubte, es sei nichts, es komme vom Sturm. Dann klopfte es vernehmlicher und dann nicht mehr. Hadrian wollte ein Glas Wasser trinken, vielleicht löse sich davon die unheimliche Stimmung. Als er das Glas an die Lippen hob, knarte die Thür und ging eine Spanne weit auf.

„Was ist's?" wollte er laut rufen, aber die Stimme versagte. Da öffnete sie ganz und trat ins Zimmer. Die Durassel, fast im Nachtkleid, nur noch mit einem Tuch eingehüllt, das sie an der Brust mit krampfiger Hand zusammenspannte; seine Ecken hingen nieder bis zu den Knöcheln. Über dem Kopf war das Tuch so weit vorgeschlagen, daß vom Gesicht beinah nichts zu sehen war, als die Phosphorlichter der Augen. Und dann — „Hadrian!" flüsterte sie und

that ein paar große lautlose Schritte gegen ihn her. „Hadrian, vergieb mir und denke nichts Schlechtes. Ich muß dich sprechen. Er schläft, ich habe ihn abgesperrt. Ich will dich warnen. Weißt du, was er gegen dich sinnt?"

„Das weiß ich. Wenn Sie nichts anderes zu berichten haben —"

Sie fuhr fort: „Es war mir empörend, wie schlangenlind er sich heute an dich heranmachen wollte. Ich danke dir, daß du ihm nicht Gehör gegeben hast. Lasse dich nicht mit ihm ein! Der kann kein Gut mehr kaufen!"

„Mit ihm bin ich fertig," sagte Hadrian, „aber —"

Aber mit dir bin ich nicht fertig, wollte er beifügen. An dir hab ich mich noch. Ginge es nach meinem Belieben, ich würde dich jetzt langsam erwürgen, du falsche Katze. Oder ist es klüger — das nicht zu thun?

„Wenn es so wichtige Dinge zu besprechen giebt," sagte Hadrian mit gebogener Stimme, „so wollen wir doch Platz nehmen nebeneinander. Bitte schön. Nicht wahr, dieser Sturm draußen!"

„Du entschuldigst das Negligé, gelt?" Mit diesem Wort setzte sie sich zu ihm auf das Sofa. „Aber ich muß dich sprechen."

„Also was?" fragte er, und der Klang seiner

Stimme war widerlich. „Was weiß Hauslers Erbin? Er kann kein Gut mehr kaufen?“

„Eben ja, ich meine nur. Ich weiß ja nichts Weiteres, mir ſcheint nur, daß er alle Beſtimmungen wieder rückgängig machen will. So muß er doch nichts mehr haben.“

„Ah! Er hat wohl auch — Sie enterbt?“

„Aber nein, Freund! Ich weiß nicht. Daß du ſo fremd thuſt zu mir! Gelt, das iſt nicht dein Ernſt?“

„Es würde mich intereſſieren, zu wiſſen, ob er Sie enterbt hat.“

„Mein Gott, ich habe eine Schrift gehabt, und die hat er mir wieder abgenommen. Und jetzt giebt er ſie nicht her, und ich habe nichts in der Hand. Und da hab ich gedacht, wenn ein guter Freund wäre, der mir zu meiner Sache verhelfen wollte —“

Er lehnte ſein Haupt auf die Rücklehne und blickte ſie mit halb geſchloſſenen Augen an. „Ei, ei,“ ſagte er dann faſt ſingend. „So, ſo! Aber natürlich! Ich werde meinen Vater auffordern, Sie zur Univerſalerbin meines Vermögens zu machen! Aber mit Vergnügen!“

Sie merkte, daß es nicht ganz geheuer war.

„Sei nicht ungemütlich, Hadſchi! Schau! Sag wieder du zu mir. Ich weiß ja, daß ich nicht ohne Fehler bin. Mein Gott, ich bin halt ein armes Mäd-

chen. Ich vermute es auch nur, das mit Papa. Ich glaube ganz bestimmt, daß er sich jetzt bei dir wieder einschmeicheln will, um dein Gut zu bekommen, weil er selbst nichts mehr hat. Du wirst sehen, daß ich recht habe! Aber er haßt dich, wie du ihn hassest, wie — ich ihn hasse!"

„Er hassen? Das glaube ich nicht. Dieser Mann kann so wenig hassen, als er lieben kann."

„Nicht wahr?"

„Er ist bloß ein Egoist."

„Siehst du, das denke ich mir auch. Nur die Schrift, wenn ich hätte!"

Hadrian machte eine ungeduldige Handbewegung und ließ die Hand dann auf ihrer Schulter ruhen, auf die sie zufällig gesunken war.

„Hadrian. Ich bin furchtbar unglücklich. Deinetwegen. Wie ich dich da gefunden habe. In diesem alten Landschloß, lebendig begraben. Du mußt ja umkommen vor Langeweile! — Hadscherl!"

Ihr Tuch sank über das Hinterhaupt hinab, der Arm, halb entblößt, schlang sich plötzlich um seinen Nacken.

Er versuchte noch den Eiszapfen zu spielen — so nahe der Flamme.

„Hadrian! Hadschi! Schau. Laß Vergangenes vergessen sein. Hab mich wieder lieb!"

Lechzend starrte sie ihm ins Gesicht. Der Humor,

der in Hadrian sachte lebendig geworden war, ließ sich nun nicht mehr bändigen. Er hob die Finger ein wenig und kräuselte in ihrem Haar, das in rötlichgelben halbkurzen Locken üppig aufgeringelt war. „Mich dünkt, du bist wirklich noch das süße Tigerchen. Wie? Und du bist auch sehr schlau, das gefällt mir. Weißt du die Geschichte vom thörichten Burschen? Siehe, da war einmal so einer, und der hat um die Liebe einer Schönen gebettelt. Züchtig, wie sie war, sank sie ihm um den Hals und schlug die Augen nieder. Und dabei guckten die zufällig in seine Tasche. Und weil diese nicht ganz so vollgespickt war, als jene des Herrn Papa — der verliebte Bursche hatte nämlich einen Papa, der auch charmant war — so hatte sie gemeint, die Alten hätten gewöhnlich treuere Herzen als die Jungen. So leicht, wie man die Hand umkehrt, war sie beim Papa, und haben sie es in traulichen Stunden wohl gemeinsam beklagt, daß der Bursche eigentlich ein unwilliger, überspannter Mensch sei, ein Schwärmer, so beinahe ein bißchen Taugenichts, der auf die Länge für ein großes Geschäft nicht passe, der das Haus nur schädigen könne und dem man ehestens Gelegenheit verschaffen müsse, seinen Luftschlössern nachzulaufen in die weite Welt. Das schöne Fräulein hat ihn wohl bestärkt, den freundlichen Herrn, in dieser Meinung. Wie?"

„Aber nein, Hadri, das habe ich nicht gethan, das

habe ich wirklich nicht gethan!" antwortete sie fast flehend.

„Aber Katze, wer sagt denn, daß du das gethan hättest! Du bist ja eine reizende Katze. Ich wollte dir nur eine Geschichte erzählen. Solche hörst du ja gerne. Nun gut, so ist die Schöne beim Alten geblieben. Da ereignete es sich, daß der Alte sein Geld verlor — verwirtschaftete, verspielte oder sonst verthat, oder es kam auf, daß sein Geld eigentlich nie sein Eigentum gewesen, was weiß ich. Während der Junge anstatt des Luftschlosses sich ein stattliches Landschloß mit allem Zubehör erworben hatte. Siehst du, und was die Schöne jetzt that, das gefällt mir. Dieweil der Alte schlief, verschloß sie ihn ins Zimmer und ging zum Jungen."

„War sie denn — wirklich noch jung und schön?" lispelte sie durch den halboffenen Mund und unter halbgeschlossenen Augen, als ob sie bei seinem zarten Lockenkrausen einschlummern wolle.

„Und ob sie schön war!"

Da sprach sie traumhaft: „Und —? Und was hat — der Junge gesagt, als sie zu ihm kam?"

„Herzlein, sei doch nicht so leckerig auf solche Geheimnisse."

„Hadscherl! Sei lieb mit mir!" An seine Brust rankte sie sich, und der süße Duft ihrer Haare strich ihm in die Nase.

„Der Junge auf seinem einsamen Schloß sagte nämlich: Schöne, du bist mir sehr willkommen. Aber, im voraus gesagt, ich habe das Gelübde gethan, ein Junggeselle zu bleiben.“

„Quäle mich nicht, Hadrian. Ich kann ohne dich nicht leben.“

„Etwas wird dir der Alte doch aussetzen.“

„Ach, das ist es ja nicht. Ich gehe dann vielleicht ins Wasser. Nur einmal noch will ich glücklich sein.“

„Arme Kleine!“ —

Am nächsten Morgen hatte Frang aus Gug Seniors Wagen holen lassen. Mittlerweile erwachten die Gäste, und jedes betrachtete das Gemach, in dem es die Nacht zugebracht hatte. Dann machten sie sorgfältig Toilette, und beim Frühstück sahen sie sich. Aber es ging einsilbig her. Dann kam der Verwalter und machte dienstfertig aufmerksam, daß der Wagen angespannt sei.

„Fällt mir gar nicht ein,“ lachte Hausler senior. „Ich habe noch mit meinem Sohn zu sprechen.“

„Der gnädige Herr läßt sich empfehlen. Er ist frühmorgens verreist.“

„Na, doch nicht —! Und wohin?“

„Unbekannt.“

„Und wann zurück?“

„Unbestimmt.“

Nun war's, daß des alten Herrn Antlitz gründlich anders wurde; das Geſicht verlängerte ſich, Naſe und Kinn ſpitzten ſich, der Mund zog ſich nach einer Seite hinauf, nach der andern hinab. Aber er bezähmte ſeinen Unmut, herrſchte dem Kutſcher zu und ſprang in den Wagen. Fräulein Duraſſel ſetzte auf ihr Haar den Sammethut mit dem ausgeſtopften Vöglein, legte den weißen Schleier über das Geſicht bis zu dem Stumpfnäschen herab und ſtieg ohne weiteres ein zum alten Herrn.

Hadrian ſtand hinter einem Fenſter des zweiten Stocks und blickte dem davonrollenden Wagen nach. Der Alte war völlig eingeknickt ins Leder, von ihr ragte nur noch ein wenig das ausgeſtopfte Tierchen hervor. Bald verſchwand der Wagen im Nebel.

Der Sturm hatte sich gelegt, es war ein kryſtallklarer Herbſttag. Die Höhen ſchimmerten in friſchem Schnee. Der Brunnen im Hof hatte große Eiszapfen. Von den lebloſen Bäumen tänzelte dort und da noch ein Blatt nieder, das dem Sturm getrotzt hatte und dem Froſt weichen mußte. Und als die Sonne höher ſtieg, ſanken auch die letzten und allerletzten Blätter zu Boden.

Hadrian machte ſeinen Spaziergang.

Mitten im Garten, wo nun die Sonne warm ſchien, blieb er ſtehen und gab einmal acht, wie ihm war. Die Zigarre hatte er weggeworfen, ſie that ihm heute nicht gut. Es war wieder die eiskalte Kugel in ſeinen Adern, und ſie ſchauerte durch die Nerven. War es der Ärger über eine begangene Dummheit oder das Grauen über die Möglichkeit, daß dieſe Duraſſel ſeine Frau hätte werden können. Es iſt doch manchmal gut, wenn der Wille ſchwankt und nachgiebt. War es aber ganz klug, daß er ſich in einen Unmut verbohrt hatte gegen ſeinen Vater, anſtatt dankbar zu ſein dafür, daß er ihm dieſes Weſen abgenommen hatte? Ein bißchen Schadenfreude durfte er in dieſe Dankbarkeit ja wohl miſchen.

Es that ihm jetzt leid, den Wagen ſo rückſichtslos fortgeſchickt zu haben. Nicht der Duraſſel wegen, ſie hatten nun wohl beide voneinander genug. Aber Papa! War er nicht freundlich geweſen? Hatte er

nicht wieder anknüpfen mögen? Steht doch jeder allein in der Welt, jedem fremd. Selbst Stalljungen laufen lieber in alle Winde, als auf einem alten Schloß zu bleiben, beim einsamen Schloßherrn. Beim „Stalljungen" verweilte sein Gedanke länger. „Wenn's ihm einmal schlecht geht, wird er kommen. Dann soll er aber erfahren, wie Undank behandelt wird. Nie wieder soll er mir unter die Augen kommen!"

Einige Tage später langte ein Brief ein:

„Wohlgeborner Herr Hausler!

Ich bin halt verführt worden, bei der Nacht abgefahren und weiß eh, daß es gefehlt war. Ich bitt um Verzeihung und danke für alles Gute. Dem Simon sein Schreibnamen weiß ich nit, ich laß ihn grüßen und sagen, er soll so gut sein und mir, wenn er Zeit hat, meine Sachen zum Franzwirt tragen. Die Kleider sind im blauen Zimmer, ein paar Stiefel sind noch in der Stallkammer. Dem gnädigen Herrn wünsch ich alles Gute, werd's wohl mein Lebtag nimmer so gut haben und bin mit Dankbarkeit

Sabin Kirchner."

Da haben wir's. Verführt ist er worden, und deswegen muß er bei Nacht und Nebel davon. Bei solcher Mode gäbe es in der Nacht mehr Wanderer, als am Tage. Ein Kind, das aus Sodom und Gomorrha rein hervorgeht, wird von einer ländlichen Unschuld verführt. — Solches dachte Hadrian, der über das

Bekenntnis nicht gerade ungehalten war. Und weiter: Wie ist der Brief eigentlich zu verstehen? Der Junge will nicht mehr kommen? Hat seinem Herrn den Abschied gegeben? Oder wartet beim Franzwirt, bis er mit Musik geholt wird. Ein bißchen „Adam, wo bist du" spielen? Doch, wenn man ihn nicht heimholt, so verlauft er sich. Verführt ist er worden. Manchmal sind Sünder liebenswürdiger, als Gerechte. Jedenfalls interessanter. — Hadrian schrieb auf einen Zettel: „Lieber Sabin! Der Simon wird dir deine Sachen nicht nachtragen. Die wirst du dir schon selbst holen müssen und wirst auch wissen —"

Weiter schrieb er nicht. Er nahm Hut, Mantel und Stock und ging nach Gug. Weitum lag dichter, frostiger Nebel, alles Gezweige, Genadel und Gehalme hatte seine Borsten bekommen über und über — Eisreim. Auf dem Feldweg, der immer so lehmig gewesen, lagen die Tapfen von Menschen und Tieren in harten Formen, daß fast die Stiefel daran klangen. Hadrian war frisch und wohlgemut, dachte aber nicht darüber nach, ob es die Winterkälte war, die ihm wohlthat, oder der nahe Junge.

Beim Franzwirt eintretend: „Ist nicht mein Saberl da?"

„So viel Sie wollen."

Der Junge war im Stall und arbeitete. Die Braunen waren nicht zu Haus, so hatte er gefragt, ob

er nicht frisches Stroh auf ihre Plätze streuen dürfe. So viel er wolle. Jacke und Hut hatte er an die Stallthürklinke gehangen, in seinen weiten Hemdärmeln zerrte er mit der Kraue das Haferstroh zurecht. Einen Rest von Haferstroh hatte er auch im Trog gefunden, den warf er auf den Boden. In den Trog gehört Hafer und nicht Stroh! Im ersten Augenblick hatte Hadrian, der Eintretende, gemeint, es sei ein anderer, denn der Saberl hatte nicht mehr die langen Locken, sondern das Haar kurz geschnitten. Wie es sich für Büßer ziemt. Nur an der Stirn stand ein Schöpfchen auf, wohl damit der strafende Engel angreifen könne. Oder ist es der Kamm, der diesem Hahn gewachsen? Denn eigentlich büßerartig sah sein Gesicht nicht aus. Als er seinen Herrn an der Thür stehen sah, ließ er von der Arbeit ab, lehnte den Krampen an die Wand und machte eine Gebärde, als ob er den Hut vom Kopf ziehen wollte.

„Aber Sabin, was treibst du denn?"

„Ich hab dem gnädigen Herrn einen Brief geschrieben," antwortete er, gleichsam, als ob alles weitere Gerede überflüssig sei.

„Junge! Du wirst mit nach Finkenstein gehen!" Die beabsichtigte Strenge dieses Befehls war mißlungen. Es klang eher wie eine Bitte.

„Der Sabin sagte: „Wenn mir der Herr nichts

nachtragt, so geh ich gern mit. Aber mit dem Frang will ich nichts mehr zu thun haben."

„Der Frang geht dich nichts an. Und du nichts den Frang. Du bist für mich und nicht für den Frang. Der soll mit seinem Gesinde schaffen. Du gehörst zu mir, Saberl — weißt du das?"

Der Junge wußte es eigentlich nicht, aber unter der Bedingung, daß er stets genug und ordentliche Arbeit haben müsse, willigte er ein, wieder auf das Schloß zu gehen.

„Arbeit giebt's immer, und du kannst etwas lernen."

„Ja, das ist mir recht. Im nächsten Frühjahr möchte ich das Pflugführen lernen. Damit der Frang nit mehr sagen kann, ich wüßte das Brot wohl zu essen, aber nit anzubauen."

„Du kannst auch andere Dinge lernen. Buchführung, Sprachen, Naturgeschichte."

„Geigen möcht ich lernen."

„Geigen?"

„Der Lindwurmmichel kann auch geigen."

Auf der Stelle wurde die Geige bewilligt, und bald hernach wanderten sie selbander dem Schloß zu. Hadrian freute sich des Sieges, ohne wahrzunehmen, daß er der Besiegte war. Der Weg nach Finkenstein war ihm nie so kurzweilig vorgekommen, wie diesmal. Denn der Saberl erzählte unterwegs seine Abenteuer.

Damit ging es so zu: schon seit Wochen war der Junge im Briefwechsel gestanden mit dem Studentlein in der Stadt, war der Vertraute geworden von Michels, des jungen Lindwurms, Leiden und Heimsucht. Das Sterben, schrieb der Michel einmal, mache ihm nicht viel, aber begraben sein wolle er nicht in der Stadt. Darauf hatte ihm der Saberl geantwortet: „Dann kommt's billiger, du gehst noch bei lebendigem Leib heim, als daß du bei totem transportiert wirst."

Und am Abend zu Allerheiligen, als der Saberl nach dem Nachtmahl in seine Stallkammer ging — vielleicht schon das letztemal, denn er müsse ja in ein Herrenzimmer des Schlosses — merkte er hinter der Streumoosschicht etwas Lebiges. Und ist's der Lindwurmmichel, der es der Billigkeit wegen vorzog, lebendig nach Sesam zu gehen. Der Saberl war erschrocken, weil er im ersten Augenblick doch nicht genau wußte, ob es der lebendige Michel sei, oder sein Geist. Denn der Student wollte ja ein Weilchen vorher an einem schweren Brustleiden darniedergelegen sein.

„Schau nit so lang, ich bin's ja," sagte der Michel und kroch hervor. „Jetzt sorge, daß ich irgendwo schlafen kann. Geld hab ich keins, und weiter kann ich jetzt auch nit mehr. Morgen ins Sesam hinauf."

„Aber — bist denn schon gesund?"

„Das kannſt dir denken. Ah — da iſt's gut liegen."

Er ſank auf den Mooshaufen zurück und ſchlief. Der Saberl hatte Mühe, ihn in ſein Bett zu ſchleppen. Als der Michel drinnen lag wie ein Stück Holz, legte ſich auch der Saberl hinein, dann haben ſie geſchlafen fünf oder ſechs Stunden lang.

In der ſechſten begann der Michel ſich zu regen.

„Gieb Ruh!" knurrte der Saberl.

„Ich bin munter und will fort."

„Jetzt in der ſtockrabenfinſteren Nacht?"

„Die Nacht iſt kein Brett," ſagte der Michel, „man kann leicht durch, und mittags will ich daheim ſein."

„Michel, da kannſt du machen, was du willſt, ich laß dich nit fort. Du wirſt noch nit geſund ſein."

Im nächſten Augenblick lag er auf dem Boden. Ein ganz geſunder Ruck war es geweſen, mit dem der Student ſich befreit hatte. Der Saberl glaubte es.

„Weißt du was," ſagte der Michel lachend, „geh mit mir, Saberl!"

„Was ſagſt?"

„Geh mit mir ins Seſam. Geh, komm mit. Das wird luſtig werden! Geh, komm!"

Der Saberl war ſofort entſchloſſen. „Wenn du gehſt, ſo geh ich mit dir. Meine Pferde haben ſie mir weggenommen. Dem Herrn die Hoſen aus-

klopfen, das kann ein anderer thun. Bist es, so gehen wir."

Der Michel war es, und sie gingen. Also die Geschichte, wie der Junge verführt worden war.

Als es tagte, hatten sie die Rabenschluchten schon hinter sich. Da legte der Michel sich plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, ins feuchte Heidekraut. Und schlief auch schon und lag da, bleich und armselig. Der Saberl sah nun erst das verhärmte Gesicht. Kaum ein Atmen war bemerkbar. Vielleicht ist er jetzt gestorben, dachte der Saberl, lief zum Bach,, brachte im Hut Wasser und goß es ihm ins Gesicht. Der Michel zuckte auf, murmelte ein Schimpfwort und schlief weiter. Der Saberl stand daneben und schaute ihm zu. — Das ist ein großer Mattschachel. Wer weiß, wie dumm er gelaufen ist die letzten Tage. Und wahrscheinlich nichts gegessen. Der Junge suchte im Gestrüpp umher nach Brombeeren oder Hagebutten. Er ging an den Hang und fand einige Preiselbeeren, vom Reif weich gekocht, noch hängend am Kraut. Er labte damit den Ohnmächtigen, der sich endlich so weit erholte, daß er am Arm des Freundes dahinschwanken konnte bis zum Staudenwirtshaus, das unweit hinter der Bergböschung an der Straße stand. Dort legte der Michel sich auf die Bank, schlief bis Mittag, und dann mußte er gekochte Milch trinken und Rauchfleisch mit Klößen essen. Darauf schlief

er wieder ein paar Stunden, dieweilen der Saberl danebensaß und auf die Krisis wartete. Und sie kam. Der Michel richtete sich auf, rieb mit den Faustknöcheln seine Augen, gähnte, sprang mitten in die Stube und sagte: „So, Saberl, jetzt gehn wir!“ Er war frisch.

Im Hochthal hatte sich heftiger Wind erhoben, die beiden Wanderer stemmten sich ihm tapfer entgegen und kamen in eine freie Gegend, von Bergen umstanden. Auf dieser Hochebene standen Baumgruppen und Gehöfte.

Das war Sesam.

Dort in der Mulde, hinter der die Felder sanft anstiegen, unter einer Tannengruppe stand der Lindwurmhof. Der Michel war schweigsam, fast andächtig geworden. Es war beinahe ein Anschleichen gegen den Hof hin. Die Hausmutter war eben am Holzstoß gestanden, um Scheiter aufzunehmen und ins Haus zum Herde zu tragen. Da sah sie die beiden daherkommen und erkannte den Michel. Die Scheiter ließ sie zu Boden gleiten, lief ins Haus, kam gleich wieder hervor, strich sich mit der Schürze die rechte Hand ab und reichte sie dem heimkehrenden Sohn entgegen.

„Was ist denn das?“ sagte sie freundlich ernsthaft. „Ist denn das Jahr schon aus? Sper aussehen thust.“

Der Junge gestand ihr unumwunden, durchgegangen wäre er. Nun sei er da und gehe nicht wieder fort. Man möge ihn nur schlagen, er gehe doch nicht. Er wolle Bauer werden und nichts anderes.

Als sie hernach in der Stube waren, betrachtete die Mutter ihren Liebling neuerdings. „Gott sei Lob, daß du wieder daheim bist. Keine ruhige Stund hab ich gehabt deinetweg. So krank sein und so weit weg sein! Hast schon recht gehabt."

Der Michel war froh. Die Mutter hatte er.

„Das ist leicht auch ein deiniger Kamerad?" fragte sie.

„Der heißt Sabin und ist mein Freund. Er hat mich begleitet von Finkenstein her."

Nun aber der Vater, der alte Lindwurm. Im Augenblick war er nicht da, war in der Kornmühle.

„Heut wirst dich ihm nit aufzeigen können," sagte die Mutter mit Bedenken. „Heut ist er nit gut aufgelegt. Die andern, deine Brüder, haben ihm wieder um Geld geschrieben. Und daheim niemand zum Verdienen. Da wird er halt verzagt."

Nun redete der Saberl drein: „Ist vielleicht just jetzt der richtige Zeitpunkt, daß sich der Michel aufzeigt. Ein Geldfressender weniger und ein Verdienender mehr. Wenn er gescheit ist."

Ah, gescheit sei er schon, bestätigten Mutter und Michel.

Als er hernach aus der Mühle kam, der Lindwurm, schier im Rechteck abgeknickt unter dem schweren Mehlbottich, der ihm auf dem Rücken lag, da erinnerte er kaum an den lustigen, selbstgefälligen Bergbauern von dazumal beim Franzwirt in Gug. Mißmutig, abgerackert. An diesem Tag war er der Knecht; die Dienstboten beanspruchten ihren Feiertag. Nun erblickte er den Michel, schaute ihn an und — sagte nichts. Den Bottich setzte er auf die Holztruhe, fuhr sich mit einem blauen Sacktuch über das Gesicht, um den Mehlstaub und den Schweiß wegzuwischen, daß er klare Augen bekäme.

Der Michel ging in seine Nähe, reichte ihm aber nicht die Hand, sondern sagte nur: „Vater, heut ist's das letzte Mal, daß ihr am Feiertag Mehl tragt."

Da ging erst das Erstaunen an: „Michel! Bist es wirklich? Du wirst uns doch keine Schand machen wollen?"

„Mein Gott, Schand machen!" rief die Mutter dazwischen. „Wo uns eh die Nachbarsleut schon ausgelacht haben, daß wir die starken Buben in die Stadt schicken und uns alte Leut selbst zu Tod schinden daheim. Gescheiter jetzt ausspringen, als erst nachher, bis er fürs Bäuerische verdorben ist. Ich hab's eh immer gesagt, daß wir was derleben werden."

Der Lindwurm schwieg, stolperte zur Thür hinaus und blieb fort, bis es finster ward. Und wie die Hausmutter anordnet: „Michel, thu Nacht machen!“ Und wie der Michel dann den roten Fenstervorhang über die Glasscheiben hüllt, die Talgkerze anzündet und guten Abend sagt, geht der Vater zur Thür herein. Strenge und finster sieht er aus.

„Michel, jetzt hör mir zu, was ich dir sag. Du taugst nit in die Studie, und du gehst mir nimmer hinein. Sei still. Du bleibst von heut ab im Lindwurmhof und wirst arbeiten wie ein Knecht. Hast du das verstanden?!“

Das war klug von dem Bauer. Wer zu allem Unvermeidlichen seinen Willen giebt, dem geht alles nach Willen. Jetzt können die Sesamer nicht sagen, der Bub sei gegen den Willen des Alten aus der Schule gesprungen. Jetzt wird es heißen, im Lindwurmhof geschieht es doch noch immer, wie der Hausherr will. Du wirst Bauer! hat er gesagt zu seinem Studentl, und daheim bleiben hat er müssen.

Am nächsten Frühmorgen regierte der Michel schon im Hof umher, als ob er nie Schulbank gerutscht hätte. Vor allem begrüßte er im Stall seinen Schimmel, einen alten Bekannten auch des Saberls; der Saberl gehabte sich ebenfalls wohl auf dem Hof. Er hatte es dem Freund versprechen müssen, wenig-

stens drei Tage zu bleiben, und der Saberl dachte, es ist wahr, zum Ausgescholtenwerden kommt man immer noch früh genug nach Finkenstein. Er mußte sich alle Merkwürdigkeiten des großen Bauernhauses zeigen lassen, die alten schöngeschnitzten Kästen, die Flachsmaschinen, den Webstuhl, die alte Stockuhr, die Geige und die Zither, die Kühe, die Ochsen, die Knechte, die Kälber, die Schafe, die Mägde, die Schweine, wie das eben alles so durcheinander war. Bald arbeitete er munter mit dem Dreschflegel auf der Tenne, mit der Stallgabel in der Streuhütte, mit dem Strohschneidestock in der Futterkammer. Der Michel wollte zeigen, daß er alles noch besser könne, schnitt mit dem breiten Hebelmesser Stroh, wobei er sich richtig eine Fingerspitze wegschnitt. Die Weibsleute kreischten auf, als der dunkelrote Strahl hervorsprang; eine Magd kam mit Spinnweben, um das Blut zu stillen, ein Knecht kam mit dem Zuber und goß dem Verwundeten kaltes Wasser auf den Nacken, der Saberl riß seinen Riemen vom Leib, um den Arm zu unterbinden. Der Michel aber lachte, sie sollten es nur lassen rinnen, es wäre lauter schlechtes Stadtblut. Am nächsten Tag konnte er mit der Hand schon wieder geigen, und er jauchzte aus den Saiten die Freude, wieder in Sesam zu sein. Einer der Drescher wollte es nicht einsehn, daß Michels Heimglück die Ohren anderer sollten büßen müssen, und hieb um

so wüster auf seine Strohgarben ein, als der Junge in den höchsten Tönen fiedelte.

Die Lindwurmmutter war ein gutes Weib, das keinem Käfer etwas zuleide thun konnte, geschweige einem Wurm, sei es nun Vater oder Sohn. Geigte der Michel, so fand sie es schön, brummte der Vater, so fand sie es gut. Wenn ihre Stimme lockte, so war alles um sie voller Kälber, Schafe, Schweine, Hühner, und selbst die Kaninchen kamen hervor und machten ihre Männchen. Dann war noch ein Haustöchterlein vorhanden, dem der Saberl auffallend wenig Beachtung schenkte. Aber als das Lisele den Bruder Michel bewog, sein Studentenhaar stutzen zu lassen, weil langes Haar zigeunerhaft aussehe, dachte er sich: Wenn langes Haar zigeunerhaft sei, wollte er auch das seinige wegschneiden lassen. Und weil der Hausvater schon bei der Haarschur gesessen, hat auch der Saberl seiner Mähne sich entledigen lassen. Bei diesem Haarschneiden, das mit einer ungefügen, breiten Schafschere besorgt wurde, sagte der Hausvater mit einiger Beklommenheit: „Du wirst halt um dein Geld da sein."

„Um welches Geld?" fragte der Saberl.

„Na, wenn du's gar nit weißt, nachher ist's gut, nachher borgst mir gern noch ein Halbjahr, bis ich Lärchenholz verkauf."

Als der Saberl sich endlich doch zum Abschied

entſchließen mußte, richtete er an den Hausvater in leidlich wohlgeſetzten Worten die Frage, was er ſchuldig ſei? Länger als drei Tage habe er in dieſem Haus gut gelebt.

„So thu's auch weiter, lebe wohl und komm bald wieder.“

Dann wurde der Schimmel an den Schlitten geſpannt, denn ganz Seſam lag ſeit dem Sturmwind im Schnee, und der Michel kutſchierte ſeinen Freund bis zum Staudenhanſel hinab. Dort war es aper und konnte der Schlitten nicht mehr weiter.

„Du kommſt wieder, Sabin.“

„Ich komm wieder. Wir bleiben gute Kameraden.“

„Gieb mir einen Kuß, Sabin!“

„Laß das Geleck ſein, Michel. So was iſt nur für die Frauenzimmer. Behüt Gott, Michel! Behüt Gott, Schimmel.“

Und als ſie ſchon weit auseinander waren: „Noch einmal behüt Gott!“

So viele der Erlebniſſe und Abenteuer, die der Saberl auf dem Feldweg von Gug nach Finkenſtein ſeinem Herrn erzählt hatte. Da blieb Hadrian ſtehn, griff dem Jungen ans Kinn, hob es in die Höhe und ſagte: „Jetzt ſchau mich ehrlich an. Haſt du alles erzählt?“

Der Saberl dachte ein wenig nach und antwortete: „Nein — alles nit.“

„Zum Beiſpiel?“

„Zum Beiſpiel, daß wir in der Früh Einbrenneſuppe gehabt haben und zu Mittag Griesknödeln und am Abend Milchſaverln, und daß ich in der Flachskammer geſchlafen hab —“

„Und?“

„Und daß ſie Ratten haben beim Lindwurm.“

„Aber Junge, wozu brauche ich das zu wiſſen?“

„Weil mich der Herr halt gefragt hat.“

„Saberl, du haſt ein Geheimnis. Mir kannſt es wohl ſagen.“

„Geheimniſſe darf man nit ſagen!“ antwortete der Junge ſchalkhaft. — „So, jetzt wären wir wieder im lieben Finkenſtein!“ Dieſe Worte ſprach er in ſingendem Ton. Allzugroße Hochſchätzung lag nicht darin.

In Finkenſtein veränderte es ſich von Tag zu Tag. Frang hatte wieder Anſchaffungen gemacht. Jungvieh, Trockenklee, Roggen, Weizen, Fett und

einen Schlachtochſen für Haus und Geſinde. Im folgenden Jahr hoffte er ohne derlei Einkäufe auszukommen. So war er eines Tags beim Herrn, um Geld in Empfang zu nehmen. Bei dieſer Gelegenheit drückte er ſein Erſtaunen aus darüber, daß der „Stalljunge" wieder aufgenommen ſei. Die Leute hätten gelacht über den gerupften Schädel, und daß er jetzt ſchon einem richtigen Galgenvogel ähnlich ſähe.

„Laſſen Sie das gut ſein, Herr Frang."

„Aber natürlich geht's mich weiter nichts an, als daß ich eben auch im Hof für Anſtand und Sitte —"

An der Thür klopfte jemand. Auf Hadrians „Herein" erſchien der Kopf einer jungen Magd, der ſich aber augenblicklich wieder zurückzog.

„Es iſt nicht ſo leicht, unter den Leuten Ordnung zu halten," bemerkte der Verwalter noch mit gedämpfter Stimme. „Unglaublich, wieviel Korruption und Intrigue auch ſchon unter dem Geſinde herrſcht. Man hört kaum ein wahres Wort mehr. — Danke. Das genügt einſtweilen. Den Empfangſchein werde ich ſchon ausfertigen."

„Der Ordnung wegen."

Als Frang durch die Nebenthür abgegangen war, kam die Magd herein — unſicher, ängſtlich. Sie hatte ein ſchwarzſeidenes Tuch um den Kopf gebunden

und unter dem Kinn geknüpft, wie Weiber es an Sonntagen für den Kirchgang machen.

„Suchen Sie den Herrn Verwalter?“ fragte Hadrian kurz.

„Gott behüte mich. Den nit. Mit dem gnädigen Herrn möcht ich reden, weil ich geh.“

„Weil Sie gehen? Meine Liebe, das geht mich nichts an. Das haben Sie alles mit Herrn Frang abzumachen.“

„Einzig nit. Und wenn Sie mir den Kopf abreißen.“

„Was gefällt Ihnen denn nicht auf Finkenstein? Ist Ihnen der Lohn zu gering? Oder die Arbeit zu stark? Oder die Kost zu schlecht?“

„Wenn ich reden darf,“ sie schob ein wenig das Kopftuch zurück und wurde mutiger. „Der Lohn ist nit hoch, die Arbeit nit leicht und die Kost nit gut. Deswegen will ich mich aber nit beklagen, es ist anderswo auch nit alles gut. Und daß der gnädige Herr nit glauben soll, ich ginge deswegen, just darum bin ich da. Gegen den gnädigen Herrn haben wir keins was.“

„Nun also, was wollen Sie denn?“

„Mehr kann ich nit reden und will ich nit reden. Bedank mich schön für alles, und wenn ich den Lohn vom Frang seiner Hand nehmen soll — na, da pfeif ich lieber drauf. Von dem nimmt kein ehrliches

Leut einen Heller. Das ist ein Unflat. So, jetzt hab ich's gesagt."

„Also gegen den Verwalter haben Sie etwas. Wissen Sie, meine Beste — ich mische mich da nicht drein. Sie haben ihm in dienstlichen Sachen zu folgen und um seine persönlichen Eigenschaften sich weiter nicht zu kümmern. — Na, deshalb nicht gleich flennen." Er legte seine Zigarre an die Tischkante und hielt ihr die Hand entgegen. „Wozu flennen! Schade um die hübschen Augen. Komm, setze Dich einmal zu mir, mein Kind, und erzähle mir. Nicht weinen, Mädel! Gescheit sein. Gescheit sein! So! —"

Übrigens fand es Hadrian in diesem Winter „verteufelt langweilig" auf Finkenstein. Außer dem allerdings oft recht liebenswürdigen Geplauder des Herrn Frang bei Tisch keine Anregung. Außer den Geigenübungen Saberls im Nebenzimmer keine Kunstgenüsse. Lektüre? Hadrian fand, daß Romane nur für die Weiber gut wären, die die Welt nicht kennen. Alles schiefes, unmögliches Zeug. Die Modernen? Die sind schon gar dumm. Die schwatzen in ihren Novellen und Komödien über soziale Fragen, philosophische Probleme, Schule, Religion und lauter solche Sachen, die keinen Menschen interessieren. Da waren die Franzosen andere Kerle mit ihren galanten Abenteuern. Landwirtschaftliche Studien? Soll der

Frang treiben, der ist dafür da. — Hadrian ahnte immer, daß ihm noch eine große Aufgabe bevorstehe. Man darf den Geist nicht um nichts strapazieren und ihn auch nicht ganz verkümmern lassen. Also entsprechende Zerstreuung, Erholung vor — dem Nichtsthun.

Verwalter Frang bemerkte die tödliche Leerheit in der armen Seele seines Herrn. Etwas Nimrod wollte er in ihm züchten, der gedieh aber nicht recht. Es war so feucht kalt da draußen in den Wäldern, Hadrian brachte anstatt Wilds allemal einen Schnupfen heim, da verdroß es ihn natürlich. Auch war ihm der Jagdsport zu brutal; er fand kein Vergnügen an dem Hinmorden unschuldiger Tiere und das um so weniger, als er wunderselten eins traf.

Frang fand es unabweislich, ein Vergnügen zu ersinnen, das seinem Herrn über die schlimmsten Winterabende hinweghälfe. Schlittschuhlaufen, Eisschießen fand der Schloßherr zu plebejisch, das treiben ja gerade die Bauernknechte. Aber vielleicht — das Theater. Komödiespielen! Das ist fein und das kann man überall, das kann jeder. Aus dem Gesinde des Hofes und „wissen" Leuten umliegender Bauernhäuser will der Verwalter eine Truppe zusammenbringen, die Komödie spielt. — Einige waren sofort dafür zu haben. Sie hatten bei derlei schon früher einmal mitgethan in Gug, wo die „Genofeva" und der „Bay-

rische Hiesel" zur Darstellung kamen. Herr Frang wollte höher hinaus und moderner einsetzen. Auch in diesen Dingen verstand er etwas, und nach seinem Kunstprinzip war das Theater kein Hörspiel und kein Lehrspiel, sondern ein Schauspiel. Nicht was dabei gesprochen werde, sei wesentlich, sondern was es zu sehen gebe. Hadrian fand das ganz richtig. Vor allem schöne Menschengestalten, dem Grundsatz nach, daß der Mensch das Schönste der Schöpfung ist. Natürlich nicht verunstaltet durch geschmacklose Gewandung. Es ist reiner Vandalismus, ein schönes Frauenbild mit bunten Lappen zu verunzieren. — Frang hoffte, daß die Dorfschönen, die drallen, gesunden, unverdorbenen, nicht der blöden Prüderie huldigen, wie so manches Stadtdämchen, dessen ganze Tugendhaftigkeit in der Hülse besteht. Als die Leute nun von der „Schönen Helena" hörten, waren sie Feuer und Flamme; sie freuten sich des christlichen Sinnes ihres Verwalters, der zur Darstellung die heilige Helena wählt, die, wie der alte Simon wußte, „das Kreuz erfunden hat". Aber als nachher die Proben beginnen sollten, der große Festsaal hierfür hergerichtet und gründlich ausgeheizt wurde, zeigten sich Schwierigkeiten.

„Das Landvolk ist doch schrecklich beschränkt! Unglaublich, wie sehr es da an Bildung fehlt." Der Verwalter klagte es launig seinem Herrn. Nicht ein einziger war vorhanden in Finkenstein und Umgebung,

der die Historie von Paris und der schönen Helena kannte, geschweige von dem Offenbachschen Meisterwerk eine Ahnung gehabt hätte! Als ihnen Frang die Sache kurz erklären wollte, schüttelten sie die Köpfe, und da thäten sie nicht mit. Er versprach ihnen sogar, außer der freien, gut verköstigten Zeit zur Vorbereitung, Spielhonorar, dessen Höhe er bei den Weibern von der Schürzung der Röcke abhängig machte. Denn insoweit hatte er einige im Auge, die man der Königin nötigenfalls als Hofdamen beistellen konnte, bei denen aber freilich die griechische Schönheit durch germanische Gesundheit ersetzt werden müßte. Aber sie wollten nicht. Der Hinweis darauf, daß die Vorstellung im geschlossenen Kreis, also „ganz unter uns" stattfinden würde, hatte keine Wirkung. Selbst die Männer widersetzten sich so stark, daß außer einem Paris keiner zu haben war. Am allerwenigsten war ein Menelaus aufzutreiben; diesen „Dodel" wollte schon gar keiner auf sich nehmen. Warum aber just so eine lumpige Komödie? Warum nicht lieber das Krippelspiel, das Passionsspiel oder das wunderschöne Paradiesspiel! Da thäten sie schon mit.

So mußte Frang die schöne Helena fallen lassen und suchte sich mit dem Paradiesspiel vertraut zu machen. Das ist die bekannte Geschichte von Adam und Eva und dem Sündenfall. Das Textbuch hatte ein

alter Kleinhäusler herbeigebracht; die Tinte, mit der es auf grobem Papier geschrieben, war ganz gelbblaß vor Alter. Es sei, berichtete Frang dem Herrn, eine einfältige, teilweise ganz bigotte Bauernmache, aber er getraue sich daraus was zu machen, das sich sehn lassen könne. Bis Neujahr solle der Fall Adam auf die Bretter kommen. Wäre erst der Anfang gemacht, dann sei ihm um Wiederholungen nicht bange. Nun aber handle es sich um Kostümbilder.

„Kostüm?" fragte Hadrian. Sie kamen überein, Kostümbilder brauche man keine. Höchste Einfachheit sei höchste Kunst.

Hadrian bewunderte aufs neue die Vielseitigkeit seines Verwalters und dessen Mut, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Und er war sehr gespannt auf die Theatersaison in Finkenstein.

Die Rollenverteilung hatte stattgefunden. Aber nun zeigten sich auch hier wieder Hindernisse. Am wenigsten Umstände machte Gott Vater. Der alte Simon übernahm ihn bedingungslos und machte sich sofort ans Studium der Rolle. Das erste Mal in seinem langen Leben, daß er „wer" war. Bei dem Adam hatte Hadrian an den Saberl gedacht; davon wollte der Intendant aber schlechterdings nichts wissen. Dieser Mensch würde alles verderben. Der Sohn des Leinwebers zu Gug war für die Rolle gewonnen worden. Für die Eva meldete sich das gesamte weibliche Personal, mit Einschluß der alten Dorl.

„Niemals, Dorl!" rief ihr Frang zu. „Dich kann ich im Stall nicht entbehren. Nicht eine Stunde. Du bist unersetzlich beim Vieh."

Geschmeichelt zog die Alte sich zu ihren Kühen und Schweinen zurück.

Schwieriger war es, die Magd Leni zu beruhigen. Ihre Eva wäre zu massiv ausgefallen; aber sie verzichtete erst auf diese Rolle, als sie der Intendant zur Chorführerin der Engel ernannte. Die Eva bekam ein junges schmächtiges Mädchen, das erst der Schule entwachsen war. Sie versah auf Finkenstein den Dienst einer Küchengehilfin und gewann mit Übernahme der Eva die Aussicht auf Standeserhöhung im nächsten Frühjahr. Welcher Art, das ward nicht gesagt. Der

Chor der Engel kam aus Knaben und kleinen Mägdlein mühelos zusammen. Aber die größten Unannehmlichkeiten machte der Teufel. Die dankbarste Rolle, und doch wollte sie keiner spielen. Es bliebe gern was hängen, meinten sie, wenigstens der Spitzname. Schließlich übernahm ihn Frang selbst; „aus Liebe zur Sache", wie der Saberl munkelte. Als das so weit gut war, stellte es sich heraus, daß auf eine wichtige Rolle vergessen worden! Im Paradiesspiel konnte doch unmöglich der Erzengel fehlen, der mit dem flammenden Schwert die armen Sünder aus dem Paradies treibt. Das war der Schlußeffekt, von dem vieles abhing. Die ganze Gesellschaft verlangte für diese Rolle den „Kammerherrn", wie der Saberl scherzweise genannt wurde. Aber der wollte nicht mit dabei sein. Fast verdarb diese Weigerung auch andern die Freude und stellte das ganze Unternehmen in Frage. So mußte der Schloßherr selbst bittweise an den Jungen herankommen.

„Schon auch aus Liebe zur Sache, Saberl. Oder glaubst du, daß für den Erzengel deine Gestalt nicht geeignet wäre?"

Auf diese Spindel ist er geflogen.

Also kam die erste Probe. Nach der Mitteilung Frangs an den Herrn war das zum Verrücktwerden. Komischeres könne man sich nicht vorstellen, als zum Beispiel die quatschigen Stimmen, wie sie im Pre-

digerton das geschraubte Zeug herabschreien. Die Dichtung sei nachgerade zum Davonlaufen. Darum müsse alles Gewicht auf das Gestaltliche gelegt werden. Der Schneider werde nicht ins Gewicht fallen, doch was an Stoffen erspart werde, würde für Heizmaterial aufgehen. Recht gut machen werde es die Kleine, aber alles verderben werde der Saberl, der mit dem „flammenden Schwert", dem alten Franzosensäbel, wie verrückt umherhaue.

„Ja, mein lieber Frang, das ist alles recht schön. Aber wer soll denn Publikum sein?"

Der Verwalter machte eine artige Verbeugung vor dem Herrn.

„Ich allein? Wollen wir nicht doch die Herren von Gug einladen? Den Pfarrer, den Lehrer und den guten Franzwirt?"

Diese Bemerkung wunderte den Verwalter. Es scheint, der Herr capiert nicht. „Ich glaube," sagte Frang, „wir bleiben beim ursprünglichen Programm — ganz unter uns."

Vor dem Weihnachtsfest hatte Hadrian sich gefürchtet. Da würde er die pikanten Kaffeehauszirkel am allerschwersten vermissen. Nun hatte er auch auf Finkenstein seine Saison und Sensation. Alles rüstete sich auf die Theatervorstellung, alles suchte sich zu überbieten an geplanten Überraschungen. Hadrian war beinahe gerührt über ihr Bestreben, ihm die abscheu-

liche Winteröde erträglich zu machen. Aber schließlich, wozu sind sie denn da, als um ihrem Herrn zu dienen?

Es war daher recht bitter, als eines Morgens der Verwalter berichtete, die Aufführung müsse verschoben werden. Wenn ein Toter im Haus sei, hätten sie gesagt, da wollten sie nicht spielen.

Es war nämlich in der Nacht ein alter Bettelmann verstorben, der Tags vorher zugesprochen, und dem der Verwalter gutmütig gestattet hatte, im Dachgeschoß auf dem Stroh zu schlafen. Und daraus entstand die Verlegenheit. Zwei Knechte stellten an den Verwalter das Verlangen, die Leiche landesüblich aufbahren zu lassen. Wenn es nicht von der Herrschaft aus geschehe, so wollten sie selbst zusammenschießen, um den alten Einleger anständig aufzubahren und zu begraben. Er sei ein braver Dienstbote gewesen, und ihnen selbst könne es auch einmal so ergehn, wenn sie alt und untauglich, daß sie auf einem Strohhaufen versterben müßten.

Um solchen Vorstellungen ein Ende zu machen, hatte Frang die Leiche gleich nach Gug in die Totenkammer überführen lassen; das einzig Richtige, wie Hadrian zugab. Nun aber wurde das Gesinde aufgeregt und wollte einen Ausstand machen. Frang lachte dazu. Wenn sie ihn nicht nötiger hätten über den Winter, als er sie, so möchten sie nur gehn. Er

ſei ſehr froh. Wenn ſie nicht freiwillig gingen, ſo habe er gute Luſt, ſie fortzujagen, weil ſie ein Geſindel wären! — Da ſchauten ſie einander an, murrten und — blieben. Denn es war der harte Winter.

„Man muß ihnen den Korb höher hängen," ſagte der Verwalter zum Schloßherrn.

„Laſſen Sie's hingehn, Frang, und trachten Sie, daß es endlich zur Komödie kommt. Sie wiſſen, ich bin wirklich geſpannt."

„Und ich gedenke, Herr, das Vergnügen zu haben, die Erwartungen zu übertreffen."

Aber es erſchienen zwei Knechte, Abgeordnete, und ſie erklärten, überhaupt nicht ſpielen zu wollen. Es wäre des Toten wegen, aber nicht darum allein. Das Paradiesſpiel ſei ein heiliges Stück und in früherer Zeit ganz anders aufgeführt worden. Da hätten Adam und Eva und die Engel weiße Hoſen getragen. Anders nicht. Nein, anders nicht. Das möchte ein ſauberes Gerede werden. Kurz und gut, ſie ſpielten nicht.

Da wurde Hadrian ganz plötzlich zornig: „Wenn ich's aber befehle!"

Sie zuckten die Achſeln, lachten und gingen davon.

„So jagen Sie doch das Pack davon!" rief er dem Verwalter zu.

Dieser machte ein verschmitztes Gesicht. Das eine Auge drückte er zu, das andere ließ er halb offen.

„Vor dem Gerede haben sie Angst," sagte er. „Weiter ist's nichts. Lassen Sie mich nur machen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Fortjagen möchte ich sie schon darum nicht, weil ein paar unersetzliche Kräfte dabei sind — wissen Sie?" Die letzten Worte wurden mit einer Gebärde gemurmelt. „Die Zeit wird schon kommen. Ehe das Jahr um ist — ei, was sag ich, das Jahr! Wollen gelegentlich fleißig Proben halten. Ich setze meinen Kopf drein, daß wir unser Schauspiel haben werden."

Von dieser Zeit an ließ Frang es sich angelegen sein, auf die Bildung der Leute hinzuwirken. Die Zeitungen des Schloßherrn gingen lange schon von Hand zu Hand, sogar bis Gug hinüber. Der Franzwirt hatte sich sogar auf eine abonniert, da die Leute daran Gefallen fanden. Ihre alten Hausbücher, Bibel, Märchen, Reisebeschreibungen ließen sie in dem Winkel liegen und verlegten sich in freien Stunden aufs Politisieren, auf Parteigezänke, Welttratsch und Zeitungsromane. So that Frang ein übriges. Monatlich einmal kam ein Mann in die Gegend, mit Lieferungswerken. Um lächerlich billigen Preis konnten sie bezogen werden von Heft zu Heft, und wunderschöne Geschichten standen drin. Frang bestellte solche Schriften, und abends wurden sie in der Gesindestube

vorgelesen. Anfangs ganz kurze Erzählungen, allmählich längere, und endlich war ihnen nichts mehr lang genug. Das war kein schlechtes Gegreine bei den Frauenzimmern, wenn es gerade an den außerordentlichsten Stellen hieß: Fortsetzung folgt. Sie konnten es gar nicht genug untereinander besprechen, wie „interessant", wie „rumantisch", wie „reizend" die Sachen seien, sie drückten sich gewählt aus und zeigten Verständnis. Nur die Kleine, die künftige Eva, that manchmal eine kindische Frage, bei der die übrigen nur schmunzelten. Ein übermütiger Bursche machte sich erbötig, ihr die dunklen Stellen einmal näher zu erklären.

„Natürlich," sagte Frang bei Tisch. „Lektüre bildet Geist und Herz."

„Wohl lauter Gediegenes, Klassisches?" meinte Hadrian ironisch.

„Aber selbstverständlich. Da möchte ich die Verantwortung am allerwenigsten tragen. Allerdings auch gut realistische Sachen. Ein edler Realismus wird auch der Komödie nicht schlecht bekommen."

„Glauben Sie, daß es noch dazu kommt?"

„Aber gewiß."

Der Saberl ging um diese Zeit täglich nach Gug zum Geigenunterricht beim Schullehrer. Es that sich gar nicht schlecht, und bisweilen in der Abenddämmerung spielte er in seinem Zimmer ganz grausame

Melodien. Hadrian ſchauerte manchmal davor zuſammen; wenn aber der Junge verſicherte, es wäre Mozart, dann hob er die Augenbrauen und nickte mit dem Kopf. Im Tagebuch findet ſich folgende Stelle: „Es iſt ein Unweſen oft. Auch der Mozart iſt ſchrecklich. Manchmal aber, manchmal doch! Da kommt ein Klang, ein zarter, leiſer, trauriger. Und da fällt mir ein: er ruft ſeine Eltern.“

Und einmal zur gewohnten Stunde, da wartete Hadrian, und der Junge ſpielte nicht. Weil er wußte, daß der Saberl auf ſeinem Zimmer war, ging er in den Vorgang und horchte an der Thür. Es war ganz ſtill. Das reizte ihn, und er trat raſch ein.

Der Saberl ſprang auf und wurde rot, als decke das ganze Geſicht ein einziges Feuermal. Auf der Lederbank war er gelegen, und aus einem gelben Heft hatte er geleſen.

„Ei Junge, du amüſierſt dich.“

„Man kann nit aufhören,“ antwortete der Junge, ſich entſchuldigend.

„Süße Sünderinnen. — Woher haſt du das?“

„Geſtohlen!“ lachte er. „Dem Küchenmädel entwendet.“

„Aber nein! Wie kommt die Kleine zu ſolchem Leſefutter?“

„Der Jäger ſoll ihr's geborgt haben.“

„So, ſo.“

„Man soll so was wirklich verbrennen," sagte der Saberl. „Ich will's nur noch vorher zu Ende lesen."

„Wenn es nicht dein Eigentum ist! Ich werde die Sache prüfen."

„Ich möcht nur wissen," sagte der Junge, „warum einem solche Sachen gefallen. Man sieht, sie sind schlecht — und gefallen einem doch."

„Ja, mein Lieber, da muß man stark sein," sagte Hadrian überlegen. „Lesen kann der Mensch alles, aber stark sein! Ein sittlich gereifter Charakter kann alles vertragen. Und alles thun."

„Ist es wahr, daß Ganzgesunden kein Gift schadet?"

„Man sagt es."

„Mich deucht, früher, wie ich noch klein war, bin ich stärker gewesen, als heut —"

„Im gewissen Sinn magst du schon recht haben. Doch der Mensch soll an die sittsamen Vorfahren denken," sagte Hadrian großartig.

„Es werden halt nit alle gleich sein," meinte der Junge. „Wird vielleicht auch auf die Gattung ankommen. Immer einer hat's halt leicht, nun ja, — weil nix angreift. Aber unsereins, so ein armes Findelkind. Woher nehme denn ich Vorfahren! Wer weiß, was für Haderlumpen meine Eltern gewesen sind!"

„Deine Eltern —“ Hadrian machte ein paar Schritte durch das Zimmer und kam wieder zurück an die Stelle. „Haſt du gar keine Ahnung, Sabin, wer deine Eltern geweſen ſind?“

Der Junge zog die eine Achſel auf: „Haben ſie ſich nit gekümmert um mich, ſo kümmere ich mich auch nit um ſie.“

„Sabin — Wenn dir irgendwo plötzlich einmal eins entgegenkömme, die Mutter, oder — der Vater —?“

„Weiß Gott. Immer einmal iſt es doch traurig, wenn man denkt, wie man ſo allein daſteht — ſo mutterſeelenallein — auf der weiten Welt . . .“

Als er dieſe Worte geſagt hatte, ſo faſt nur für ſich hin, begann in Hadrian etwas zu zittern. Er langte nach des Jungen Hand. Da ſprang dieſer auf, erfaßte das gelbe Heft, und mit dem Wort: „Es iſt zu dumm!“ ſchleuderte er es in die Glut des Kamins. Dann ging er ins Freie.

Bin ich auch einmal ſo geweſen? fragte ſich Hadrian. Er begann zu träumen. Er hatte Durſt nach einer großen Betrübnis, empfand aber nur Öde. Er war zu unglücklich, um ſein ganzes Unglück zu empfinden.

Gegen Ende des Monats Februar wurde aber doch etwas in ihm beinahe rebelliſch. Er dachte an den Karneval. Das brauſt und ſchäumt da draußen — und hier? Im eiſernen Kaſten ein Packet Banknoten. Doktor Kerbholz hatte wieder einmal Kräfte geſchickt. Was könnte man für dieſe Fetzen alles haben, dort in der ſchönen, großen, ſchäumenden Stadt! Die Lüſte hatte er ſich gemerkt, die Katzenjämmer ſchon vergeſſen.

Doch auch hier auf Finkenſtein verſchaffte ihm das Geld eine Zerſtreuung. Denn beſſer als Langweile iſt Ärger.

Kam wieder einmal der Gutsverwalter mit ſeiner Kümmernis.

„Nichts peinlicher," ſagte er unmutig, „als immer nur nehmen müſſen und nie geben können."

„Andere hinwiederum möchten lieber nehmen als geben," entgegnete Hadrian. „Sie brauchen wohl wieder Geld?"

„Aber das ſoll nun bald ein Ende haben. Jetzt müſſen wir Kalk und Guano kaufen, ferner Samenkorn und endlich noch einige Geräte. Es taut ſchon der Föhn über die Berge. Wenn wir, was Gott gebe, ein fruchtbares Jahr haben, dann ſoll ſich der gnädige Herr einmal wundern. Für jedes Körnchen hoffe ich eine volle Ähre zurückgeben zu können. Ich ſteche manchmal gern mit dem Stock in den aufgeweichten

Boden. Kohlschwarzer Humus und Erdschmalz dran! Wenn wir ein paar Jährchen fortfahren, diese dankbare Scholle noch zu verbessern, so ist der Wert des Guts in kurzer Zeit verdoppelt."

„Gut, gut, also wieviel denn?"

„Zweimal hundert. Ich bescheide mich aufs äußerste."

„Nehmen Sie, was Sie brauchen."

Frang zog zwei Scheine aus dem Päckchen und legte dieses wieder in die Eisenkasse zurück. „Noch etwas, gnädiger Herr, zu meiner Beruhigung. Der Kassenschlüssel — er wird wohl sorgfältig aufbewahrt? Nein, nicht das! Ich will nicht wissen, wo. Muß protestieren. Ich meine nur im allgemeinen. Der Herr sind zu vertrauend. Ich halte es für meine Pflicht —"

„Es geschieht nichts, lieber Frang." —

Das junge Jahr ging an. Es kam der laue Wind, aus allen Gräben heraus kamen die Schneewässer, durch die Rabenschluchten herab wogte ein trübroter Strom, über den Raubvögel hin- und herschossen, weil es Beute gab. Alles knospete und schwoll, alle Düfte wurden wach aus verwesenden und werdenden Dingen. Auch die Leute wurden wach aus ihrer Winterdämmer.

Ihrer sechs, die drei stärksten Knechte und die

drei keckſten Weibsleute, traten vor den Verwalter: „So, Herr Frang, jetzt gehen wir.“

„Was ſoll das heißen?“

„Ganz ſo, daß wir jetzt gehen und uns einen andern Platz ſuchen.“

Er wütete. Jetzt, nachdem ſie über den Winter fettgemäſtet worden, nachdem die Arbeit beginne, wollten ſie laufen! Ob ſie nicht wüßten, daß auf ſolchen Vertragsbruch das Zuchthaus ſteht!

Da hatten ſie die Dreiſtigkeit zu antworten, man brauche ſich ja nicht aufzuregen, man könne es auch ruhig bereden. Sie verlangten doch nichts Ungebührliches. Der Herr Verwalter habe ſie zu Weihnachten ja ſelbſt fortſchicken wollen, ohne zu fragen, ob es ein Vertragsbruch ſei. Damals ſei er obenan geweſen, und ſie hätten nachgeben müſſen. Jetzt ſeien ſie obenan, weil die Arbeit verrichtet ſein wolle, und mit Zwanzig zu Hundert Tagesaufbeſſerung ſeien ſie zufrieden.

„Und ich ſage euch, daß wir nicht einen Heller beſſern!“

„So macht's auch nichts, Herr Verwalter. Jetzt finden wir überall Arbeit. Oder wir gehen gleich am liebſten nach Schuttenthal in die Fabrik.“

Der Verwalter ſagte gemeſſen: „Ich bleibe bei meinem Wort. Nicht einen Heller. Wenn der gnä-

dige Herr aufbessern will — meinetwegen. Ich will mit ihm reden."

Mit allem Zorn, der aufzutreiben war, kam er zu Hadrian: „Herr, wir haben Räuber im Hause! Und müssen sie noch mit Glacéhandschuhen bedienen, diese Lumpen, diese Gauner, diese Tagediebe! Zwanzig Prozent Aufbesserung verlangen sie."

„Nicht bewilligen!"

„Dann schneiden sie uns die Gurgel ab. So viel als die Gurgel ab, wenn wir jetzt nicht ackern können."

„Also bewilligen!"

Schon am nächsten Tag konnte der Schloßherr sich der Anhänglichkeit freuen, mit der seine Dienstboten ihm wieder ergeben waren.

Auf der Treppe begegnete ihm die Magd Leni. Sie wollte gerade zu ihm gehen, sie hatte im Körbchen Isländermoos.

„Ich bitt Ihnen, euer Gnaden, sein S' nit bös. Aber ma kann's nit ansehen, wenn wer so krank ist, einwendig. Und da hätt ich halt ein gutes Mittel für die Brust. Für den gnädigen Herrn."

„Was soll's! Ich brauche kein Mittel für die Brust."

„Aber mein Gott, der Herr Kammerherr hat doch gesagt, daß der gnädige Herr so krank sind!"

„Der Sabin hat das gesagt?"

„Aber freilich hat er's gesagt."

Hadrian stand zu ihr, legte ihr seine Hände auf die vollen Achseln und sagte leise: „Ich krank? Soll ich dir das Gegenteil beweisen?"

Wie Sonnenschein in den Hundstagen hat sie ihn angelacht, ist dann mit ihrem Körbchen munter trepp-ab und über den Hof gelaufen in ihr Stübchen. Dort wartete ihrer, mit den nackten Beinen strampelnd, jener junge Mensch, mit dem sie damals vom Saberl denunziert worden war beim Verwalter.

Hadrian ging und suchte den Saberl. Der war draußen auf dem Acker und kraute mit dem Eisen-krampen Dung in die Furche.

„Du Saberl! Hör mich einmal an. Was soll denn das heißen? Du hast der Magd Leni gesagt, daß ich krank sei."

„Das ist nit wahr," begehrte der Junge auf.

„Du hast es also nicht gesagt?"

„Gesagt hab ich's schon, aber nit der Leni."

„Wieso kannst du sagen, daß ich krank bin?"

Der Junge stemmte sich mit dem Ellbogen auf den Krampenstiel, that einen frischen Atemzug und sprach: „Herr, das ist halt so. Jetzt giebt's alle Händ voll zu thun, man glaubt es gar nit. Und da thun mich die Leut alleweil fragen, warum denn der Herr nit auch ein bissel thät arbeiten helfen. In Gug geht zur Anbauzeit und bei der Fexung sogar der Pfarrer

aufs Feld mit und steht ihm nit schlecht an, sagen sie. Und wär's für den größten Herrn keine Schand, haben sie gesagt. Alsdann, die Rederei ist mir zuwider, und ich sag, der gnädige Herr ist halt ein bissel krank auf der Brust."

„Aber — woher hast du denn das?"

Er antwortete nicht mehr, sondern kraute wieder Dung in die Furche.

Wenn man wen gern hat, so legt man ihm alles zum guten aus und trifft damit meistens das Richtige. So auch Hadrian. Er grübelte nach, was denn der Junge gemeint haben mochte mit dem „Krankseín". Er ahnte es jetzt, die Bauersleute mögen in arbeitsnötiger Zeit keinen Nichtsthuer sehen, und der Junge schämt sich und entschuldigt den Herrn mit Krankseín. Wenn der Bauer nicht selbst sein bester Knecht ist, so geht's nicht, hatte der alte Simon gesagt. Auf diesem Gut aber will der Bauer ein großer Herr sein und nichts arbeiten. Und dafür giebt es keine andere Rechtfertigung als „Krankseín". Hadrian Hausler fühlte es ja selbst oft genug, daß er nicht so war wie andere. Jetzt Überschwung, jetzt Stumpfheit. Und das Eiskorn im Blut. Ein einziges Feuer noch manchmal, doch — es fröstelte ihn über über den Rücken. Ein invalider Großstädter. Dann kommen sie mit ihrem isländischen Moos und lachen dumm. Die sollen es noch erfahren, daß der Stadtherr

nicht bloß einen Kopf, sondern auch Arme hat! Mit energischen Zügen wurde der Entschluß festgenagelt im Tagebuch.

Und eines Tags im Heuen, nach dem Mittagsschläfchen, ging er rüstig hinaus auf die Wiese. Ein glühender Julitag lastete über den welken Matten. Und gerade in solcher Hitze mußte das Heu geheimt werden. Aber er sah die Leute nicht gleich. Sie saßen in zusammengeschobenen Heuhaufen, aßen Weißbrot und tranken Wein, sich ihrer erstrittenen Rechte freuend. Eins gab dem andern den großen Krug in die Hand, und ein paar übermütige Mägde rangen darum, gleich nach dem Mannsbild zu trinken, wenn der Krugrand noch nach Bart rieche. Hadrian wäre zu gern näher angeschlichen, da erhob sich aus einem abseitigen Nest der Verwalter, unweit von ihm die kleine Küchenmagd, dann allmählich auch die andern. Als sie den Herrn sahen, riefen ein paar überlaut: „So, a bissel gelabt haben wir uns, jetzt wieder an die Arbeit!" Und griffen munter zu ihren Heugabeln und Rechen.

Hadrian hatte nach dem Sabin ausgeschaut, er sah ihn nicht und fragte nach ihm den Verwalter.

„Der Kammerherr!" entgegnete Frang. „Den darf der Herr nicht bei der Arbeit suchen."

„Aber er ist ja da!" rief ein Knecht dazwischen. „Er hat seit aller Morgenfrüh gearbeitet."

Im Schatten eines Eschbaumes lag er. Auf dem Rücken lag er, den Arm unterm Kopf, ein Knie aufgestemmt. Die Augen zu, den Mund offen, und eine sportslustige Heuschrecke hüpfte über Berg und Schlucht, über Nase und Mund hin und her. Hadrian hatte auf ihn hingeblickt, wohlgefällig und schadenfroh, den Jungen auch einmal bei einem „Kranksein" ertappt zu haben. Er ließ ihn schlafen, nahm ihm aber die Heugabel von der Seite. Diese Gabel war ein ungefüges, langstieliges, dreispießiges Ding. Hadrian faßte sie tapfer an und mischte sich unter die Arbeiter. So wie sie kraute er die dünne Heuschicht zusammen in Häufchen, wie sie schob er diese zu großen Haufen, wie sie baute er das Heu um eine aufrechtstehende Stange, an der es ein rinsumlaufender Knabe festtrat. Die Leute staunten und arbeiteten mit größter Emsigkeit. Er warf den Rock weg, so daß man die weißen Hemdärmeln sah, das schwarzseidene Westenfutter und die silberne Schnalle rückwärts am Beinkleid. Nun spreizte er die Glieder aus und schupfte die knisternden Mahden. Auch Frang griff lebhaft zu. Eine schweigende Beweglichkeit über die ganze Wiese hin, und so schnell war der weite Plan wohl noch niemals aufgeräumt worden, als an diesem Nachmittag. Nachdem Hadrian sehr lange so gearbeitet hatte, zeigte seine Taschenuhr, daß es kaum eine Stunde war. Aber er hielt aus, bis das ganze Heu in Schöbern stand.

Der Saberl war aufgewacht. Rasch erhob er sich, nahm eine der Sensen, die im Strauchwerk am Rain verborgen gewesen, und ging hinüber, wo noch das lange Gras stand. Auch die Knechte thaten dasselbe. Hadrian hatte gemeint, es würde nach dem Schobermachen Feierabend sein, nun konnte er aber doch nicht ausspringen. Weil es mit der Gabel so gut gegangen, machte er sich auch an die Sense.

„Den gnädigen Herrn müssen wir schon voranlassen," sagte einer der Knechte, und Hadrian ahnte nicht, wieviel Tücke in dieser Ehrerbietung lag. Als er sich weitbeinig und gekrümmt anstellte, kicherten sie schon über die Figur. Er wollte lind wie die andern Mähder seine Sense durch das Gras streichen, da zeigte sich dieses Werkzeug als sehr plump und ungeschickt. Zwei dumm angebrachte Stiele, ein halbgekrümmtes Riesenmesser — eine Waffe für Barbaren. Als er damit den ersten Hieb that, duckte sich das Gras, so daß die Sense darüber hinwegflog. Die folgenden Hiebe waren glücklicher. Da fiel Gras, und die Knechte stimmten ein Lobgeschrei an. Das hob ihn sichtlich, und es ging ein Weilchen ganz gut. Plötzlich aber stak die Sensenspitze tief im Rasen, daß Erde aufsprühte. Heftig riß er das Werkzeug heraus, that neuerdings einen scharfen Hieb, da war die Sense entzwei. Mitten entzwei, und am Hebel war der gebrochene Stumpf. Er warf das Zeug ins Gras,

lachte überlaut, als sei es ein Spiel gewesen, und ging davon.

Er hatte genug. Wie ein Sträfling war er sich vorgekommen bei dieser Verrichtung. Nein, für einen Kulturmenschen ist das nichts. Die Weltordnung ist schon richtig. Es muß Herren und es muß Knechte geben. Aber mit dieser Philosophie war es nicht abgethan. Nun kamen an den Händen die Schwielen, an den Gliedern die Schmerzen, die Arme thaten ihm weh, die Beine thaten ihm weh, die Rippen thaten ihm weh, das Kreuz that ihm gar sehr weh. Am nächsten Morgen vermochte er nicht einmal, sich den Rock anzuziehen. Der Saberl mußte ihm dabei helfen.

„Ja, mein Junge, das ist umgekehrt. Nicht weil ich krank bin, kann ich nicht arbeiten, sondern weil ich gearbeitet habe, bin ich krank. — Übrigens, du warst gestern auch mit der Sense draußen."

„Mir ist's eh zuwider, daß ich eingeschlafen bin."

„Das kannst du dir gönnen. Arbeiten, dafür sind ja die Dienstboten da, die kosten ein schweres Geld! Warum sollst du dich noch für sie plagen?"

„Ich hab ja Zeit dazu. Wenn ich nit immer einmal ein bissel arbeite, so hab ich keinen Schlaf. Und g'freut mich auch sonst nix."

Eines Tags schritt Verwalter Frang auffallend

laut die Treppe hinan und klopfte lebhaft an die Thür. Er war in gehobener Stimmung.

„Auch dieser Tag ist gekommen," rief er anstatt des Grußes dem Herrn entgegen. „Einen Eid darauf, ich erwartete ihn schwerer, als Sie. Die weiße Fahne muß man auf den Giebel stecken. Ich bringe Geld!"

Ein schweres Paar Ochsen hatte er verkauft. Die Banknoten, Zehnguldenscheine, deckten fast die ganze Tischfläche.

„Ich könnte es heute verdreifachen," sagte er, und seine Stimme schnarrte vor Vergnügen, „wenn ich das Jungvieh verkaufen wollte. Ziehe aber vor, im nächsten Jahr es zu versechsfachen."

Hadrian schüttelte ihm warm die Hand: „Ich danke Ihnen für Ihre redlichen Bemühungen."

Dann allerdings kam der Verwalter auch mit einem Anliegen. Es waren Steuern fällig, wofür er sich Geld erbitten müsse.

„Sie haben doch nicht alles fatiert?"

„Aber! Was denken Sie!" Beinahe entrüstet war er über die Frage. Er beruhigte sich aber bald und begann darzulegen, daß der Aufschwung der Viehzucht den Bau eines großen Stadls bedinge, wozu bereits Holz und Zimmerleute bestellt seien. Dann denke er

auch an eine Kornmühle. Es sei unverantwortlich, an fremden Mühlen mahlen zu lassen, da es auf der ganzen Welt keine günstigere Wasserkraft gebe, als in Finkenstein. Das Bachbett oben hinter dem Rain liege mindestens um dreißig Meter höher, als das Gehöft, und könne das Wasser vermittels einer einfachen Rinne zu den Gebäuden geleitet werden. Jetzt, da die Wirtschaft endlich in Schwung käme, sei es sogar eine Freude, Geld auszugeben, man wisse, wofür. Die Nachbarn fingen schon an, ihre Köpfe zu erheben und herüberzugucken auf Finkenstein, um zu sehn, wie auch heute noch eine Landwirtschaft Früchte trage, wenn sie gut geleitet werde. Ein Großbauer aus Kieshofen habe sogar unter der Hand anfragen lassen, ob er nicht den Vorknecht haben könne. Der Mann würde es wissen wollen, wie es gemacht wird. Als ob's an einem Vorknecht läge.

„Ich weiß, an wem es liegt," sagte Hadrian freundlich, hieß dem Verwalter das Geld wieder zusammenstreichen und gab das Fehlende dazu. Dann sprach er von einem Mißverständnis, das er mit dem Müller in Gug gehabt habe. Es sei geschrieben worden um acht Säcke Weizenmehl, und es sei Maismehl geschickt worden.

„Die Konfusion kommt wieder einmal vom Saberl," sagte Frang. „Haben Sie doch die

Gnade, die Korreſpondenz perſönlich zu beſorgen. Sollte es gewünſcht werden, wäre auch ich dazu bereit. Ordnung iſt die Hauptſache.“

„Guten Abend, Herr Frang!“

Na, da konnte er ja gehn. Wenn er auf den Jungen zu ſprechen kam, da hieß es immer gleich: guten Abend!

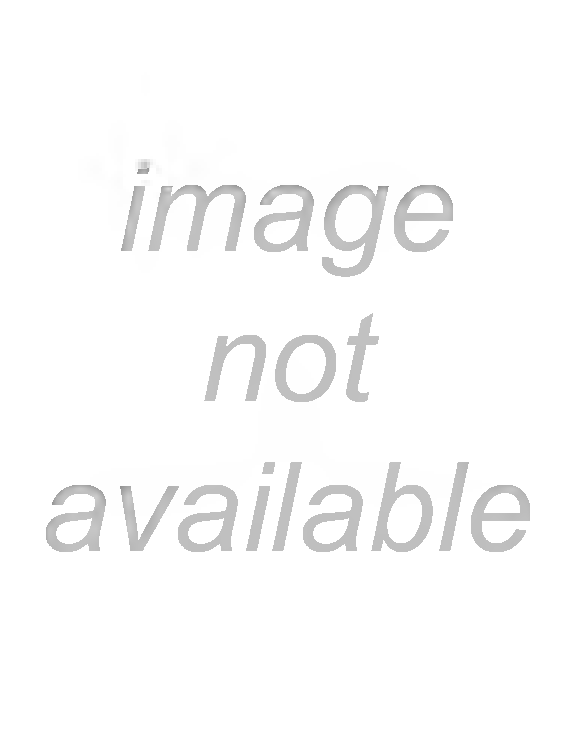


image
not
available

kaufte und nach Finkenstein bringen ließ. Und als sie vor dem Schlosse stand, nahe dem Weg, der nach Gug führt, da machte es dem Eigentümer einen besonderen Spaß, manchmal die Vorübergehenden zu beobachten vom Hinterhalt. Waren ihrer mehrere, so streiften sie die Gruppe nur mit einem scheuen Blick, war nur einer, so blieb er stehn und betrachtete das schöne Weib und den ungezogenen Jungen. Hadrian freute sich an dem „Aufzucken des göttlichen Funkens", wie es im Tagebuch heißt. Auch nahm er sich vor, persönlich Kunst zu treiben. Weshalb sollte er sich nicht im Modellieren versuchen, im Malen? Der Thon ist schmiegsam, die Farbe willig, bloß in einer entsprechenden Handführung liegt es, was zu machen ist. Modelle werden wohl auch zu gewinnen sein, wenn Vorurteil und Prüderie einmal gebrochen ist. Wenn man in diesem Arkadien wieder ein klassisches Griechentum aufwecken könne! Im warmen Menschenblut muß es ja schlummern — das Götterleben! Man sieht, Hadrian hatte Gedanken, und er freute sich manchmal darüber, daß er weise werde.

Mittlerweile waren ringsum die grünen Felder gelb geworden. Die Schnitter standen der Reihe nach am reifen Korn und legten die Garben. Da war es eines Tags, daß vom Bergwald her ein alter Mann kam, am wogenden Feld hinstrich, manchmal einen Halm in die Finger nahm, eine Ähre zerdrückte

und das weiße Köpfchen schüttelte. Und als er zu den Schnittern kam, rief er ihnen mit einem dünnen Kinderstimmlein zu: „Euer Korn hat ja's Braune!"

„Was hat es?" fragte ein Knecht lachend.

„Das Braune — mein Mensch! Euer Korn hat das Braune!"

„Was geht das dich an!"

Der Alte wackelte ohne Unterlaß mit dem Kopf, seine runden Äuglein that er sehr weit auf und sagte: „Das geht mich freilich wohl was an, weil's zu meinem Korn auch hinüberkommen wird, und weil's aufs Jahr in der ganzen Breitengrub krank sein wird. Es ist der Brand. Ihr habt schlechten Samen gehabt. Es ist der Flugbrand!"

Der Alte ging vorüber. Die Leute lachten nicht mehr. Als hernach der Verwalter den Rost an einigen Halmen sah und einige Körner zwischen den Fingern zerrieb und die Finger davon schwarz wurden, sagte er überlaut: „Ei wo! Flugbrand! Halmrost ist's und nichts weiter. Das schadet nicht."

Dann riet er den Leuten, sie möchten das vom Flugbrand nicht weitersagen. Es sei nicht der Mühe wert. Ein bißchen Vitriolbeize im nächsten Frühjahr für den Samen, und die Sache habe sich gehoben.

Es ist fabelhaft!" sagte Hadrian Hausler zum Saberl. Sie saßen im wohldurchwärmten Zimmer beisammen am Tisch und hatten geschrieben. Vor den Fenstern wirbelten Schneeflocken.

„Winter! Wieder Winter! Es ist fabelhaft, wie die Zeit rast. Die Stunden kriechen, und die Jahre fliegen. Kaum eine Erinnerung."

„Und leere Säcke liegen platt," entgegnete der Junge. Hadrian verstand das nicht.

Man kann die Zeit ja freilich festhalten, wenn man sie in That umsetzt. In der Gestalt eines geschaffenen Werkes umgiebt die Zeit des Großvaters noch den Enkel. Das ist Leben. — Hadrian? Er durfte nicht nachdenken, that's auch nicht allzu oft. Was war er? Was wollte er? Was that er? Auf dem Papier suchte er manchmal das Flüchtige festzuhalten, auf dem Papier suchte er das aus sich zu machen, was im Leben nicht gelang. Und die Schrift las er und that, als ob der eingebildete Kerl wirklich wäre. In der That wollte es zu nichts kommen. Als er noch in der Geschäftsstube der Fletz gesessen, gab er die Schuld dem Geld, der Jagd nach dem Geld, der Angst vor dem Wiederverlieren. Nun war das ja alles fort. Und doch blieb es öde, wurde immer noch öder. Wenn er sein Inneres durchwühlte nach irgendeinem Gut — nichts als Lappen, Lumpen, verdorrte

Brosamen. Aber Gelüste noch, häßliche Fettflecke, üppiger Zeiten Rest. In früher Jugend schon hielt er es mit andern für eine männliche und löbliche Eigenschaft, die Sünde zu lieben. „Vor dem Laster der Tugend haben mich die Götter behütet," heißt es in einem der Blätter. Aber die Tugend des Lasters hatte ihn nicht selig gemacht. Alle seine Versuche, aufzustehn, sich einer geregelten, ernsten Thätigkeit hinzugeben, waren bisher mißlungen. Mit Gier hatte er manch Neues, Ersprießliches begonnen, um es an einem der nächsten Tage wieder fallen zu lassen. Viele Regungen, wenig Fähigkeit und keine Beständigkeit. Heute Entzücken für das, was ihm morgen zum Ekel wurde — und auch umgekehrt. Und immer wieder der eiskalte Tropfen im Innern, das Schauern einer ruhelosen, kalten Seele. Und doch wieder — das gehörte zu dem Beständigen des Unbeständigen — als zartes, glühendes Fünklein, die Neigung zu dem einen Menschenkind. Diese Neigung war manchmal seltsam süß und warm, erfüllte ihn aber mit Angst vor Verlust.

„Bleibe noch sitzen, Sabin. Nimm dir eine Zigarre. Ach, du kannst sie immer noch nicht vertragen. Dann lieber nicht. Mich dünkt übrigens, du hättest einmal Pfeifen geraucht. Und dir's abgewöhnt — ich glaube gar, mir zuliebe —?"

„Ja, das schon. Und —"

„Und?“

„Und weil mir davon allemal übel geworden ist.“

„Na, siehst du, was die Liebe vermag! Will dir mal Zigaretten kommen lassen. So für die Plauderstunden. Es plaudert sich besser beim Rauchen.“

„So plaudern da? Wenn's nicht leicht geht, kann man's ja sein lassen,“ meinte der Saberl.

Hadrian fand den Jungen manchmal keck — aber das behagte ihm. Nach einer Weile sagte er: „Du gehst hin und plauderst mit andern. Hast du noch nie darüber nachgedacht — ich meine, nachgedacht — was ich für ein armer, einsamer Mann bin? — — Ich habe doch eigentlich niemand auf der Welt.“

„'s ist doch der Herr Frang da!“

„Das gehört nicht hierher.“

„Der ist ja viel unterhaltlicher, als ich.“

„Das zu entscheiden ist meine Sache. Herr Frang ist ein braver Mann. Aber — weißt du, Sabin, man möcht — jemand möcht man gern so recht herzlich gut sein dürfen. Begreifst du das?“

Der Junge fuhr sich mit seinen Fingern ins Haar und wurde unruhig. „Ja freilich, ja freilich.“

„Sprich Sabin.“

„Weiß nit, was man da sagen soll.“

„Nun in Gottes Namen, so sage gar nichts.

Höre mich bloß an und glaube, daß — eigentlich, es ſpricht ſich ſchwer. Du haſt recht, es ſpricht ſich wirklich ſchwer. Die Sache iſt die, du biſt ein guter Kerl, und ich habe dich lieb."

Unbeweglich, wie eine Holzfigur, ſaß der Junge nun da und ließ das Wort über ſich ergehen. Und als ihm Hadrian die Hand auf die Achſel legte: „Ein bißchen — ein klein bißchen gerne, nicht wahr, das haſt du mich auch?"

Jetzt ſprang der Saberl auf, wandte ſich gegen das Fenſter und ſagte: „Da geſchieht einem grad hart. Freilich weiß ich's, wieviel Dankbarkeit ich ſchuldig bin."

Sie gingen auseinander, und was hätte geſchehen ſollen, es iſt wieder unterblieben. Auf dem Blatte des Tages ſteht: „Dieſer Menſch iſt mir die einzige Freude und die einzige Pein. Was die Zunge nicht vermag, muß die Feder verrichten. Demnächſt das Teſtament. — Übrigens, welcher Mann iſt in dieſer Sache ganz ſicher?"

Als das Jahr immer mehr in die Winternacht verſank, da begannen neuerdings die Proben zum Paradiesſpiel. Und nun ging es.

Bei den Proben gab's Wein. Der ſtärkt das Gedächtnis, meinte Herr Frang, giebt Mut und macht die Glieder geſchmeidig. Das Jahr vorher wäre es ein ſteifledernes, lamentables Bauernſpiel geworden, diesmal konnte es eine Schauſtellung geben, die ſowohl Mitwirkenden als Zuhörern zum Vergnügen werden ſollte. Die Geſellſchaft war mit wenigen Ausnahmen die gleiche. Die Eva, verriet Frang dem Herrn, habe ſich ganz überraſchend gebeſſert. Ihm ſei leider die Rolle zugefallen, die am allerwenigſten für ihn paſſe. Aber was könne man machen. Er gedenke einen möglichſt ergötzlichen Teufel zu ſchaffen. Ausſpringen wollte bloß einer, natürlich wieder der Saberl. Hadrian beſchwor dieſen bei ſeiner Liebe, das wirkte nicht. Er beſchwor ihn bei ſeinem Worte, das er früher gegeben und das als gutes Manneswort doch wenigſtens auf ein Jahr vorhalten würde! Das wirkte. Der Junge nahm den Erzengel auf ſich, ſagte aber, er ſtehe für nichts. Es habe alles ſeine Grenzen.

„Iſt ſchon gut, Saberl. Du wirſt das Spiel nicht verderben."

„Laſſen Sie mich wirklich nicht los, Herr? Wenn ich noch einmal bitte!"

„Unſinn, Junge. Du giebſt den Engel!“

„Na — gut.“

Und am dritten Weihnachtsfeiertag iſt denn die Komödie losgegangen. Der Erzähler muß vorwegs ſagen, daß ſie nicht zu Ende geſpielt wurde.

Im Feſtſaal war die Bühne errichtet worden. Ein blutroter Vorhang war durch Schnüre auf- und zuzuziehen, was ſchon einmal eine tragiſche Stimmung gab. Davor als Rampe eine Reihe Wachslichter. Der Bühne gegenüber an der Wand ein erhöhter Sitz mit Baldachin. Das war die Hofloge und zugleich das ganze Auditorium. Der Saal war übermäßig geheizt und völlig ſtill. Nun erſchien der Schloßherr. Er war in weitem Hauskleid und ſetzte ſich behaglich auf den Thron. Hinter dem Vorhang geheimnisvolle Unruhe, Flüſtern, Kichern. Die vergnügte Kunſt! Hadrian fühlte nachgerade etwas wie Beklommenheit. So geſpannt war er — kindiſch geſpannt.

Es klingelt. Ruhe. Stille. Nichts rührt ſich. Plötzlich ein Gepolter, dann wieder Stille. Die Kerzen flackern und ſenken ihre flammenden Lanzen, als verneigten ſie ſich vor dem Schloßherrn. Es klingelt noch einmal. Der Vorhang ſpaltet ſich auseinander. Man ſieht den Himmel — nichts Geringeres. Im Hintergrund ein blaues Tuch mit güldenen Sternen beſetzt. Im Vordergrund ein paar Wolkenballen, auf denen Engel ſchweben. Wenn man bei

Engeln von Realismus sprechen könnte — sie sind danach. Auf erhöhtem Wolkenthron, der an Stricken hängt und leider ein wenig schaukelt, sitzt der Allvater mit langem Bart, erschafft mit einigen Knittelversen den Adam und schärft ihm ein, keinen Apfel zu essen. — Nach dem Scenenwechsel sieht man das Paradies. Das kann natürlich vor unbeschreiblicher Schönheit nicht beschrieben werden. Unter einem Baum ruht Adam, dürftig mit einer Schafshaut bekleidet. Er erwacht, schaut um sich, bewundert das Paradies und klagt bald darauf über Langeweile. Er spricht in Reimen und schläft aus Langeweile wieder ein. Da erscheint der Allvater, verhüllt in ein rotes, langes Schlepptuch, und während er feierlich erklärt, daß er dem Adam aus der Rippe eine Gehilfin mache, kraucht aus dem Tuch schon die kleine Eva hervor. Sie ist verhüllt mit langem losem Haar und auch mit Laubwerk, das ist winterdürr und raschelt. Das junge Wesen schmiegt sich an den Adam und macht ihm Vorwürfe, daß er so lange geschlafen habe, wogegen er ihr vorhält, daß sie ihn so lange warten ließ. Der häusliche Zwist löst sich in Hunger auf. Da zirpt vom Baum herab ein dünnes Stimmlein: „Erschrecket nicht, ich bin die Schlange wohlbekannt und gebe euch einen Apfel in die Hand, so ihrer auf dem Baume wachsen.“ Sagt der Adam: „Was sind das für Faxen! Die Äpfel sind ja sper (bitter), so

gieb ihn endlich her!" Die Eva meint, verbotene Früchte seien süß, und sie wage einen Biß. Sie reizt den Adam zum Kosten, er weigert sich, schiebt den Apfel mit beiden Händen weit von sich, bis er ihn mit beiden Händen mutig anfaßt und zum Mund führt. Noch mehrere Gleichnisreden zweideutiger Gattung. — Hadrian fand diese Scene reizend, nur war er mit der Kostümierung nicht ganz zufrieden. Eine noch größere Einfachheit würde eine noch größere Wirkung erzielen.

In der weiteren Verwandlung ein Buschwerk, hinter dem das junge Paar sich versteckt hält, laut jammernd, auch nicht einen Faden Gewandung zu besitzen. Da faucht ein schwarzes, zottiges Ungetüm heran, mit roten Glotzaugen, einem blökenden Mund, heraushängender Zunge, mit gekrümmten Bockshörnern und einem langen, sich schlängelnden Schwanz. Der Teufel waltet sofort seines Amtes und macht den armen Sündern die Hölle heiß. Er sei der Fischer, „den Apfel an der Angelstangen, um junge schmackhafte Menschen zu fangen und im höllischen Feuer zu braten". Das Paar verkriecht sich angstvoll noch tiefer ins Gebüsch, aber der Teufel, lüstern nach den schimmernden Fellen, sucht sie hervorzuzerren. — Diese Scene war bestimmt gewesen, recht realistisch ausgesponnen zu werden, da erscheint zu früh der Cherub. Hoch und schlank, in langem,

weißen Hemd, sein junges Gesicht leuchtet in heiligem Zorn, in der Hand hält er gezückt ein krummes Schwert. Der Teufel duckt sich und kichert: „Packt der sie am Kragen, brauch ich mich nicht zu plagen, die Hölle ist ihnen doch gewiß."

Der Engel wendet sich gegen den Adam und spricht:

„Hinaus aus diesem Paradies,
Weil du ein armer Sünder bist.
Verflossen ist die Gnadenfrist,
Hinaus aus diesem Garten!"

Das Menschenpaar huscht nach hinten davon.

Hadrian ist erfreut über die Würde des Cherubs und denkt, das möchte man dem Saberl nicht zutrauen. Da wendet der Engel sich gegen den Teufel. Seine Augen lodern. Sein ganzer Körper bebt, als er mit einer Stimme, die durch alle Nerven dringt, hinschmettert:

„Hinaus aus diesem Paradies,
Dieweilen du ein Schurke bist,
Voll Unzucht und voll Hinterlist.
Hinaus aus diesem Garten!"

Der Teufel in höchster Verblüffung, scheint Einspruch erheben zu wollen, sucht aber statt dessen davonzuhuschen. Mit einem wuchtigen Hieb haut ihm der Engel den Schwanz ab. Der Vorhang fällt plötz-

lich. Auf der Bühne Getrampel, wirre Stimmen. Ein Fehler sei gemacht worden, ruft laut die Stimme Frangs.

„Ich hab keinen gemacht!“ schreit die kleine Eva.

„Ich hab auch keinen gemacht!“ schreien andere. Alles läuft in der Vermummung oder halbnackt durcheinander, auseinander.

Als der Saberl, im langen Hemd noch, die Treppe hinabging, flog ihm ein Kuhschwanz auf den Rücken, daß es klatschte. Das war des Teufels abgehackter. Andere Kränze wurden dem Mimen nicht geflochten.

Ein besonders leckeres Abendbrot war veranstaltet gewesen, aber der Verwalter erschien nicht. Hadrian enttäuscht, mißgestimmt. Der Saberl suchte sich harmlos zu gehaben, gelang aber nicht ganz.

„Du hast Kulissenreißerei getrieben, mein lieber Saberl!“

Der Junge schwieg behaglich vor sich hin.

„Das kann Unannehmlichkeiten geben.“

„Hab's ja gesagt, daß es was geben wird.“

Und am nächsten Morgen erschien er. Der Schloßherr war noch kaum ordentlich angekleidet, als Frang sich melden ließ, es erleide keinen Aufschub. Feierlich und gemessen trat er ein, im schwarzen Anzug, so wie vor anderthalb Jahren, als er die erste Aufwartung gemacht.

„Herr Hausler, Sie werden sich wohl nicht wundern, mich heute in dieser Verfassung zu sehn. Ich muß um mein Zeugnis bitten."

„Wieso, Herr Frang?" fragte Hadrian mit arglosser Miene, die aber gekünstelt war.

„Sie haben es ja gehört — gestern."

„Na, na. Sie werden doch des bißchens Übertreibung wegen — Allerdings hat der Junge in der Schlußscene etwas zu viel Temperament entwickelt, auch nach meinem Geschmack. Obschon ich mich sonst ganz ausgezeichnet amüsiert habe, ich versichere Sie. Und ich bin Ihnen wirklich dankbar, daß Sie sich so viele und erfolgreiche Mühe gaben, mir den angenehmen Abend zu verschaffen. Leider war er nur viel zu kurz. Einige der lebenden Bilder hätte ich wiederholt gewünscht, und vielleicht noch um einen Gedanken plastischer. Nun, das giebt sich ein nächstes Mal. Ich muß nur immer Ihre Vielseitigkeit bewundern, Herr Frang, ein wahrer Tausendsassa! Aber gewiß!"

„Laſſen wir das," ſprach Frang. „Dieſer Menſch hat Worte gebraucht, die nicht im Text ſtehn."

„Wie? Extemporiert hat der Schlingel?!" lachte Hadrian überlaut.

„Er hat, wie Sie recht gut gehört haben werden, Worte gebraucht, die mich auf das Tiefſte beleidigen mußten. Von dem Geſpött, dem ich ausgeſetzt bin, gar nicht zu reden."

„Herr Frang, ich bin in der größten Verwunderung. Wie Sie, ſonſt ein ſo kluger Mann, dieſem Komödienſcherz ſo viel Gewicht beilegen können."

„Das iſt kein Komödienſcherz, Herr! Das iſt ein vorſätzlicher Schimpf. Der iſt auf mich berechnet geweſen."

„Mein Gott, das denkt doch kein Menſch auf der Welt! Ha, ha, daß Sie ein — ich weiß nicht was —. Ich kann mich wirklich nicht mehr erinnern, wie der Ausdruck gelautet hat."

„Geben Sie ſich keine Mühe, Herr Hausler. Ihren jungen Herrn werden Sie nicht rechtfertigen. Ich kümmere mich nicht darum, in welchem Verhältnis Sie etwa zu dieſem Menſchen ſtehn, und wie es kommt, daß jeder unbeſcholtene Mann bei Ihnen im Unrecht iſt, der ſich gegen dieſen — ich will das richtige Wort unterdrücken — kurz, der ſich gegen ihn zu wehren hat. Haben Sie die Güte, mir das

Meinige auszufolgen. Mit dem — andern werde ich meine Abrechnung halten."

„Nun — mein Herr! Wenn die Sache für Sie wirklich ein so schweres Gewicht hat, dann wollen wir doch auch den Angeklagten vorladen und zur Rede stellen."

„Das ist mir gleichgültig. Damit Sie aber nicht glauben, daß nur hinter seinem Rücken — gut. Ob es mir aber gelingen wird, jene Mäßigung zu bewahren, die Sie wahrscheinlich wünschen — das kann ich nicht versprechen. Versuchen will ich es."

So ist der Junge gerufen worden. Als er eintrat und den Verwalter mit dem Herrn zusammensah, nahm sein Gesicht einen fremden Ausdruck an. Die Augensterne wurden klein, mit den Oberzähnen biß er auf die Unterlippe. Im weiteren blieb er ruhig.

„Komm her, Sabin," sagte Hadrian mit kalter Gelassenheit. „Herr Frang beschwert sich, daß du ihn gestern auf offener Scene und ins Gesicht beschimpft hättest."

Dem Jungen zuckten jetzt die Mundwinkel. Dann that er verblüfft. „Ich? Den Herrn Frang? Bei offener Scene ins Gesicht? Aber — Herr Frang war ja gar nicht da."

Trat der Verwalter vor: „Sie haben Ausdrücke gebraucht, die nicht im Text enthalten sind.“

„Das ist schon möglich. Ich hab mein Blatt verloren und nachher die Sachen so hersagen müssen.“

„O nein, mein Lieber! Absichtlich haben Sie den Text gefälscht.“

Nach kurzem Schweigen entgegnete der Saberl: „Wenn Sie mir so kommen, Herr Verwalter, alsdann will ich Ihnen auch was sagen. Den Text haben Sie gefälscht. Durch das ganze Stück. Ja wohl! Da soll man nur einmal vergleichen, wie es im Büchel steht und wie Sie es den Leuten eingelernt haben. Im Büchel steht keine Schweinerei, Herr Verwalter! Und wie die Komödie gespielt werden muß, das steht ganz anders im Büchel. Ich hab mich geschämt für alle jungen Leut, die dabei gewesen sind.“

„Nun, nun,“ sagte Hadrian. „Das ist etwas anderes, das gehört nicht hierher. Gestrichen und geändert wird auf dem Theater nach Belieben. Auf jedem. Und ist zum Mitspielen auch niemand gezwungen worden. Jetzt handelt es sich darum, ob du den Herrn Frang mit Absicht lächerlich gemacht hast —“

„Nicht bloß lächerlich gemacht!“ rief Frang dazwischen. „Beschimpft, verleumdet!“

„Also — beschimpft hast, als du in der letzten

Scene die Worte an ihn gerichtet und ihm gewaltsam einen Teil der Vermummung abtrennteſt —"

„Ja, den Kuhſchwanz!" lachte der Saberl auf.

„Was im Buch durchaus nicht vorgeſchrieben iſt und war! Und das ihm niemand eingelernt hat!" rief der Verwalter.

„Nun, Saberl, was ſagſt du dazu?"

Da antwortete der Junge: „Ich hab ſchon geſagt, daß der Herr Frang gar nit da war und daß von ihm auch keine Rede geweſen iſt. Das werden alle ſagen, die dabei waren. Ich hab's juſt einmal mit dem Teufel zu thun gehabt, mit dieſem falſchen, unzüchtigen Schurken. Dem hab ich den Kuhſchwanz abgeſchlagen, und wenn ein anderer auweh ſchreit, ſo kann ich nix dafür."

„Es iſt alſo ein Mißverſtändnis," fand der Schloßherr für gut, jetzt zu ſagen. „Ein Mißverſtändnis, das ſich völlig aufgeklärt hat. Ich hoffe, Herr Verwalter, daß Sie zufrieden ſind, und die Sache iſt abgethan."

„Sie iſt abgethan, wenn mir der junge Herr Abbitte leiſtet," begehrte Frang.

Darauf ſagte der Saberl: „Abbitten? Da laß ich mir lieber die Händ und die Zung abſchneiden," und ging zur Thür hinaus.

„Natürlich," ſagte Hadrian ſtets beſchwichtigend, „er kann natürlich nur den Teufel gemeint haben,

und könnte also höchstens der eine Abbitte verlangen. Ich denke, das ist seine Sache, das geht uns nichts an. Vielmehr ist es so, lieber Frang, Sie hatten eine undankbare Rolle. Dankbar hingegen ist die Rolle, die Sie als Verwalter auf Finkenstein zu spielen haben. Wüßte nicht, wer Sie ersetzen könnte. Thun Sie mir den Gefallen und lachen Sie über die dumme Geschichte."

Er war überaus mit sich zufrieden, und auch Frang schien zuletzt nicht unzufrieden zu sein mit der guten Verfassung, in der der Herr sich befand. Der Verwalter schwieg nun und starrte zu Boden. „Es mag ja richtig sein," sagte er endlich, „den Kopf voller Sorgen wird man eben manchmal unwirsch. Welche Absicht er bei der Sache gehabt hat, kann mir schließlich gleichgültig sein. Mir genügt es zu wissen, daß Sie die richtige Auffassung haben. So will ich mich bequemen. Mir ist — offen gesagt — dieses Gut zu lieb. Wenn man etwas — ich darf wohl sagen — so völlig aus nichts geschaffen hat, zum mindesten in den Stand gesetzt — es wächst einem ans Herz. — Nur um eins möchte ich bei dieser Gelegenheit ersucht haben für die Zukunft. Lassen Sie nicht von andern, die weder Schick noch Blick haben, geschäftliche Briefe besorgen. Das bringt allerlei Verdrießlichkeiten und erschwert mir mein Amt. Jetzt zum Beispiel beklagen sich die Leute, daß sie statt

Weizenklöse Maisbrei eſſen ſollen, und geben mir die Schuld. Und Urſache iſt die briefliche Konfuſion des — Kammerherrn, wenn man ſchon ſo ſagen ſoll. Nein, wenn ſchon alles andere auf meinen Schultern ruht, ſo überlaſſen Sie mir doch auch die Korreſpondenz, Herr Hausler."

Hadrian fand dieſes Begehren durchaus billig. Er dachte, mich enthebt es der Mühe, ihm erleichtert es die Verwaltung.

„Aber ganz ſelbſtverſtändlich, Herr Frang. Ich begreife es vollkommen, daß der Steuermann alle Radhebel in der Hand haben muß. — Wollen Sie ſich nicht bedienen?"

Frang nahm aus dem gebotenen Käſtchen eine Zigarre, und die Angelegenheit war geſchlichtet.

Hadrian hatte darüber ein rechtes Wohlgefallen. Auch mit dem Jungen war er zufrieden. Wie ſchlau und ſtolz er ſich aus der Schlinge gezogen hat! Ja, ja, es liegt im Blut!

Dann war es einmal, daß Verwalter Frang zu ſpät zum Mittagstiſch kam — zu ſpät um eine ganze Stunde. Er mußte mit Aufgewärmtem vorlieb nehmen, hingegen hatte er Geld gebracht. Mit einem Holzhändler war er im Wald geweſen, um Lärchen aufzuſuchen und zu verkaufen.

„Ich bitte nur um Entſchuldigung, mich ſo ſehr an der Tageszeit geirrt zu haben. Es iſt doch nicht auf mich gewartet worden?"

„Geht denn Ihre Uhr nach?"

Da geſtand Frang lachend, er hätte gar keine. Er hätte ſeine Uhr verkauft.

„Aber, wie kann man ſeine Uhr verkaufen?" fragte der Gutsherr.

„Ja —" machte achſelzuckend der Verwalter. „Es giebt eben Umſtände!" Einen kurzen Blick auf den Saberl, dann ſchwieg er von der Sache. Dem Herrn fiel das auf, und als er ſpäter mit Frang in den Wirtſchaftsgebäuden umherging, um ſich Vorräte zeigen und auf dem Merkbrett die Stundung der Arbeiter erklären zu laſſen, brachte er ihn noch einmal auf die Uhr.

„Sie können doch unmöglich die Taſchenuhr entbehren. Darf ich Ihnen die meinige borgen?"

„Dieſe goldene? Nein. Wenn Sie ein beſcheideneres Werkchen hätten — nichts weiter, nur Ver-

läßlichkeit beanſpruche ich — Würde bitten, ſie mir von der nächſten Gehaltsrate abzuziehn.“

„Aber ſagen Sie mir doch, Frang, wie man ſeine Taſchenuhr verkaufen kann. Ebenſo gut ja auch das Taſchenmeſſer, das Taſchentuch.“

„In der That, ja!“ lachte der Verwalter. „Doch wie geſagt — Verhältniſſe. Läßt ſich ſchwer darüber reden. Das iſt ein ſtrammer Burſche, nicht wahr?“ Bei dieſem Wort hieb er ſeine flache Hand auf den Rücken eines grauen Stiers, der in der Herde eben über den Hof getrottet kam. „Von dem verſpreche ich mir etwas. Oberländerraſſe. Das Geheimnis in der Viehzucht iſt, gute Raſſen zu erzielen. Einige Geduld, dann aber hat man — ich möchte ſagen — eine nie verſiegende Quelle des Wohlſtands.“

Hadrian aber dachte an die Sackuhr, und da müſſe was dahinter ſein. Er kam wieder darauf zurück.

„Nun, Herr, wenn Sie es durchaus wiſſen wollen,“ ſagte Frang. „Dann aber bitte ich Sie, in meinen Salon zu treten.“

Er führte den Schloßherrn in die Strohkammer; und auf einem der großen Schaube, wie ſie dalagen, war es nicht minder gut ſitzen als auf einem Sammetſofa. Sie ſetzten ſich darauf und lehnten ſich an die Wand.

„Ich habe," begann Frang, „keinen Grund, Ihnen meine Verhältniſſe zu verſchweigen, Herr Hausler. Es iſt nicht meine Sache, mich beſſer zu machen, als ich bin. Von Haus aus arm, habe ich mich nur durch Arbeit und Fleiß emporgebracht und mir im Leben Kenntniſſe erworben, ſo daß ich mich getraue, jedes Gut, auch das größte, zu leiten. Erfreue mich auch ſtets eines anſtändigen Gehalts, und doch — um es kurz zu ſagen — ich kann auf keinen grünen Zweig kommen. Gerade daß man knapp, ohne Schulden machen zu müſſen, auskommt. Von irgendeinem Luxus kann keine Rede ſein. Werden Sie mir glauben, daß ich im ganzen nur zwei Anzüge beſitze? Und nicht einen Lappen mehr."

Wohl ein bißchen — ein bißchen ſpielen, oder was?" meinte Hadrian etwas ſchüchtern.

Der Verwalter lachte grell auf, würdigte aber die Bemerkung keiner weiteren Antwort. „Mir geht es auch gerade nicht in die Nerven," fuhr er fort, „ich mache mir nichts draus. Solange man anſtändig auftreten kann. Und ſeinen Verpflichtungen nachkommen könnte —"

„Sie haben alſo Verpflichtungen."

„Bis an — die Taſchenuhr."

„Eine Familie? Arme Verwandte?"

„Alles das nicht. Aber Sie ſitzen ſchlecht. Sie rutſchen hinten hinab. Rücken wir den Schaub. So.

— Wissen Sie, schuld bin ganz allein ich. Doch eben, wer kann für seine Natur, für sein Temperament! Die Sache ist die: Frauenzimmern bin ich verpflichtet. Daß ich nur alles mitteile, in Kieshofen steht eine. In der Passing sind ihrer zwei. Das junge Gewürm, wenn man es ja anständig versorgen lassen will, kostet Geld. Nun hat sich auch in Gug eine gemeldet. Man kann's natürlich nie wissen, allein, bei einem ehrlichen Kerl — es giebt keine Ausflüchte. Nun, der letzte Fall ging an die Uhr, und das ist die ganze Geschichte."

Hadrian hatte mit voller Hingabe zugehört und sagte nun: „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Frang. Und da Sie mich einmal zum Vertrauten gemacht, werden Sie auch vielleicht gestatten — gelegentlich eine Beisteuer —"

„Niemals," antwortete Frang leidenschaftlich und erhob sich.

Hausler fand sich an dem Abend nachgerade gehobenen Gemüts. Dieser schöne Freimut! Nur schade, dachte er, daß Sabin das Geständnis nicht gehört hat. Das müßte ihm sein Vorurteil zerstreuen. Ein Mensch, der an die Herrschaft gewissenhaft das Geld abliefert, einen völlig unvorhergesehenen Erlös für ein paar alte Bäume, und gleichzeitig seine Taschenuhr verkauft, um seiner Ehrenpflicht nachzukommen! Das schlägt wohl doch jeden

Argwohn ein für allemal zu Boden. Ich glaube, der gute Saberl wird ihm noch einmal ordentlich Abbitte leisten müssen.

Und trotzdem. Der Gegensatz verschärfte sich von Woche zu Woche, und endlich stand er auf des Messers Schneide. Früher hatten sie manchmal zu dreien abends ein Kartenspielchen gemacht. Dazu brachte Hadrian sie jetzt nicht mehr zusammen. Kam der eine, so entschuldigte sich der andere. So saßen sie wieder einmal beisammen, Hadrian und sein Liebling. Sabin war ein hübscher Bursche geworden, an Lebensart jedoch — dünkte es den Herrn — habe er eher verloren, als gewonnen. Wortkarg, unlustig saß er da und mischte die Karten. Er mischte sie schlecht, gab unrichtig aus und spielte zerstreut.

„Aber Saberl!" rief Hadrian. „Du treibst ja Selbstmord!"

Sabin legte die Karten weg und sagte: „Nein, das ist nichts. Ich hätt gern einmal etwas besprochen."

„Es soll dir leicht werden, Sabin," sprach der Gutsherr und hielt ihm die Hand hin.

„Wissen S', mich g'freut's nimmer da. Ich weiß nit, wozu ich bin. Und überhaupt — Schon auch des Verwalters wegen, Sie wissen's ja, ich kann nix dafür, daß kein Zusammensehen ist mit dem."

„Also was? Weißt du Schlechtes über ihn?"

„Nein," antwortete der Junge fest.

„Nun also!"

„Ich muß nein sagen. Weil ich noch keine Beweise hab. Es geht mich weiter nix an. Aber was mich angeht: ich hab keine rechte Arbeit da. Alleweil im Sonntagsgewand soll ich herumgehn. Und kommt's mir vor, ich sollt zum Faulenzen abgerichtet werden. Das paßt mir nit. Nit einmal Gewand ausstauben und Stiefel putzen. Ich krieg viel und verdien nix. Das mag ich nit. Am liebsten möcht ich zum Vieh, und das geht da nit. Wenn ich geh — Arbeit giebt's überall. Nachher im Frühjahr fortgehn, da möcht's gleich heißen: im Winter hat er sich mästen lassen. Da geh ich lieber jetzt, und will's auch sagen wohin. Ich geh ins Sesam hinauf."

Und dann hat er einen tiefen Atemzug gemacht, als hätte er eine Last los.

„Also — wieder einmal fort willst du," sagte Hadrian. Die Stimme war gedämpft.

„Daß es dem Herrn nit recht sein möcht, das ist halt mein Anliegen. Weil er mir's immer gut gemeint hat. Aber einmal muß es doch anders werden, und das hab ich bereden wollen."

„Sabin. Gebunden bist du bei mir nicht. Es ist dein freier Wille. Wenn — wenn du so sein kannst! — wenn du mich verlassen kannst —"

Sabin war aufgestanden und stand hilflos da.

— Wenn er so spricht, da kann man nit. — Das Herz that ihm weh.

„Junge, ich will dir etwas sagen," sprach Hadrian. „Die paar Wintermonate bleibe noch. Die bleibe noch. Arbeit weiß ich dir. Es muß da oben im Dachboden einmal Ordnung gemacht werden unter den alten Möbeln, Kisten und Papierwerk. Das Zeug ist sogar feuergefährlich. Es könnten auch Sachen von Wert darunter sein."

„Wenn's mir geschafft wird, so werd ich's ja thun," antwortete Sabin. „Aber lieber wär's mir, wenn ich draußen im Hinterschoppen die Brennscheiter klein schneiden dürft. In der frischen Luft."

„Gut, du sollst Scheiter schneiden. Was du willst. Dann, wenn der Winter um ist, will ich — Ich meine, wenn das Frühjahr kommt und wir einmal mitsammen einen größeren Spaziergang machen — Sabin, ich will dir einmal etwas mitteilen."

Und der Junge blieb. Als er dann allein umherging draußen, lange so umherging, da ärgerte er sich. Warum bleibe ich wieder da? Warum geh ich nit fort? Da ich doch will und mich kein Mensch halten kann. Warum geh ich nit fort? Warum kann ich nit fort! —

Aber Finkenſtein war eine ſehr unluſtige Zeit gekommen. Auf den Wieſen blühten ſchon die Dotterblumen neben den Maulwurfshaufen, auf den Feldern die Maßliebchen neben Sand, dürrem Geſtrüpp und andern Winterreſten. Kein Raſen noch gebrochen, keine Hand voll Korn in die Erde geſtreut. Die Karren, Pflüge und Eggen ſtanden im Hof bereit zur Ausfahrt und — kein Arbeiter vorhanden! Die einen hatten den Dienſt aufgeſagt und waren davongelaufen, die andern hatten ihn nicht aufgeſagt und waren auch davongelaufen. Fort waren alle — bis auf den alten Simon.

„Iſt denn auch — die Kleine davon?“ fragte Hadrian.

Und die Antwort Frangs: „Niemand iſt unerſetzlich.“

Der Verwalter blieb guter Dinge und nahm Taglöhner auf. Da waren zwei Ungarn mit flatternden Linnenhoſen und aufgeringelten Filzhüten. Da waren drei „Katzelmacher“ aus Welſchland mit grobzwilchigen Joppen und ſchwarzbärtigen Geſichtern. Da war eine Zigeunerfamilie, wovon das Weib einen verſchliſſenen Berghalterrock und der Mann einen narbenreichen Seidenzylinder trug. Die braune Tochter mit dem glänzendſchwarzen Haar kaute den ganzen Tag Tabak, zwei halbnackte Kinder huſchten im Hof herum und ſuchten Zigarrenſtümpfchen oder bettelten

den alten Simon an um Pfeifensatz. Mit solchen Leuten begann Frang die Arbeiten. Sie kosteten, sagte er zum Herrn, zwar das Doppelte, leisteten aber das Dreifache im Vergleich zu den früheren faulen Lottern, die man mit Glaubersalz einpökeln müßte, sollten sie nicht riechend werden. Das sei ein Jammer, aber es werde besser werden, bis das neue Gesetz käme. Es war zur Zeit nämlich von einem Retter des Bauernstandes eine Gesetzvorlage eingereicht worden, des Inhalts, daß die Sträflinge aus den Zuchthäusern in die Bauernhöfe kommandiert und dort für landwirtschaftliche Arbeiten verwendet werden sollten. Ein lieber Staat, dem die Landwirtschaft gerade noch als Strafanstalt gut genug ist, mochte der Herr Frang sich gedacht haben. Na, wenn von oben herab so viel geschieht, um den Bauernstand zu heben und zu veredeln, dann braucht sich unsereiner weiter keine Gedanken zu machen darüber, daß man — sich opfert. Dann sind wir ganz an der rechten Stelle.

Hadrian Hausler wurde aber nachdenklich. Wie einst gewohnt, wollte er einmal den Stand der Geschäftsbücher prüfen, aber es war mit Ausnahme gelegentlicher Aufmerkungen nichts vorhanden. Der Bauer, sagte Frang, müsse die Felder linieren, auf die Acker Korngarben, auf die Wiesen Heuschöber und auf die Weiden Herden setzen, das seien seine Geschäftsbücher. Von Ziffern auf dem Papier habe der

Landwirt nichts, solche fräßen nicht einmal die Ferkeln. Dagegen regte sich in Hadrian aber doch der alte Kaufmann, und er nahm sich vor, demnächst den Verwalter zu einer klaren Darlegung des Soll und Habens auf dem Gut zu veranlassen. Für alle Fälle. Es sei ja keines Menschen Leben garantiert. Wie, wenn Frang stürbe? Wer könnte die tausend Fäden wieder zusammenfassen und beisammenhalten! — — Der Gutsherr fühlte sich manchmal gereizt gegen Frang, der so ganz eigenmächtig wirtschaftete. Besonders aber seines Betragens gegen Sabin halber. Da hatte er einmal vom Fenster aus gesehen, wie der Verwalter den Jungen mit der Peitsche aus dem Stall jagte. Es stand ein Maultier im Stall, das für den Milchtransport nach Kieshofen gekauft worden war. Der Junge ging bisweilen nachsehen, ob ihm nichts mangle, gab ihm Streu und striegelte es. Da fand der Verwalter, ein windiger Kammerherr, oder was er sei, habe im Stall nichts zu suchen und ließ hinter ihm die Peitsche pfeifen.

Der Saberl war ja nicht wehleidig und fand es eigentlich ganz natürlich, daß Frang zeitweilig Neigung verspürte, den Kuhschwanz zu rächen. Unheimlicher war ihm — wenn er's manchmal bedachte — sein Herr. Sein guter, verrückter Herr, der ihn nicht brauchen konnte und ihn doch nicht von sich ließ. Nun wollte er sich aber den letzten „Anrand"

nehmen und sich mit einem Ruck endgültig befreien. Da kam eine Überraschung.

Es war ihm schon früher aufgefallen, daß der Schneider mit dem Faden an seiner Gestalt mancherlei Forschungen getrieben hatte. Und nun, eines Tags, als er auf sein Zimmer kam, fand er, über Stuhllehnen gelegt, zwei neue Anzüge. Einen schwarzen Salonanzug und einen Reitanzug mit Pumphosen und hohen Stiefeln. Das Reitpferd, berichtete ein beiliegender Zettel, würde nachkommen.

Das verstand der gute Saberl nicht. Und noch weniger verstand er es, als der Herr ihm durch den alten Simon sagen ließ, er soll sein schwarzes Kleid anziehen, die weiße Krawatte umbinden, mit dem Kamm hübsch sein Haar ordnen und dann in das Zimmer des Herrn kommen. — Da giebt's was! dachte sich der Junge. Eine Hochzeit kann's nicht sein, vielleicht ist es eine Scheidung. Er that sich feierlich zusammen und ging hinüber.

Hadrian stand an seinem Tisch. Auch er war in schwarzem Anzug — im Frack sogar und am Hals die große Brillantnadel, die er dem Saberl zwar einmal gezeigt, die er aber noch nie so an seinen Leib gesetzt hatte. Er kam dem Eintretenden mit feierlicher Gehobenheit entgegen.

„Du bist da, Sabin. Komm nur her." Er geleitete ihn zum Sofa und setzte sich hin. „Ich will

endlich einmal etwas mit dir beſprechen. Willſt du dich nicht ſetzen?"

„Ich will ſtehen bleiben," ſagte der Junge.

„Nun dann muß ich mich auch erheben. — Du biſt ſchnell gewachſen, Sabin, und ein ſtattlicher Burſche geworden. Streber biſt du keiner, nein, durchaus keiner. Und haſt es doch ſchon weit gebracht. Vom Kutſcher bis zum — Kammerherrn, wie ſie ſagen."

Der Junge zuckte die Achſeln. Es ſchien ihm unbehaglich. Als ob auch der Herr ihn foppen wollte.

„Willſt du nicht noch größer werden?"

„Es iſt ſchon genug. Große Leute bücken ſich ſchwer bei der Arbeit."

„Nämlich, Sabin. Ich habe dich gerufen, um mich von meinem Kammerherrn zu verabſchieden."

„Ja —?"

„Und — Aber, du mußt mich ruhig anhören. Die Menſchen haben oft ſonderbare Schickſale, nicht wahr, das weißt du?"

„Das weiß ich."

„Einmal hat es etwas gegeben, das hieß: Hausler und Kompagnie. Die Firma exiſtiert nicht mehr. Aber — ich möchte wieder ſo etwas gründen. Und nun frägt dich, Sabin — frägt dich Hadrian Hausler, ob du in Zukunft ſein Kompagnon ſein willſt? —

Nein, Freund, das ist kein Scherz. Ums Scherzen geht es mir jetzt gar nicht, weiß Gott. In allem heiligen Ernst, Sabin, ich möchte dich bitten um dein Vertrauen, um deine Kameradschaft für das weitere Leben. Ob Natur oder Zufall oder freie Wahl uns zusammengeführt hat, das untersuchen wir jetzt nicht. Ich möchte dich nur ganz eng an mich schließen, so eng, so treu, als es sein kann. Ich möchte dich zum Miteigentümer von Finkenstein machen und — dir meinen Namen geben."

So sprach Hadrian, selbst überrascht und gerührt von seiner Rede. Dann blickte er auf Sabin. Und dieser? Die schweren Worte hatten ihn nicht erschüttert. Die Befangenheit von vorher war weg. Die Hand, die er in der Tasche gehabt, zog er hervor und ließ sie hinabhängen. Die andere Hand hielt er ans Kinn, wie um den vorgeneigten Kopf zu stützen.

„Du hast wohl verstanden, Sabin, was ich gesagt habe?"

Dann begann Sabin leise zu sprechen. Leise und stockend: „Wie soll ich das verstanden haben? Das kann man ja nit verstehen. Ich weiß nit, was Sie mit mir haben. Ich bin als Knecht aufgenommen worden. Und jetzt an Kindes Statt, oder so was — ich kann's nit verstehen."

„Verstehe ich's? Verstehe ich's?"

„Sie haben Mitleid, weil ich ein Waisenkind

bin. Aber das macht ja nichts. Das bin ich schon gewohnt. Nur die gute Kirchnermutter kann ich nit vergessen. Die hat mir's wohl gut gemeint. Und jetzt soll ich ihren Namen hergeben?"

„Du sollst deiner braven Kirchnermutter dankbar bleiben," sagte Hadrian. „Aber hindert dich denn das, auch mit mir ein wenig gut zu sein, mit dem verlassenen, kranken Mann? Ja, ja, ich bin krank, vergiftet. Schon in der Jugend. Vergiftet, anders kann ich's nicht sagen. Mein ganzes Leben ist mißraten. — Sabin! Einmal ist ein armes Mädchen gewesen, das hat wegen meiner sterben müssen. Das habe ich erst später erfahren, denn ich hatte es verlassen. Vielleicht hätte mich eine andere retten können. Diese andere liebte ich, oder auch nicht. Vielleicht habe ich mir's auch nur eingebildet. Aber den Willen hatte ich damals. Da ist sie mir von jemand verdorben worden. Von da ab hat's angefangen. Keinem Menschen kann ich seitdem mehr vertrauen."

Antwortete der Sabin gelassen: „Der Herr thut nur allzuviel vertrauen."

„Nicht einmal dem eigenen Vater! — Auch ich bin ein armes Waisenkind, mein lieber Sabin! Also siehe, darum ist es so gekommen. Mehr kann ich dir nicht sagen. Vielleicht findest du selbst das letzte Glied der Kette, die uns verbindet."

Nun ging über Sabins blaß gewordenes Geſicht ein ſeltſames Licht. Betroffenheit in ſeinen Zügen, ſo ſchaute er dem Herrn ſtarr ins Auge. Dieſes zuckte.

„Sabin!“ fuhr Hadrian fort. „Nenne mich Vater, Bruder, Freund — wie du willſt. Und bleibe bei mir. Denke, wie du mich wohl auch einmal brauchen könnteſt, wie es in der Welt doch auch von Wert iſt, nicht ganz allein und hablos dazuſtehen, nicht immer den Launen anderer, der Bosheit feindſeliger Menſchen hilflos ausgeſetzt zu ſein. Schlag ein, Junge! Halten wir feſt!“

Was in dieſem Augenblick vorgegangen ſein mag in Sabins Herzen, ob er fühlte oder erwog und was ihn beſtimmte — das iſt nicht ganz zu ergründen. Er hob langſam ſeine Hand, ſchlug ein und ſagte friſch: „Meinetwegen. Halten wir feſt. Grüß dich Gott, Bruder!“

All ſeiner Tage wußte Hadrian keine Stunde, in der ihm ſo wohl und warm geweſen ums Herz, als jetzt. War es, weil er den Jungen endlich an ſich gebunden, oder war es, weil er ſich ausgeſprochen hatte, weil er Worte und Tiefen in ſich entdeckt, von denen er bisher nichts gewußt. Klar war er ſich nicht. Einmal, einſt auf dem Genferſee war er in einem Kahn gelegen und hatte ſich von hochgehenden Wellen dahintragen laſſen — auf und nieder — auf

und nieder. Faſt ſo kam's ihm jetzt vor, ein planloſes Hinwogen und eine ſüße Betäubung. Faſt zufällig kam es ihm bei: du mußt noch etwas thun, du mußt es doch vollenden. Er ſchafft ja ſo gerne, übertrage ihm alles, dann freue dich deiner Sorgloſigkeit, die du wahrlich längſt verdient haſt.

Zwei Tage ſpäter entlehnte Hadrian beim Franzwirt die Braunen mitſamt dem Wagen. Dann fuhren ſie hinaus nach Breitengrub zum Notar. Die Papiere waren bereits da, es gab nicht viel Umſtände. Als Sabin ſeinen neuen Namen zu unterſchreiben hatte, guckte er vorher nur ein wenig auf die Federſpitze, ob nicht etwa ein Härchen an ihr hänge. Und dann ſchrieb er die zwei Worte friedſam hin und machte hinter dem letzten einen kühnen Schnörkel. Auf dem Rückweg hieß der Junge Sabin Hausler — Hadrian Hauslers erklärter Univerſalerbe. Sabin ſaß auf dem Bock und war recht munter — denn er hatte ſeine Rößlein wieder. Unter Zungenſchnalzen trabten ſie flink voran.

Plötzlich wandte er ſeinen Kopf nach rückwärts: „Bruder Hadrian! Weißt du was? Die Braunen kaufen wir wieder zurück."

„Einverſtanden! Heißt das, wenn in Finkenſtein ein geeigneter Stall aufzutreiben iſt."

„Das werde ich ſchon machen."

Sie kehrten beim Franzwirt zu, um die Pferde

zu kaufen. Sabin feilſchte natürlich, die Tiere wären rund um zwei Jahr älter geworden.

„Und ich rund um zwei Jahr geſcheiter," lachte der Wirt.

„Ihr müßt nachlaſſen!"

„So viel ihr wollt! So viel ihr wollt, mögt ihr feilſchen, ich laß doch nix nach."

Sie gaben das Verlangte. „So, Trapperln, und jetzt ſind wir wieder beiſammen!" Nun erſt leuchteten Sabins Augen keck in die Welt. Nun war er's wieder.

Der Wagen rollte über die Brücke und hinab gegen das Schloß. Das lachte mit seinen hellen Fenstern dem Sabin heute besonders freundlich entgegen, aber er schien nicht viel darauf zu geben. Er fuhr dem Wirtschaftshofe zu und zwischen den Gebäuden hinein. An der Ecke stand der Verwalter und schalt einen Tagelöhner.

„Sie, Frang!“ rief ihm Sabin vom Bock springend zu, „räumen Sie den vorderen Stall für diese Pferde!“

Frang erstarrte. Bewegungslos wie eine Thorsäule stand er da und richtete sein Auge fragend auf den Schloßherrn, und ob der noch lange säumen würde, dem kecken Jungen die Zurechtweisung zu erteilen.

„Haben Sie verstanden? Den Stall sollen Sie räumen!“ wiederholte Sabin.

Dem Herrn schien das einigen Spaß zu machen, er stieg behaglich aus dem Wagen und sagte: „Herr Verwalter, hier stelle ich Ihnen meinen Kompagnon, Herrn Sabin Hausler, vor.“

Jetzt wurde Frang wieder lebendig und machte eine Verneigung. Aber sie war zu tief geraten — der Kopf stand tiefer als der Rücken, und das besagte auch etwas. Sabin war schlau genug, um auch diese Zeichensprache nicht ganz mißzuverstehn.

Äußerlich änderte dieſes Ereignis nicht viel auf Finkenſtein. Der junge Mitherr machte ſich mit den Pferden zu ſchaffen, oder mit den Taglöhnern. Vor allem hatte er ſich beim Krämer in Gug ein Notizbuch angeſchafft, in das alle wirtſchaftlichen Dinge, beſonders Einnahmen und Ausgaben, aufgeſchrieben wurden. Frang wollte von dieſer Zeit ab nicht mehr am Tiſch der Herrſchaft ſpeiſen, er müſſe ſtets bei den Arbeitern ſein und ſie überwachen. Beſonders abends, des Feuers wegen. Wenn er nicht zur Stelle geweſen wäre, läge Finkenſtein ſeit acht Tagen als Schutthaufen da. „Lag der beſoffene Zigeuner im Stroh und rauchte die Pfeife!“

Und gelegentlich, als Frang über die Leiſtungen der Tagwerker Bericht erſtattete, fragte der Gutsherr: „Iſt die Zigeunerin noch da?“

„Die alte und die junge.“

„Sagen Sie, Frang, was halten Sie von den Zigeunerkünſten? Von den Heilkünſten? Es iſt ganz verzweifelt. Sie wiſſen ja, der verdammte Eistropfen, ich bringe ihn nicht los. Man ſagt, ſo ein Ägypterweib hätte geheime Mittel.“

„Wer glaubt, wird ſelig,“ antwortete der Verwalter.

Er war auffallend wortkarg und zurückhaltend geworden. Wenn Sabin ihn über dies und das befragte oder ſonſt zur Rede ſtellte, ſo gab er keine

Antwort, oder eine spöttische. Und als jener eine Zifferlegung über die Tagewerker verlangte, sagte Frang kurz ab, die lege er vielleicht einmal dem Herrn und niemand anderm Das beobachtete Hadrian, und sachte begann der Verdacht zu wachsen.

Sabin setzte scharf ein. Fast aus Trotz darüber, daß er nun auf Finkenstein bleiben und Mitbesitzer sein mußte, raffte er alles Herrische zusammen, das in ihm aufzubringen war, und begann in seiner Art zu herrschen. Er forschte bei den nachbarlichen Bauernhöfen, wie sie es treiben. „Wir müssen von ihnen lernen, anstatt sie von uns," sagte er. Man sehe es ja, wie sie's machen. Kein einziger der Grundbesitzer im ganzen Breitengruberkessel spiele den Herrn oder halte sich einen Verwalter. Jeder arbeite als der erste und der letzte mit seinen Leuten und esse mit ihnen und trage dasselbe Gewand. Bauernhäuser, wo es so sei, stünden fest, die andern purzelten. Finkenstein sei freilich ein besonderes Ding, ein zweiköpfiges Kalb, halb Bauernhof, halb Herrschaft. Bauer und Knecht könne man sein zu gleicher Zeit, Graf und Knecht nicht. Und wenn er alles Geld hätte, um das die hohen Herren von ihren Verwaltern betrogen würden, er könne sich dafür das Königreich Bayern kaufen.

„Ja, wenn das so wäre," meinte Hadrian, „da

müsse freilich an eine Änderung gedacht werden. Arbeite gelegentlich mal einen Wirtschaftsplan aus, Sabin, dann sprechen wir darüber."

Da ward Sabin unmutig „Immer Pläne machen und sprechen? Anfangen soll man, zugreifen soll man. „Nicht im Fragen und Wägen, nur im Wagen ist Segen"."

Und plötzlich war das Verhängnis da, das unvorhergesehenste und schrecklichste. Finkenstein in Schutt und Trümmern.

Da waren sie an jenem schwülen Juliabend im Zimmer gestanden, die „Brüder Hausler". Das Licht war ausgelöscht. Hadrian stand an dem einen Fenster, Sabin an dem andern. Die Fenster waren offen, sie schauten hinaus in die stille, tote Nacht. Die Luft war schwer zu atmen. Vom Bach herüber hörten sie das Rieseln des Wässerleins, das fast versickern wollte, denn es hatte wochenlang nicht mehr geregnet. Und doch flüsterte es herüber. Hinter fernen Höhen zuckte manchmal ein leichter Blitzschein.

Hadrian war in weichmütiger Stimmung. Er ging leise zum andern Fenster hinüber, wo Sabin stand. Er hätte gern den Arm um seinen Nacken gelegt, er dürstete nach einem zärtlichen Wort. Manchmal früher hatte er geträumt, wenn der Junge das liebe Haupt nur einmal hinlegen wollte an seine Brust, wenn er es nur einmal an sein Herz ziehen könnte! Daran dachte er jetzt, als er im Dunkeln neben ihm am Fenster stand. Aber es geschah nur, daß er mit seiner Hand leise Sabins Arm berührte. Dieser schien es nicht zu merken, er schaute hinaus und schwieg. Die Blitze in den Wolken am Horizont zuckten in kurzen, dünnen Feuerstäbchen senkrecht auf und ab. Und alles

blieb ſtill. Hoch am Himmel die flimmernden Sterne.

„Nicht wahr, kommen wird nichts?“ fragte Hadrian leiſe.

„Ich hab' mir's gedacht,“ ſagte Sabin. „Es ſind die Schwalben ſo niedrig geflogen den ganzen Tag.“

Dann ſchwiegen ſie wieder und blickten hinaus in die Nacht. In tiefer Ruhe lag der Hof nach dem heißen Tage. Selbſt der Springbrunnen im Garten lag dahin, denn das Vieh hatte alles Waſſer ausgetrunken oben im Behälter. Nur immer das Rieſeln vom Bach her.

„Ja, mein lieber Sabin, ſo geht's auf der Welt!“ ſeufzte Hadrian. Es war ihm allzu bange, er mußte Menſchenſtimme hören.

„Ich will doch ſchlafen gehn,“ ſagte Sabin. „Gute Nacht!“

Hadrian taſtete nach ſeiner Hand: „Bleib' noch da!“

„Wenn es regnet, giebt's morgen auf dem Rübenfeld zu thun.“

„Wenn du ſchon gehſt, Sabin, — ſchlaf wohl!“

An der Thür war der Burſche ein wenig ſtehen geblieben und hatte leiſe geſprochen: „Gute Nacht, Vater!“ Dann ging er auf ſein Zimmer, lehnte ſich

an den Schrank und dachte: das war nicht gut, was ich jetzt gethan habe ....

Ohne Licht anzuzünden, ging auch Hadrian zu Bett. Der Schreck hatte ihn zittern gemacht. Das Blut war heiß in alle Fingerspitzen und in den Kopf gezuckt, und so heftig, daß es weh gethan hatte. Endlich! Endlich dieses Wort! Jahrelang hatte er es ersehnt und — gefürchtet. Und auch er fragte jetzt: war das gut? War das gut, Sabin? — Auch das! Auch das erlebt! — Er dämmerte hin. Und plötzlich ein Aufseufzen: Ist's jetzt anders? Es ist alles Qual, alles Pein. Auch das — —. Und geht hin. Das Rübenfeld ....

Schlafen konnte er nicht. Die Luft! Es war keine Luft da, um atmen zu können. Ohne Decke, kaum mit leichtem Linnen überhüllt, lag er. Das Blitzen war häufiger geworden. Immer wieder sprangen die Zimmerwände mit den Bildern und der Uhr grell vor ihm auf, um ebenso plötzlich wieder in Nacht zu versinken. Die Scheine waren gelb-grünlich, manchmal fast weiß, immer in kleineren Zwischenpausen, endlich verschwanden sie kaum mehr, sondern glühten ununterbrochen fort.

Hadrian mußte endlich doch ein bißchen eingeschlummert sein, er verlor sich ein Weilchen, um wieder durch die glühenden Qualme geweckt zu werden, die an sein Auge prallten. Fort und fort lohten die

Lüfte, und manchmal war's, wie ein Donnerrollen aus der Ferne. Er konnte es nicht mehr aushalten, er ſtand auf und blickte neuerdings zum Fenſter hinaus. Am Himmel wogten Wolken, und hinter den Bergen ſtieg eine ſchwefelgelbe Wand auf. Aus den Büſchen herauf war es, als rühre ſich irgendwo ein einziges Blatt. Alles ſchläft im weiten Haus, nur einer wird morgen zerfahren und zerriſſen ſein, und nach ſolchen Nächten iſt die Zeit, da zerriſſene Menſchen ihre Selbſtmorde begehen. — Wenn es regnet — das Rübenfeld. — Das iſt die heißerſehnte Liebe... Nun ſchlief er unverſehens. Auf dem Lehnſtuhl war er eingeſchlummert. Zeitloſe, traumhafte Stumpfheit. — Aber grauſam wurde er geweckt von einem ſchmetternden Knall. Der Fenſterflügel ſchlug heftig hin und her, in den alten Bäumen toſte es. Das Grauen des kalten Tropfens rieſelte durch ſeinen Leib. Er ſchloß das Fenſter, aber die Scheiben zitterten vor den Schlägen, vor dem Sturm draußen. Hadrian ſuchte den Winkel am Kamin auf und beſann ſich, ob das Schloß Blitzableiter hätte. Er konnte ſich nicht erinnern. — Das ſoll ein Tod ſein, von dem man nichts weiß, ſo urplötzlich. Jetzt iſt man noch, denkt man noch, bangt man noch — und auf einmal nichts. Aber, warum hat man denn Angſt, wenn es ſo iſt? Es wird einem doch nicht leid thun um ein ſolches Leben? — Dann fiel es ihm ein, ob

jenes junge Weib wohl auch so gern gestorben sein mochte? Und fiel ihm ein, ob es nicht irgendwo einen alten Mann gebe, der vielleicht ebenso sehr nach dem Wort „Vater" dürsten könnte. —

Das Getöse wurde immer wüster, es ächzten die mächtigen Drambäume an der Zimmerdecke. Wie? Durch das Brausen hört man nicht Menschenstimmen? Es war wie ein kurzer, greller Schrei gewesen. Hadrian ging wieder ans Fenster. Bei den grün und schwefelgelb lohenden Lüften sah er, wie die Baumwipfel rasten, da waren sie schon verschleiert in Wasserstürzen. Und dann die unermeßlichen, die unversiegbaren, rauschenden Wasser. Vom Dach nieder brach ein langer, dunkler Körper, und nachgoß ein Schleier, der alles verdeckte. Die Dachrinne war gebrochen, und der Sturm warf die Güsse ans Fenster. — Wieder ein Schrei. Vom Hof kam er.

„Das Wasser! Das Wasser ist da!"

Hadrian warf ein Kleid um und eilte in Sabins Zimmer. Der Junge war schon fort. Hadrian lief hinab, und nur mit aller Anstrengung konnte er das große Thor öffnen; das daran drückende Wasser, nun schoß es auch schon herein in die Vorhalle, und der Wind pfiff wie hundert schwingende Peitschen. Im Hof gingen Männer mit Laternen umher, deren Lichter in den Pfützen sich zuckend spiegelten. Über-

all Wasser. Hadrian watete hindurch und rief nach Sabin.

„Der ist beim Vieh!“ schrie der alte Simon, der mit einer langen Stange das untere Hofthor aufzustoßen suchte, um dem Wasser Abfluß zu geben.

„Zur Brücke sollen sie hinauf!“ rief jemand.

„Ach, lasset jetzt die Brücke!“ sagte Hadrian. „Die mag hin sein.“

„O mein gnädiger Herr,“ schrie der alte Simon, „wenn sie hin wäre, wolle es Gott! Wenn die Brücke nit bricht, so ist es aus mit uns.“

Und einer der Welschen berichtete mit allen Gebärden des Schreckens, an die Brücke habe es Treibholz angeschwemmt, das wilde Wasser könne nicht durch, und man höre es schon kommen zum Schloß herab.

„Zur Brücke hinauf, Männer!“ schrie der Alte. „Nehmt's Krampen und Haken mit, nehmt's Pulver mit.“

„Wo ist der Verwalter?“

„Der wird schon oben sein.“

Sabin jagte die Rinder aus den Ställen, die Pferde. Doch als diese zwischen Scheune und Schuppen hinaus wollten, schreckten sie mit wilden Sprüngen zurück. Ein hohler, surrender Ton drang heran, wie man ihn noch nie gehört hatte.

„Ins Haus! Ins Haus! Das Wasser ist

da!" lärmten Leute, die mit Fackeln erschienen waren.

„Nit ins Haus!" schrie der alte Simon. „Auf den Rain! Auf den Rain! Auf den Rain!"

Während sie durch die quirlenden Tümpel und gießenden Fälle nach dem höhergelegenen Rain flüchteten, begannen die Fluten schon zu den Fenstern der Erdgeschosse hineinzugurgeln, und an den Ecken und Grundfesten lockerte sich Stein um Stein. Die Blitze leuchteten zu allem: wie das Hausgerät im Hof um sich selbst tanzte, wie es hinausglitt durchs Thor und rasch davon, wie Säulen fielen und Mauern lautlos niedersanken, zu allem leuchtete der Blitz. Im Haus waren noch einige Weiber, kreischend und jammernd warfen sie ihre Kleider zu den Fenstern heraus ins Wasser, dann die leeren Koffer nach, dieweilen sie sich selbst in höhere Stockwerke flüchteten.

Hadrian, halb betäubt, taumelte so dahin. Er fühlte sich kaum mehr aufgeregt; wenn er später nachdachte, wie ihm zur Stunde gewesen, so erinnerte er sich fast nur an die Stimmung eines Zuschauers. Er wußte nichts mehr von Wind, Regen und Hagel, oder daß er Anordnungen getroffen oder selbst mit Hand angelegt hätte. Er stand oben und schaute hin auf die mit dämonischer Gewalt sich entwickelnde Verheerung. Um so öfter hörte man die Stimme Sabins, und jemand sah ihn ringen mit einem Pferd, das,

wild geworden, ins Verderben wollte. Die zwei Magyaren wateten im Waſſer umher und deuchten ſich viel zu leiſten, wenn ſie mit ihren hochgehobenen, qualmenden Lunten zeigten, wie die Bauwerke ſtürzten, die Wagen, Karren, Pflüge davongetragen, die ſchrecklich röhrenden Tiere von den Wogen fortgeriſſen wurden. Auf der Mauer des Gartenwärmhauſes ſtand ein brauner Geſelle, beſtrebt, mit einem Krampen allerlei Gegenſtände aus dem Waſſer zu haken. Dann unterſuchte er raſch die Beute, ob ſie gut genug wäre, um ſie für ſich irgendwo zu verbergen.

Endlich graute der Tag. Er enthüllte erſt ganz den Jammer. Die Gebäude, die Einfriedigungsmauern, die noch ragten, die Bäume, der Wildpark hin und hin — alles ſtand in einem unendlichen braunen See. Wo er ruhig war, da drehten die Sachen ſich langſam um und um, wo reißende Strömung war, da glitten die Geräte raſch dahin. Die Luft war ruhig geworden, aber ununterbrochen regnete es aus bleigrauem Himmel. Über den Thalgrund hin rollte das hohle Donnern der wogenden Waſſer.

Die Leute beſannen ſich, ob jemand fehle. Der Verwalter! Er war nirgends zu ſehen, auch nicht oben am Bache, wo Bauern aus der Nachbarſchaft

mit Lebensgefahr arbeiteten, um die Brücke einzureißen und dem sich stauenden, zum Schloß niederfahrenden Wasser regelrechten Abfluß zu verschaffen.

Da wurde Hadrian gewahr, daß im inneren Hof noch Rinder schwammen, hoch über die Flut reckten sie ihre Köpfe und röhrten gräßlich. Wo ein Kopf niedersank, da gurgelte das Wasser in Blasen. Einige der Tiere wurden an die Ecke getrieben, wo sie angstvoll mit krampfhaft ausgreifenden, strampelnden Beinen Stütze suchten, bis auch sie hinausgetragen wurden auf die fürchterliche See, wo die toten Körper dahinrannen. Hadrian sprang vom Rain auf eine Terrasse, von dieser konnte er den rückwärtigen Teil des Schlosses erreichen. Er versuchte auf sein Zimmer zu kommen, um Papiere zu retten, aber es war die Treppe eingestürzt, und der Schutthaufen lag in quirlendem Wasser. Er kehrte um, wieder ins Freie. Und nun sah er, wie plötzlich der rückwärtige Giebel des Gebäudes wankte. Nur wankte, dann blieb er schief geneigt stehen. Und dort — außerhalb der Hofecke, war dort nicht ein Mensch, der im Wasser zappelte? Der bemüht war, ein widerstrebendes Maultier den Fluten zu entreißen? Das Tier hatte noch den Kummetriemen um den Kopf, bei dem faßte es der kühne Mensch; selbst in der Flut schon gleitend, das Haupt noch mühsam emporhaltend und eingedrungenes Wasser aus der Kehle sprudelnd, so zerrte und riß

er, um das Maultier gegen die Gartenmauer ans Ufer zu bringen.

Dem Schloßherrn schien, Sabin sei's. Er sah nun klar, Sabin war es. Er rief ihm zu, auszuhalten! Er schrie schmetternd laut! Jener hörte nichts und rang. Hadrian ging ins Wasser. Es stieg ihm bis zum Knie, bis zu den Lenden, bis zur Brust, es hob ihn empor; noch einen Stoß nach vorn, da erhascht er den Riemen des Maultiers und reißt es mit sich ans Ufer. Sabin ist verschwunden. Weiterhin reckt sich ein Arm aus dem Wasser. Hadrian läuft die Mauer entlang. „Nicht hineinspringen! Nicht hineinspringen!" ruft man ihm zu — er springt hinein. Er sinkt sofort unter, taucht auf, sinkt unter; so treibt es ihn hin gegen entwurzelte Baumstämme, noch einmal sucht er den Kopf zu heben, aber im gießenden Wasser ist alles verschleiert. Er kann noch denken: also das! Also jetzt — dann nichts mehr.

Wir finden eine merkwürdige Tagebuchstelle, die auf diese Stunde Bezug hat. Sie lautet: „Es war wieder einmal gestorben. Fast so viel als gestorben — alles abgethan. Leute, die uns in die ewige Ruhe schicken, werden bestraft. Und die uns ins Elend zurückschleudern, gegen unsern Willen, sollen frei ausgehen? Aber Sabin hat sich gerächt. Ich hatte ja einst auch nicht angefragt, ob es ihm recht sei . . ."

Ein absonderlicher Tanz war das gewesen, im

Waſſer. Sabin hatte ſich auf einen ſchwimmenden Baumſtamm geſchwungen, von da aus in nächſter Nähe den untergehenden Mann geſehen und nach ihm niedergegriffen. Sie rangen miteinander, und jeder ſoll in dieſem Augenblick die Empfindung gehabt haben, als wolle ihn der andere verderben, bis gleichſam der Inſtinkt die Aneinandergeklammerten an das Ufer warf.

Nun lag Hadrian hingelehnt an eine alte Ulme, ſein Gewand, ſein Geſicht voller Schlamm, und Schlamm ringsum. Leute umgaben ihn, und einer kraute ihm mit dem Sacktuchknollen Sand und Schlamm aus dem Mund. Aber auch mit einem andern beſchäftigten ſie ſich, der weiter abſeits lag im Gekräut.

„Der gnädige Herr wird uns bleiben," ſagte einer. „Er hat den Bruder wollen herausziehen und hat das Maultier erwiſcht. Darauf iſt er noch einmal hinein, nachher hat ihn der junge Herr herfürgebracht. Tapfere Leut!"

Das war ſo ſchön, wie eine Leichenrede. Aber Hadrian lebte.

„Auch der junge Herr bleibt uns!" rief jemand in der andern Gruppe.

Zu den Fenſtern hat man ſie hineinſchaffen müſſen in ihre Zimmer, die unverſehrt geblieben waren. Unverſehrt mitten in der Ruine.

Die „Hausler“ erholten sich beide rasch. Schon am nächsten Tage saßen sie am Fenster beisammen, aber ihr Gespräch stockte und wollte nicht in Fluß kommen.

„Die Pferde sind hin,“ sagte Sabin.

„Finkenstein ist ruiniert,“ entgegnete Hadrian.

Dann Schweigen.

„Du hast das Maultier herausgezogen,“ sagte Sabin.

„Ich muß lachen,“ sprach Hadrian. Lachte aber nicht.

Dann wieder Schweigen.

Der alte Simon kam herein. Über eine Leiter hatte er Nahrung heraufgebracht.

„Wie sieht's aus, im Hof, Simon?“

„Es ist nit zu sagen, Herr. Halt auch ein Menschenleben wird's gekostet haben. Der Verwalter wird vermißt. An der Brücke hat man seinen Hut gefunden.“

Dann stieg der Alte wieder hinab.

„Der Hut ist gefunden. Was denkst du, Sabin?“

„Das Allerbeste.“

Lange jedoch blieb Sabin nicht sitzen auf dem Zimmer. Nun hatte er nicht mehr zu klagen, daß es nichts für ihn zu thun gab. Die Verwüstung war unbeschreiblich. So groß war sie, so gar alles war zerissen, zerstört, so unmeßbar war das Wirr-

ſal, daß Hadrian ſagte: „Mir iſt ordentlich wohl ums Herz.“

Denn übergroßes Unglück macht auch ruhig.

Das Schloß ſtand noch, mit Ausnahme einiger gebrochener Wände. Von den Wirtſchaftsgebäuden ſtanden Teile, aber ſie waren halb verſchüttet und verſchlammt, ſtellenweiſe begraben in Sand und Schutt und in das angeſchwemmte Gewüſt von Baumſtämmen, Sträuchern, Gewurzel, Scheitern, Heu, Garben, verklemmten Brettern und Zimmerbalken. Hier und da eingeklemmt ein totes Tier, mit gebrochenem Auge ins Nichts hinaus ſtarrend. In den Tiefungen ſtanden noch Tümpel, durch den Hof ſchoß noch ein trüber Bach herab, der von der Brücke her einen breiten wüſten Graben geriſſen hatte. An den Bäumen des Wildparks hing Stroh und anderer Wuſt. Um die ſchöne Marmorgruppe der Aphrodite war eine gelbe Lache, in der Kröten hin- und herpatſchten. Aus Gug und andern Ortſchaften waren Leute gekommen, ſtanden da und betrachteten die Verwüſtung. Sie äußerten Meinungen und Ratſchläge. Einige ſagten, der beſte Rat ſei: Davonlaufen. Andere erklärten mit etwelchem Behagen, ſie wären bloß einmal neugierig, was der Finkenſteiner jetzt beginnen würde.

Als Hadrian lange auf den Ruinen hin- und hergeſtiegen war, kam ihm vor, als ſei das eine er-

sprießliche Arbeit gewesen. Auf seinen früheren Gängen durch die Wirtschaftsgebäude hatte er nie so viel erfahren, als diesmal. An der Linde traf er mit Sabin zusammen. Diesen fragte er leise: „Was werden wir jetzt machen?"

„Ich hab mir's schon ausgedacht."

„Hast du gehört, was die Leute munkeln? Sie sagen, der Frang wäre —"

„Glaubst du's jetzt?"

Es ging das Gerücht, daß in der unteren Au ein angeschwemmter Mensch gefunden worden wäre. Aber ein Mann, der im Holzhandel umging, erzählte, daß er den Frang drüben bei Kieshofen gesehen hätte. Freilich nur mit einem Blick, denn als er zur Thür einer Steinschlägerhütte hineingetreten, sei jener zum hinteren Thürchen hinausgehuscht. Er habe zu den Leuten noch gesagt, das müsse ja der Verwalter von Finkenstein gewesen sein. Sie behaupteten, ihn nicht gekannt zu haben. Weiter keine Spur von dem Mann.

Die Taglöhner meldeten sich beim Schloßherrn. Sie sähen, daß hier nichts mehr zu machen sei, und bäten um ihren Lohn.

„Ihr seid doch wöchentlich ausbezahlt worden?"

„Für die erste Woche ja. Seit einem Monat haben wir nichts mehr bekommen."

Hadrian begehrte derb auf. Das könne jeder

sagen. Der Verwalter habe die Arbeitslöhne regelmäßig in die Hand bekommen, um sie auszuzahlen.

Sie zuckten die Achseln. „Wenn's der Herr nit glauben will, müssen wir unser Recht anderswo suchen."

„Wir glauben es euch ja," sagte Sabin.

Dann suchten sie geschäftliche Aufzeichnungen, aber es fand sich nicht ein Blättchen. „Das Wasser wird's vertragen haben," sagte Sabin nicht ohne Schalkheit.

Hadrian wollte nicht vergessen, daß Frang für Finkenstein auch viel geleistet habe. „Er hat immer das Beste gewollt, und man muß nicht gleich das Schlimmste annehmen."

„Eben, weil er das Beste für sich gewollt hat, müssen wir das Schlimmste annehmen," entgegnete Sabin lustig. Übrigens mochte er es dem Hadrian weiter nicht unter die Nase reiben, wie sehr dieser mit seiner Vertrauensseligkeit aufgesessen war, und müsse man, meinte er, noch alle zehn Finger abschlecken, den Mann so billig losgeworden zu sein.

Der Junge kam nicht in die Lage, auch nur einen Finger „abzuschlecken".

Da fuhr er mit dem geretteten Maultier und einem ausgegrabenen, schiefwinkligen Karren hinüber nach Gug, um Lebensmittel zu holen. Und dort ward ihm mitgeteilt, daß Frang seit Jahr und

Tag Mehl, Fett, Obstwein, Reis und Salz auf Kredit genommen hatte. Alles stand unbezahlt in den Büchern. Ferner kamen Maurer und Zimmerleute zum Schloßherrn und fragten an, was es nun mit ihrem Guthaben wäre? Der Herr Verwalter hätte sie immer vertröstet, hätte ihnen für das Zuwarten Zinsen versprochen, höhere, als je eine Sparkasse zahlen könne. Nun die Veränderung eingetreten, wollten sie sich doch bekümmern um ihre Sache.

Immer wieder versuchte es Hadrian, die Leute an Herrn Frang zu verweisen. Der habe das Geld zur Auszahlung pünktlich bekommen, und wenn sie sich von ihm hätten beschwatzen lassen, so wäre das ihr eigener Schaden. Und wo der Mann sich gegenwärtig befinde, das wisse die Herrschaft Finkenstein eben auch nicht. Frang habe durch die Flucht den Vertrag gebrochen, somit sei er nicht mehr Verwalter auf diesem Gut, also könne Finkenstein auch nicht für ihn verantwortlich gemacht werden.

Die Gewerbsleute lächelten nur über solche Ausflüchte und meinten sehr bescheidenen Tones, darüber wollten sie an dieser Stelle kein Wort weiter verlieren. Sabin ging mit ihnen anders um, er bat sie nur um Geduld von einer Woche, dann würden sie das Ihrige redlich erhalten. Schuldner

sei die Herrschaft Finkenstein, das stehe fest wie der Amboß beim Schmied.

Er baute nämlich auf die Versicherungssumme, die für alle zu Grunde gegangenen Güter sofort ausbezahlt werden mußte. Die Anzeige der Verheerung war ja sofort gemacht worden, aber es traf weder die Schätzungskommission ein, noch das Geld. Die Versicherungsscheine, die beim Notar liegen sollten, waren nicht vorhanden. Frang hatte gar nichts versichern lassen, sondern die Prämiengelder eingesteckt.

Endlich erschien noch der alte Ehrenpreis, ein Getreide- und Holzhändler, und zeigte höflich einen Schuldschein mit dem Gutsstempel Finkenstein auf, in dem diese Herrschaft sich verpflichtet zur Rückerstattung von fünftausend Gulden binnen drei Jahren und zur Zahlung von zehn Prozent Zinsen. Frang hatte das Geld heimlich aufgenommen und unterschlagen.

So war der Verwalter Lebrecht Frang ein interessanter, viel gesuchter Mann geworden, und an seine Verunglückung beim Hochwasser wollte kein Mensch mehr glauben — es wäre ja zu schade um dieses wirtschaftliche Genie. Hadrian aber schrieb in sein Tagebuch: „Ruiniert! Das heimelt an. Das riecht nach Welt."

Auf Finkenstein wohnten noch vier Personen. Die „Brüder Hausler", der alte Simon und eine betagte Magd. Der Alte sagte, er hätte sich's für seine letzten paar Jahre gern bequem gemacht und im Armenhaus Unterkunft gesucht, aber weil er achtundvierzig Jahre lang auf Finkenstein Knecht und Hauswart gewesen sei, auch in guten Zeiten, so wolle er es sich nicht nachsagen lassen, daß er in schlechten sein Bündel schnüre. Die alte Magd hatte sich aus Christenpflicht herbeigelassen, den zwei „armen Haschern" die Suppe zu kochen, den Ofen zu heizen und die Strümpfe zu flicken.

Nun saßen sie einmal draußen auf der Wiese, die fast ohne Schutt war, und weideten das Maultier. Das war ihr lieber Besitz. Selbst Hadrian streichelte es gern. Es war ja sein, ganz sein, er hatte es sich so sehr verdient, daß nach seinem Dafürhalten nicht einmal die Gläubiger ihre Hand darauf legen durften. Er hatte das Tier ja vor dem Ertrinken gerettet.

„Gelt, daß du eine Freude hast daran!" sagte Sabin. „Es ist spaßig das, an dem, was man sich persönlich erworben, hat man immer eine Freude."

Hadrian dachte, darauf ließe sich jetzt ein gutes Wort geben.

„Du, Sabin! Hast nicht auch du etwas erworben bei diesem Hochwasser?"

„Ja. Und darum hab ich dich seither auch lieber," antwortete der Bursche und schaute ihm treuherzig ins Gesicht.

„Ich war damals sehr böse, daß du mich herausgezogen hattest."

„Hoha, Halbeselein!" rief Sabin, denn das Maultier wollte abseits lenken und zerrte am Strick, an dem er es hielt.

„Und hast auch dir nichts Gutes damit eingebrockt," setzte Hadrian bei. „Dieses Maultier, wenn du willst, schlägst du besser los als mich. Du bist gut mit mir, weil du glaubst, es läge bei Doktor Kerbholz noch etwas. Das ist nicht, mein Lieber. Seit dem Wasser ist ganz aufgeräumt worden. Wenn die Gläubiger alle befriedigt werden, so ist das ein Glücksfall. Was willst denn noch mit mir, Sabin? Bei mir heißt es wohl auch: graben kann ich nicht, und zu betteln schäme ich mich. Ei, Junge, so thue doch, wie es die Knaben machen, wenn sie beim Fischen anstatt der Forelle einen Kopen erwischen. Sie werfen ihn wieder ins Wasser."

Jetzt sprang Sabin auf. Stramm und zornig stand er da in seinem Reiteranzug.

„Das ist gottlos, so ein Reden!" rief er aus. „Warum beschimpfst du mich! Als wär ich einer, der dem Geld nachläuft. Hättest du lieber von einem andern so schlecht gedacht, als jetzt von mir! Ich

hab dieſes Finkenſtein ſchon lang verflucht und vermaledeit. Schon wie du es gekauft haſt, iſt's mir geweſen, das nimmt kein gutes End! Mit deinen Stadtgewohnheiten haſt nur Unglück geſtiftet bei den Leuten da herum. Und der andere, der Lump, hat dir dabei geholfen. Du biſt ein fauler Menſch, der auch gar nit weiß, was er will, du gehörſt hin, wo du hergekommen biſt. So, das hab ich dir ſagen müſſen."

Hadrian taſtete nach ſeiner Hand, als ob er ſie aus Dank drücken müſſe. „Du haſt recht, Sabin, du haſt recht," ſagte er dumpfig. „Verachte mich."

„Verachten nit!" rief der Burſche heftig. „Wie wir zwei zu einander ſtehen, das mag ich nit denken, gut biſt zu mir geweſen, zu deinem Bruder und was weiß ich haſt mich gemacht. Und ich wär dir doch davongegangen. Aber erbarmt haſt du mir ſo, oder was mich bei dir feſtgehalten hat. Selber möcht' man irr werden bei dir. Aber, ſo lang du keinen Beſſeren haſt, verlaß ich dich nit. — Schau, ſeit Finkenſtein beim Kuckuck iſt, hab ich wieder Hoffnung. Jetzt haben wir nichts mehr, als uns ſelbſt. Schau, mußt es nit ſchlecht nehmen, was ich geſagt hab. Wenn du auch wollteſt, du kannſt nimmer zurück. Das Hochwaſſer hat alle Brücken fortgeriſſen. Wir wollen zuſammenhalten, wie zwei gute Kameraden.

Schau, ich hab ja auch viel verloren." Sprach es aber nicht aus, daß er die Braunen meinte.

Also redete Sabin und legte seine Ellbogen auf Hadrians Achseln und schaute ihm freundlich ins trübe Auge. Jetzt, dachte er, muß ich viel thun, um die harten Worte von vorhin wieder gutzumachen.

Hadrian waren weder die einen noch die andern Worte tief zu Herzen gegangen. Wenig Feuer und viel Asche. Das war seit dem Unglück noch schlimmer geworden. „Was du willst," sagte er nun, „mir ist alles eins."

„Ich weiß schon, was wir thun," sprach Sabin. „Wir gehen ins Sesam hinauf. Dort brauchen sie alleweil Leut. Wir werden unser Brot selbst verdienen, gelt, das ist dir recht? Nachher sind wir unser selbst und brauchen weiter niemand." Ist dir das recht?"

Wie aus einer Betäubung erwacht, wendete Hadrian sein zerfahrenes Haupt und sagte sehr lebhaft: „Gut, Sabin, ich will arbeiten. Ich will kein Hundsfott mehr sein. Ich will arbeiten — was es auch sein mag. Gehen wir hinauf, noch weiter ins Gebirge. Ich will arbeiten, arbeiten! Du mein lieber Mensch, ich will arbeiten."

So war er jählings erfaßt. Alles lebte und bebte in seinen Mienen, so mächtig war die plötzlich auf-

flammende Begeisterung, und den ganzen übrigen Tag murmelte er noch hundertmal: „Ich will arbeiten!"

Im Tagebuch steht: „Nein, seine Verachtung wäre nicht zu ertragen. Er ist mir jetzt Freund, Bruder, Sohn — Vater. Seine Hand fahren lassen, und ich bin verloren. Er soll einmal sehen! Ich will arbeiten. Wenn schon nicht Steine graben, so kann ich doch Mineralogie treiben. Wenn schon nicht Gras mähen, so kann ich doch die Pflanzen studieren. Naturgeschichte, Volkskunde, Alpinistik — ein neues Leben! Wie einen zerschlagenen Giftkrug lassen wir Finkenstein an der Straße liegen und gehen nach Sesam. Ein Mensch, der kaum über vierzig ist!"

Im Schloß meldete sich Herr Ehrenpreis, artig, rücksichtsvoll. Er möchte nur mit dem gnädigen Herrn sprechen, nicht mit — dem andern. Aber als er eintrat, schob Sabin in der Thür sich hinten nach. Er wolle auch bei der Unterhaltung sein.

„Nein, Herr von Finkenstein, der Mann ist nicht so schlimm wie sein Ruf!" Mit diesen Worten führte der Händler sich anmutig ein. „Sie sitzen auf dem Trümmerhaufen, wie weiland Jeremias auf den Ruinen Jerusalems. Wie sollte man da können hart sein. Was werden Sie machen? Ich will kommen zu meinem Geld, und die andern werden auch wollen kommen zu ihrer Sache. Wie denken Sie, Herr?

Werden Sie ſitzen bleiben auf Jeruſalem, oder werden Sie losſchlagen?"

„Wir werden losſchlagen," redete Sabin drein, und die Hand hinter dem Rücken machte eine Fauſt.

Hadrian fragte ernſthaft: „Wollen Sie das Gut kaufen?"

„Warum denn nicht? Sie ſind ein zu kluger Mann, als daß ſie aufs Verganten warten. Das ruiniert den Kredit. Nach den Laſten, die auf Finkenſtein liegen, habe ich mich erkundigt, die ſind wild, Herr, die ſind wild. Erſparen wir uns die Unannehmlichkeiten und machen wir unter der Hand einen chriſtlichen Preis. Ich bin ein mutiger Mann und nehme das Gut für die darauf haftenden Laſten."

„Das glaub ich," ſagte Sabin. „Herr Ehrenpreis, heut ſind Sie umſonſt aufgeſtanden. Finkenſtein um das biſſel Schulden, das glaub ich."

„Schön. Sie haben recht. Es iſt einfacher — Ihnen das Gut, mir das Geld."

„Kommen Sie, bis Ihr Vertrag abgelaufen iſt. Jetzt handeln wir nix," entgegnete Sabin.

„Der junge Herr iſt ungemütlich," ſagte der Händler mit weinerlicher Stimme. „Ich erlaubte mir nur beim gnädigen Herrn vorzuſprechen. Ein einſichtsvoller Mann. Wir machen, was recht iſt unter Brüdern."

„Danke verbindlichſt!" ſagte Hadrian.

„Bei meiner Treu. Wir alle ſind Brüder, nicht wahr? Denken Sie an. Hausler und Ehrenpreis, zur weiblichen Seite — ſpreche ich.“

Hadrian war ungeduldig geworden und ſagte: „In geſchäftlichen Angelegenheiten bitte ich, ſich an meinen Kompagnon zu wenden.“ Dann ging er ins Nebenzimmer. Sabin aber blieb ungemütlich. Er empfahl dem Händler, falls er ernſtlich an einen Kauf denke, das Gut näher kennen zu lernen.

„Beſſer nicht, junger Herr, beſſer nicht. Es könnte mich gereuen. Vom Dachgiebel bis zum Grundſtein — alles verlottert.“

„Ah, Sie haben es alſo ſchon beſehn.“

„Nicht minder, wie Ihr Soll. Vom Hauptdebet nicht zu ſprechen, ſind Sie geklagt,“ er zählte es an den Fingern ab, „vom Krämer in Gug auf ſiebenhundert Gulden, vom Franzwirt auf hundertſechzig, von den Tagelöhnern auf hundertdreizehn, von Gewerbleuten auf ſechzehnhundert, von —“

„Wollen Sie nicht trachten, daß ſie weiterkommen?“

„Und von mir auf ſechstauſend Gulden — ab morgen.“

Als Sabin merkte, mit der Ausübung des Hausrechts ſei hier nicht viel gethan, und als er bedachte, das Muß ſei eine geſtrenge Herrſchaft, ließ er ſich

auf eine Unterhandlung ein. Aber während Ehrenpreis die Kauflust verlor und sein Angebot drückte, steigerte der Bursche seine Forderung hinauf. Endlich sagte er unwirsch, das Gut sei überhaupt nicht feil, und wenn, so gebe es Käufer genug, und seine Zeit, die habe er nicht gestohlen. Hierauf empfahl sich der Händler mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß der junge Herr mit seinem, wenn auch an und für sich löblichen Optimismus, den Vorteil übersehe. Im Hof, der öde und noch ganz vermuhrt war, stand er eine lange Weile und schaute mit mehrmaligem Achselzucken die Verwüstung an. „Nein, nein," murmelte er endlich, aber doch immerhin so, daß es der vorbeischreitende Sabin vernehmen konnte, „man kann's nicht übers Herz bringen. Es muß etwas geschehn. Zu leid thut es einem, denn ich kann nichts sehen verderben. Leichtsinnig will ich sein!" Und er begann sein Angebot zu steigern.

Zehn Minuten später war Finkenstein verkauft. Sabin hatte noch einen Überschuß erzielt.

Den Hauslers stand es frei, sofort auszuziehn oder den nächsten Winter über im Schloß wohnen zu bleiben.

Nach den Aufzeichnungen Hadrian Hauslers war dieser letzte Winter auf Finkenstein nicht nach seinem Geschmack. Das war eine ungute Zeit. Die letzten Vorfahren auf dem Schloß, die zwei alten gräflichen Schwestern, hatten noch ein stolzes Weltleben geführt im Vergleich zu diesem Wüstensein mitten im Schutt. Hohl und traurig hallten die Schritte wieder, wenn er manchmal durch die weiten, frostigen Räume ging. Wenn Sabin auswärts zu thun hatte, da wollte Hadrian vor Langeweile verkommen. „Schade, daß kein Gott ist," schrieb er zur gesegneten Stunde in sein Buch, „für diesen Jungen wäre er nicht genug zu bedanken. Das ist ein unentbehrlicher Mensch. Und wenn jetzt einer käme und nachwiese: dein ist er nicht, so würde ich ruhig sagen: das macht nichts, mein ist er doch. Seit dem Unglück ist er wirklich mein."

War Sabin da, so saßen sie oft beisammen im durchwärmten Zimmer, und der Junge erzählte von seiner lustigen Kindheit. Voller Sonnenheiterkeit war die Jugend dieses Waisenknaben gewesen im Gegensatz zu dem bunten, üppigen, anspruchsvollen Wechseltanz, den Hadrian, der Sohn des reichen Hauses, geführt hatte, und der in jene pestartige Erscheinung auslief, daß der Kranke gleichzeitig Heißhunger und Ekel empfand. In solche Erinnerungen ließ Sabin seinen Genossen aber nicht zu tief versinken, er führte

ihn hinaus in den Schnee, oder sie saßen im Stall bei dem Maultier, das sie sich als ihr eigen vorbehalten hatten. Schweigend schauten sie dem Tier zu bei seinem Heufraß und bei seinem behaglichen Hingestrecktsein auf dem Stroh.

Sabin hatte in seinem Brieftäschchen ein gemaltes Bild, das Hadrian einmal betrachtete, weil er es für einen Talisman hielt. Es war ein Andenken von der Kirchnermutter und stellte in bunten Farben einen Heiligen dar. Unterhalb stand das Sprüchlein: „Wirke, so lange es noch Tag ist, denn es kommt die Nacht, wo du nicht mehr wirken kannst."

Ein gewöhnliches Bildchen, wie sie die Schulkinder vom Katecheten bekommen. Hadrian gab es gelangweilt zurück: „Das Bild ist schlecht."

„Aber das Sprüchel ist gut!" sagte Sabin.

Der Junge nahm es wahr. Kein Augenblick, da er sich nicht etwas zu thun machte. Seine Bewegungen waren stets in einem gleichmäßigen Rhythmus, nicht zu langsam, nicht zu schnell, und keine war überflüssig, jede verrichtete irgend etwas. Er schnitt Späne, oder er säuberte vor den Thüren den Platz, oder er schaufelte aus dem Weg den Schnee, befreite den Brunnen von Eis oder ging nach Gug, Lebensmittel zu holen, die er dann auch kochen half. Die Nächstenliebe der alten Magd war auf eine harte Probe gestellt worden, als der gnädige Herr mehrmals

ihren Reisbrei und den Schöpsbraten und den eingebrannten Kohl zurückwies und den Sabin mit dem Kochen betraute. Ihre einzige Genugthuung war, daß der junge Herr in der Kochkunst bei ihr Unterricht nehmen mußte. Der alte Simon hinwiederum, der konnte überhaupt nicht begreifen, daß man des Kochens wegen Geschichten mache; er fand alles gut, was zu verdauen war, und verdauen konnte er ziemlich alles, auch Kieselsteine, meinte er, wenn sie klein geschlagen und gut geschmälzt wären.

Als es endlich gegen das Frühjahr ging, begann Sabin langsam die Vorbereitungen zum Auszug aus Ägypten. Und als um diese Zeit der neue Eigentümer mit einem aus allen Winkeln zusammengelesenen Gesinde erschien, in den Wirtschaftsgebäuden und auch im Schloß allenthalben ein entsetzliches Hämmern, Scharren, Schieben, Schleifen und Schreien anhub, da haben unsere beiden Freunde ihre sieben Sachen gepackt und sind davongezogen. Jetzt hatte er sie, die siebente Sache, der gute Saberl — es war das Halbeselein. In über dem Rücken zusammengebundenen und an beiden Seiten hinabhängenden Säcken trug das Tier bequem alles Eigentum der beiden Hausler. Sabin schritt voran und führte die Besitzung, die bequemerweise so mobil geworden war. Am Rücken trug er in grünem Umschlag seine Geige, in der Hand den roten Regenschirm. Hadrian ging

hinterdrein. Er trug am Leib den feinen Salonanzug, darüber einen grauen Lodenmantel und einen Jägerhut. Ein zierliches Spazierstöcklein hatte er in der Hand, mit dem er das Tier manchmal ein wenig an die Pflicht erinnerte. Der Weg durch die Rabenschluchten war vom Hochwasser her noch so arg zerrissen, daß sie oft an Wiesenrainen und Waldhängen fürbaß schreiten und sich mühsam durch kratzendes Buschwerk arbeiten mußten. Sabin hatte nur die einzige Besorgnis, sein Begleiter — der zweibeinige — könne unwirsch werden. Aber der wurde es nicht, er schritt schwerfällig und teilnahmlos hinterdrein. Er ließ sich führen wie das Tier, so stumpf, so gleichgültig für das Wohin, Wasnun. — Nur, daß er den Mantel immer höher knöpfte, je tiefer sie ins Gebirge kamen.

Endlich waren sie ins Hochthal gekommen. Bei einigen Häusern schloß man die Thüren, als die seltsamliche Gruppe heranzog. Ein altes Weib hörte man schreien: „Schüttet ihnen G'haspel nach!“ Sabin verstand wohl den Sinn dieser Worte. Fremdlingen, denen böse Künste zugemutet werden, pflegt man Küchenspülicht, G'haspel genannt, von fern nachzuschütten, um damit die schlimme Macht zu bannen.

Geradeswegs dem Lindwurmhof strebte Sabin zu, und dort wurde er aufgenommen, wie ein alter Bekannter. Der Michel hatte ihn zuerst erkannt. Der hatte alle Stadtbläße längst abgelegt und war ein brauner, pausbackiger Bauernjodel geworden. Alsbald nahm er sich des Maultiers an und brachte die Sachen in Gewahrsam. Die Lindwurmmutter stand im Vorraum und streute aus einem Korb Körner auf die Erde unter das Hühnervolk, das sie schnatternd und flatternd umschwirrte und einander im Kampf um die Brosamen befeindete. Die Ankömmlinge waren schon gemeldet gewesen, so durfte der Michel bloß sagen: „Mutter, da sind sie!“

Die Bäuerin war ein wenig befangen wegen des Schloßherrn von Finkenstein, den sie zu begrüßen hatte, sie wußte nicht recht, wie man das macht, und sagte daher nur: „Zu uns herauf ist's halt hoch.“

Hadrian hatte Bedenken gehabt, ob er — zu Bergbauern gehend — nicht doch am Ende zu tief

herabſtiege. Und nun kam ihm die Frau — von oben herab entgegen.

Aus einem Holzgelaß kam der alte Lindwurm. War er's? War das der rundliche, friſchluſtige und ein wenig großſprecheriſche Mann von damals in Gug? Der Bauer ſah vergrämt aus und hatte graue Bartſtoppeln. Um den Bauch hielt er anſtatt der Geldkatze von damals ein ſchweres Bündel gebunden. Er ſollte eben aufs Feld, um Korn zu ſäen.

„Der Acker zahlt gut, Vater!" ſprach ihn Sabin an.

„Immereinmal bleibt er's auch ſchuldig," antwortete der Lindwurm ſchwermütig. „Oho! Das iſt ja der Saberl! Das iſt brav, das iſt brav!" Er reichte ihm die Hand.

„Alſo, Vater Lindwurm, da ſind wir."

„Brav, brav!" ſagte der Bauer auch zu Hadrian. „Die Stube iſt hergerichtet, ſo gut und ſchlecht es halt ſein kann."

Freilich kam es nun zu Tage, daß der Sabin mit den Lindwurmleuten ſchon alles verabredet gehabt hatte.

Die beiden wurden in eine geräumige, gut bäuerlich eingerichtete Hinterſtube geführt. Dieſe hatte zwei hochgeſchichtete Betten und einen Tiſch, auf den die Lindwurmmutter Milch, Brot und Butter auftrug. Als ſie ſich erquickt hatten, führte Sabin ſeinen Schick-

salsgenossen auf den Söller hinaus und zeigte ihm die Gegend. Die Matten weit und frei, aber noch winterlich grau und teils von zierlichen Holzzäunen abgegrenzt. Wiesenstreifen, die von Wässerlein berieselt wurden, waren schon grün. Auf den braunen Äckern arbeiteten überall Leute, sie pflügten mit Ochsen, eggten mit Pferden, schafften Steine an den Rain, und alles ging langsam und schwerfällig vor sich. Die Gehöfte standen dünn zerstreut, alle waren aus Holz gezimmert und hatten steile, schimmernde Bretterdächer. Auf den Bergen lag noch Schnee.

„Nun, also das ist Sesam," sagte Sabin und zog mit der flachen Hand einen Halbkreis, als ob er die Gegend erst aufrollen müßte. Beinah Stolz lag in dieser Darbietung.

„Und was sollen wir da?" fragte Hadrian.

„Wohnen."

„Wohnen — dahier?"

„Und leben."

„Dahier leben? Mein lieber Sohn, wie willst du denn das anfangen?"

„Mit arbeiten."

Hadrian sagte nichts weiter, ging langsam in die Stube zurück und legte sich einstweilen auf eins der Betten, mitsamt den Stiefeln über die blaue Wollendecke hin. Er war müde. — Leben? Da-

hier leben? Da wäre er doch neugierig. Übrigens — es ist ihm gleich. Die Stube war dämmrig, denn draußen über die Fenster nieder ging das weitvorspringende Dach. Die Luft war stockig und roch nach feuchtem Holz, denn es war erst ausgescheuert worden. Eine Wanduhr tickte unerträglich laut und im Halbschlummer kam es dem Ruhenden vor, als frage sie mit jedem Takt: Was — willst? — Was — willst? — —

Am Abend waren sie alle zusammen in der großen vorderen Wohnstube. Alles, was da war, geschah und gesprochen wurde — weltfremd mutete es den Mann an, der einst Stadtmensch und Schloßbesitzer gewesen. Als nach dem umständlichen Abendessen das große Gesinde sich verlaufen hatte, blieben der Hausvater, die Hausmutter, der Michel und unsere Ankömmlinge noch am Tisch sitzen und besprachen einen Kauf. Doch endlich stand der Lindwurm auf und sprach: „Eh wenn ihr den Hochkaser gesehen habt, laßt sich nix sagen. Laßt euch gut träumen, über Nacht. Und solltet ihr etwan was rumpeln hören — ein bissel Mäuse haben wir."

Aber die Nacht schlug Hadrian besser an, als er erwartet hatte. Leidlich frisch stand er auf und ging in der Morgenfrühe um den Hof herum und guckte wohl auch zu den Thüren hinein. Da war alles schon lebendig. Das ausgebreitete Gebäude,

nicht überall in bestem Zustand, barg Heu, Stroh, Kornsäcke, Geräte aller Art, vor allem aber Getier. In den Ställen Kühe, Ochsen, Kälber; im Pfränger Schafe und Ziegen; im Jauchenschlamm Schweine, Ferkel, noch ganz jung und nackt; im Hohlraum unter der Tenne Kaninchen, weiße, graue; in einem Kobel der Kettenhund und Junge an den Zitzen der Hündin; an den Wandvorsprüngen Katzen, nach den Tauben spähend, die durch die Dachluken aus- und einflogen. Im Hofraum selbst gackernde Hühner und in der Wasserlache schnatternde Enten.

„Eine wahre Arche Noahs!" mußte Hadrian ausrufen.

„Wär schon bald so!" antwortete lachend eine Magd, die am Schragen Fichtenäste klein hackte. „Die Mutter hat halt ihr Heil damit!"

Dann kam aber auch schon Sabin mit dem Maultier über den Hof spaziert — sie gingen zur Tränke. Am rauschenden Brunnen stand eine kleine junge Maid und schwemmte im Trog Leinwand. Sie war also etwas aufgeschürzt und hatte das Hemd weit über die Ellbogen zurückgestreift.

„Darf man da trinken?" fragte Sabin, leichthin das Hütchen lüftend.

Das Mägdlein antwortete nichts, sondern zog die Leinwand aus dem Trog und schlug am Boden den Zapfen aus, daß das Wasser auf den Sand schoß

und der Trog in einer Minute leer war. Sabin stand betroffen da; er hielt das für eine feindselige That. Als jedoch das Mädel den Zapfen einsetzte und in wenigen Minuten der Trog wieder voll war von klarstem Wasser, das üppig aus dem Rohr schoß, da erst erkannte er ihre Absicht, sein Tier mit reinem Wasser zu tränken.

Dieses freundliche schweigsame Mägdlein wurde gerufen: Lisele und war jene Schwester des Michel, der zulieb damals die beiden Jungen ihr langes Haar gelassen hatten.

Bei dem Mittagsmahl dieses Tages war auch ein außergewöhnlicher Mensch vorhanden. Halb städtisch angezogen, das Gewand an den Säumen aber etwas verschlissen, die Knopflöcher verdehnt und der Hemdkragen am oberen Bug ein bißchen durchgeschwitzt. Das jugendliche Gesicht leicht geblaßt, mit einem schwarzen Bartanflug und mit Augengläsern. Hadrian erkannte ihn nicht mehr. Es war einer der damaligen Studenten, der Lindwurmsohn Berthold, nun Doktor der Philosophie. „Auf Vakanzen daheim," wie der Alte sagte. Berthold machte ein etwas gelangweiltes Gesicht über die Gäste und schob immer wieder die Brille auf der Nase zurecht.

Um etwas zu sagen, bedauerte Hadrian, daß der Herr Doktor wohl auch schon an der Zeitkrankheit leide und kurzsichtig sei.

„Es sind ja nur Fensterglaser!“ verriet der Michel lachend. „Er will nur recht gelehrt ausschauen.“

Doktor Berthold wendete sich mit Verachtung ab und murmelte: „Tropf!“

Die beiden hechelten fortwährend miteinander, wobei die Mutter immer begütigte, das Lisele immer kicherte und der Vater manchmal brummte. Als nach dem Essen der Michel aus dem Wandkasten seine Tabakspfeife nahm, sie aus der „Saublader“ stopfte und dann anzünden wollte, machte der Doktor einen raschen Griff, um ihm das Zeug aus der Hand zu nehmen. Der Michel hielt aber seine Pfeife fest und wehrte sich, sie gerieten aneinander, rangen, fuhren unter dem Gelächter des Gesindes balgend durch die Stube, mit strammen Gliedern, daß die Beinkleider sich zum Bersten spannten. Dann lag der Michel am Boden und blutete. Der Doktor hielt die erkämpfte Pfeife hoch in die Luft und rief dem Besiegten zu: „Ja, mein Lieber! Der Stärkere hat recht!“

Der Lindwurm verwies ein solches Benehmen, und es wäre gerade keine Kunst, der Stärkere zu sein, wenn man um fünf Jahre älter und gut ausgerastet ist. Er sagte das in einem nahezu noch respektvollen Ton, setzte aber in sich hineinbrummend bitter dazu: „Zum Lachen, wenn ein Doktor der

Weltweisheit nichts Gescheiteres zu thun weiß, als raufen mit den Buben."

Die Mutter entschuldigte den Doktor, so gut es ging: „Ist halt wohl wahr, was die Ahne gesagt hat: Kind bleibt daheim Kind. Und wenn's ein Bischof ist, wenn's heimkommt, ist es Kind."

Das Lisele kam mit dem Wasserbecken, um dem Michel das der Nase entströmende Blut abzuwaschen. Der Doktor saß daneben auf der Ofenbank, schaute zu und schmauchte des Bruders Pfeife. Bald hernach war der Michel auf dem Feld und jodelte seinen Ärger ins Weite. Hadrian und Sabin gingen, begleitet vom Lindwurm, über die Matten hinauf gegen den Hochkaser.

Der Hochkaser ist in Sesam das höchstgelegene Haus. Es steht im sachte aufsteigenden Hochthal ganz hinten oben an einer Bergböschung. Vor dem Hause liegen die freien Weiden und Wiesen bis hinab zum Lindwurmhof. Hinter demselben steigt Jungwald an bis zu den Almen. Seitlings windet sich ein langer, enger Graben hinauf bis zu den steinernen Bergen. Von denselben sieht man nur ein einziges Horn herüberragen über einen Waldrücken, aber es kleben häufig die Wolken daran. Vom Hochkaser abwärts treten rechts und links die Berge zurück, so daß das Sesamthal wie in einem Hufeisen ruht und durch die Höhen vor den Eiswinden geschützt ist. Nach dem

Aufgang der Sonne hin ist ein freier weiter Ausblick in die Vorlande, die tief unten nebelhaft grau daliegen.

Der Hochkaser besteht aus einem kleinen Blockhaus und einem Stall. Wenn die Morgensonne dran fällt, leuchten die Wände wie rotes Gold, denn die Zimmerung hat erst der jetzige Lindwurmbauer aufführen lassen, als Freistatt, wenn er sich mit den Seinigen einmal zur Ruhe würde setzen können. Das Haus hat zwei Stuben mit je zwei viereckigen Fenstern, eine Küche mit offenem Herdfeuer und ein Vorgelaß, in dem aus einem Wandrohr der helle Brunnen ins Tröglein sprudelt. An Einrichtung ist nur das Allerwichtigste und Einfachste vorhanden.

„Was sagst du zu dieser Burg?" fragte Sabin seinen Genossen.

Hadrian knullte eine Zigarre, er zuckte die Achsel und antwortete gleichgültig: „Nun — wenn du willst."

Und Sabin wollte. Der Überschuß von Finkenstein, den er sich erhandelt, reichte knapp dafür aus. Noch ehe über den Waldbergrücken die Sonne niederging, waren sie Eigentümer des Berghauses, genannt der Hochkaser. Der Kauf hatte noch im letzten Augenblick Schwierigkeiten ergeben. Als der Lindwurm merkte, es wäre ihnen wirklich ernst mit der Sache, wollte er es sich erst noch überlegen. Man gebe von

einem alten Besitz nicht gern etwas weg, und der geschlossene Hof müsse eigentlich beisammenbleiben. Dabei kam es immer wieder heraus, daß die Geldbedrängnis groß sei, weil halt die Söhne so viel hätten gekostet und noch immer thäten kosten. Das Vieh im Stall gehöre auch nicht mehr ganz ihm, und nun wolle er vorher noch mit dem Händler Ehrenpreis sprechen. Mit dem habe er schon viele Geschäfte gemacht, der habe ihm schon oft aus der Geldklemme geholfen, und dem würde er doch die Vorhand lassen sollen. Als sie dann wieder im Hof saßen und auch die Lindwurmmutter mitredete, da stellte es sich anders. Der Ehrenpreis, sagte sie scharf, sei ein Wucherer, der ja kaum die Hälfte biete von dem, was der Herr Sabin geben wolle. Verkauften sie den Hochkaser dem Herrn Sabin, so könnten sie sich wenigstens von dem Händler befreien, und da es schon einmal nicht anders sei, als daß sie ihren Altenleutsitz für die Kinder opfern müßten, so sage sie in Gottesnamen: ja.

Sabin hatte dann ganz bescheiden die Banknoten aus der Tasche gezogen und das kleine Bergbauernhaus erworben für die „Gebrüder Hausler". Schon am nächsten Tage führten sie das Maultier hinauf und heimten sich ein in ihren neuen Besitz.

Der Küchenunterricht von der alten, christlich gesinnten Magd auf Finkenstein, der im Lindwurmhof noch ein wenig nachgebessert wurde, kam nun dem Saberl, oder wie er seit der Adoptierung bloß immer genannt wurde, dem Sabin, sehr wohl zu statten. Gleich am zweiten Tag tischte er auf Hochkaser ein großartiges Mahl, dessen Mittel der Vorratskammer des Lindwurmhofes entstammten und zu dem auch Freund Michel geladen war. Da gab es geröstetes Roggenmehl in Wasser gekocht und mit Butter geschmälzt, dann gesäuerte Rüben, mit Speck eingebrannt, dann Eierkuchen mit Preißelbeerfüllung; ferner gab es goldklaren Apfelwein, Honig, Rahm und andere Dinge, für die den Neulingen der Name fehlte und beziehungsweise auch der Appetit. Hadrian hatte sich so lange und so fest vorgenommen, dem Koch zuliebe alles delikat zu finden, bis er beim gesäuerten Rahmbrei plötzlich einen Ausruf that, der das Gegenteil besagte. Sabin that nichts desgleichen, dachte aber, daß es wohl nötig sein werde, als Küchenjungen den bewährten Kochkünstler: Hunger aufzunehmen. Aber den sollte erst die Mutter: Arbeit zur Welt bringen.

Zum Hochkaser gehörten mehrere Grundstücke. Vom Hause hin Garten, Acker und Wiese. Ferner ein steiniger Anger, der oben im Berggraben an sonniger Lehne lag und der Brandanger genannt wurde. Bei

dem Kauf war dieſer Brandanger kaum bedacht worden, er war auch beinahe ſteuerfrei, weil nichts darauf wuchs, als kurzes Birſtlinggras zwiſchen den Steinen und Geſtrüpp. Sabin nahm ſich vor, ſpäter einmal anzubinden mit dieſem Anger. Jetzt beſchäftigte ihn die Wieſe, die das Maultier ernähren ſollte, und Feld und Garten, von denen ſie fürder ſelbſt leben ſollten. Kaum noch hatte er im Stall das Tier verſorgt mit Streu und Heu, als er auch ſchon im Freien ſtand. Hut und Jacke hatte er von ſich gelegt, in die Hände hatte er ſich geſpuckt, den Spaten angefaßt und zu graben begonnen, daß die Erde flog. Kartoffeln, Kohl, Erbſen, Rüben, Salat zu pflanzen, das war das Programm der erſten Woche. Wo es not that, mußte das „Halbeſelein" helfen tragen und ziehn, und Hadrian war befragt worden, ob er lieber mit dem Eiſenrechen die Erdſchollen zerkleinere oder Dung aus dem Stall trage. Hadrian ließ alles mit geduldigem Gleichmut geſchehen und that mit wie einer, dem es weiter nichts anging. Er rückte, ſo weit er geſchoben wurde, und wenn ihn etwas Unbekanntes anſtieß, meinte er gleichmütig, man müſſe eben alles probieren. Nun zog er ſein landjunkerliches Werksgewand an und verſuchte zuerſt das Schollenzerhacken. Dann raſtete er; verſuchte das Dungtragen und raſtete wieder, bis er geſtehn mußte, er könne nicht mehr, er ſei krank.

Die größere Stube nach der Sonne hin hatte Sabin ihm angewiesen, weil Hadrian zu keiner Entscheidung kommen konnte, welche ihm die liebere sei. Plötzlich aber, wie bei ihm schon alles entweder träge stockte oder sprungweise ging, plötzlich ermannte er sich aus der Gleichgültigkeit und sprang über zum Angriff. Der Wohnraum war überaus einfach eingerichtet gewesen, aber er ließ auch noch das wenige, was drinnen war, forträumen. Kein Bild, kein Krug, keinen Fenstervorhang duldete er. Nur Bettstatt, Tisch und Bank blieben stehn, und die Stube widerhallte bei jedem Schritt. Habloſigkeit! Das war sein neues Ideal. Gänzliche Hab- und Bedürfnisloſigkeit. Wie vieles hatte er gewollt und nichts erreicht. Nun wollte er einmal nichts wollen. Eine wahre Luſt empfand er in der Vorſtellung, bettelarm zu sein. Anſtatt Beſitzhunger die größte Sorgloſigkeit. Das Prinzip ſollte nun gründlich zur Thatſache werden. Er hatte ein Gefühl, als ob von ſeinen Achſeln Laſten, von ſeinen Armen Ketten abgefallen wären. Auf Finkenſtein hatte er noch einen Eiſenring gefühlt, der ihm um den Leib geſchmiedet geweſen, wie der Reifen um eine berſtende Säule. Auch dieſer Ring war jetzt gefallen. Es war ſo viel anders geworden in ihm ſeit jener ſchrecklichen Nacht. Nichts mehr ſein, nichts mehr haben, nichts mehr wollen. Und wie er ſich deſſen inne wurde in der

kahlen Kammer, hätte er aufschreien mögen vor unbändiger Luſt. Jetzt konnte ihm nichts mehr geſchehen, jetzt war er Herr. In ſein Buch ſchrieb er: „Leicht und lind, Leicht und lind. Selbſtlos. Schuldlos. Jetzt giebt es auch einen Gott, und ſeine menſchgewordene Vorſehung iſt mein guter Sabin.“

Das zum Leben Notwendige geſichert, weiter keinen Ballaſt — der höchſte Zuſtand! Allerdings iſt es ſpäter ſo geworden, daß Sabin einem Freunde ſagen mußte: „Auf den Ballaſt verzichtet mein Bruder, aber einen Palaſt möchte er wieder haben.“

Der Vorſehung, ſeinem Sabin, legte Hadrian ſich ohne weiteres anheim. Als die Loderung verraucht war, begab er ſich wieder zu einem thatloſen Dahindämmern. Nur eine gute Havanna manchmal, und dafür war vorgeſorgt.

Nach Sabins Geſchmack war das gerade nicht. Er führte dem Hausgenoſſen einmal das Maultier zu Gemüt. Das erſtemal habe es allerdings Gott erſchaffen, das zweitemal aber Hadrian, als er es aus dem Waſſer zog. Für dieſes Geſchöpf nun müſſe er auch ſorgen, es pflegen und füttern, es weiden und am Karren führen.

„Muß ich's, ſo thu ich's,“ ſagte Hadrian, „aber am liebſten iſt es mir, du läßt mich einſtweilen zufrieden. Ich bin bloß müde, ich bin nervös, ich will

jetzt die Luftkur gebrauchen. Du siehst auch, daß ich kalte Hände habe."

Deshalb legte er sie manchmal gerne in die warmen Hände Sabins, die waren schon derb und schwielig, und es lag immer trockener Erdstaub dran.

Sabin empfand Freude an dem jungen Besitz, und besonders deshalb, weil er ihn täglich neu erwerben mußte. So wie ein anderer tanzt, reitet, schwimmt, fischt, so grub er den Rasen, mähte das Heu, schnitt das Korn. An seine Kammerthür hatte er das bunte Heiligenbildchen geklebt, mit dem Spruch: „Wirke, so lange es noch Tag ist, denn es kommt die Nacht." Wenn er sich dann abends niederließ auf die Bank, that er manchmal einen fröhlichen Seufzer, und einmal sagte er: „Ja, arbeiten, das ist freilich lustig! Arbeiten wollt ich und thät's gleich, anstatt was einzubringen, was kosten." Dann aß er seinen Mehlkuchen, trank seine Milch und schlief wie ein Sack. Kaum der Morgen tagte, war er wieder aufrecht.

So verging nun Woche um Woche. Sabin brachte mit Beistand von ein paar Nachbarsleuten die neue Wirtschaft ins Geleise. Hadrian begann auch mancherlei zu verrichten, führte aber nichts durch. Er war jeden Tag einer andern Stimmung unterworfen. Das einemal erglühte er für die Natur und schwärmte für den Sonnenaufgang, um ihn das nächstemal wieder zu verschlafen. Dann begeisterte er sich für die Kunst, wollte malen lernen und begleitete an Sonntagen, wenn Sabin und Michel geigten, dieses Spiel mit seinem Gesang. Es fielen ihm, gestand er, allerhand Melodien ein, die er ein nächstesmal leider alle wieder vergessen hatte. Dann kam wieder die Zeit dumpfer Abspannung und Niedergeschlagenheit, und hiervon stammen auch die großen Lücken in seinem Tagebuch. Dann gefiel es ihm auf einmal, sich unter die Leute zu mischen, ihnen bei ihren Arbeiten zuzusehen, ihnen Ratschläge zu erteilen, sich mit jungen Mägden zu unterhalten und witzig zu sein. Da lebte er auf, und man rühmte seine Leutseligkeit. Aus dem naturgeschichtlichen Studium, das er sich vorgenommen, war nichts geworden, doch las er manchmal in Büchern, die Doktor Berthold auf dem Hochkaser zurückgelassen hatte.

Der Doktor war nämlich vor dem Verkauf des Hauses sein Bewohner gewesen, soll dort seine Schriften ausgebreitet und schrecklich studiert haben.

Es gab überall noch Zigarrenstümpfchen und Aschenspuren, und vom Apfelweinkrug fanden sich auf dem braunangestrichenen Tisch noch die Ringe. Es war nur notgedrungen. Die allmähliche Versiegung der heimischen Geldquelle und der Umstand, daß sich nirgends eine Dozentenstelle ergeben wollte, hatten den Doktor bewogen, einstweilen ins Sesam zurückzukehren und an den natürlichen Brüsten seines Vaterhauses die tiefsinnigen Studien fortzusetzen. Auf dem Hochkaser war er hübsch ungestört gewesen, außer es kam der Michel in Sicht, der ihm gewöhnlich den schuldigen Respekt versagte und mit den Schätzen der Weltweisheit seine Allotria trieb. Das pflegte der Doktor stets zu ahnden, und schließlich mußte der Michel immer dran glauben, daß er trotz seiner klobigen Hände der Schwächere war. Einmal kam Hadrian Hausler dazu, wie die feindlichen Brüder auf dem Anger balgten. Der Doktor hatte den Michel auf einen Reisighaufen geworfen, kniete ihm auf den Bauch, drückte ihm den Daumen in die Gurgel und fragte: „Liebes Michelein, was willst du denn von mir?"

Der andere antwortete nicht, es fehlte ihm hierzu zwar nicht der Mut, aber der Atem.

„Armer Kerl du!" sagte der Doktor mit zärtlicher Stimme, „ich will dir was schenken. Ich schenke dir das Leben. Sage: dank schön!"

„Hol dich der Teufel!“ schnob der Junge, erhob sich und schüttelte den Spreu vom Leib. Und am Abend darauf brachte der Michel seinem großmütigen Gegner zu Ehren ein Ständchen. Er hatte ihn vorher tückisch in den Söller eingesperrt, dann stellte er sich unten hin mit der Geige und strich die kreischendsten, nervenzerkratzendsten Raunzer, die möglich waren. Der Doktor rettete seine Ohren, so gut es ging, nannte den Künstler ein freches Wüstenschakal, das er demnächst unfehlbar töten werde. Hadrian merkte endlich wohl, daß die Fehde nicht ganz so blutigernst genommen werden müsse und ergötzte sich. Doktor Berthold bedauerte recht oft, daß ihm nichts übrigbliebe, als diesen Burschen wie ein wildes Tier zu behandeln, weil das Kalb ja nicht satisfaktionsfähig sei.

Nun aber sah Doktor Berthold sich in der Lage, unter einem Dach mit dem Michel wohnen zu müssen, im Lindwurmhof. Recht unmutig ging er hinauf, um im Hochkaser seine Bücher und sonstigen Sachen zu holen.

Hadrian hatte gerade einen guten Tag.

„Aber Herr Doktor!“ sagte er. „Wozu übersiedeln! Bleiben Sie doch da. Aber natürlich, bleiben Sie doch ungeniert und machen Sie sich in der Stube bequem. Sie inkommodieren mich nicht im geringsten. Mir wird Ihre werte Gesellschaft großes Vergnügen

machen. Ich kann in der Nähe Ihrer geistigen Schätze nur profitieren."

„Gut, Herr Hausler, wenn Sie gestatten." Und der Doktor streckte sich auf die Wandbank, wo Hadrian eben vorhin zu eigenem Gebrauch das Bettkissen hingelegt hatte. Und weil er so behaglich lag, brannte er sich mit einem Schwefelholz die Pfeife an und begann zu plaudern.

„Herr Hausler," sagte er, „Sie haben einen besonderen Geschmack. Aus freien Stücken möchte ich mir das Sesam zum Aufenthalt nicht wählen. Ich — nun ja, bei mir liegt's anders. Meine Mutter wähnt, mit Mehlklößen und Rauchfleisch mich zu versöhnen. Für die Bedürfnisse eines alten Studenten jedoch ist kein Verständnis — nirgends. Apfelsaft, hier Wein genannt — ha ha! Bier kennen sie kaum dem Namen nach, diese Kaffern. Wahrlich, solche Rassen sollte man ausrotten."

„Sind denn nicht Sie auch einer aus Sesam?" fragte Hadrian, der unbequem auf seiner Bettkante saß.

„Allerdings," antwortete der Doktor und lachte gutmütig. „Das ist auch nicht so schlimm gemeint. Viel schlimmer steht es mit dem geistigen Leben hier. Was haben diese guten Leute für eine Weltanschauung, du mein lieber Himmel! Längst abgestandene Moral-

simpeleien und immer nur Brotjägerei, Berufsschusterei, arbeiten, arbeiten — als ob der Mensch zum Arbeiten auf der Welt wäre!"

„Das ist sehr richtig!" gab Hadrian bei, und nun saß er schon besser auf seiner Bettkante. „Ich sehe auch nicht ein, weshalb die Leute so viel aufs Arbeiten halten. Plebejersport!"

„Jetzt verderben sie mir natürlich meine paar Monate hier mit dem ewigen Gejammer: Stelle suchen, Stelle suchen! Wenn sich keine findet, was kann ich dafür! Privatdozentenstellen ja, wenn der Alte das Geld hergeben will. Na, da komm ich zum Rechten! Es ist ja richtig, er hat kein Geld. Es ist eine Bettlergemeinde, dieses Sesam, meiner Seel! Eine degenerierte Rasse. Man sollte das ganze Bauernvolk schmerzlos ausrotten."

So redete er halb in Scherz, halb in Ernst und blies Rauch in die Stube. Hadrian hatte kein Vergnügen daran, daß der Doktor seinen guten Platz verlag und das Zimmer mit Gestank erfüllte. Er schaute zum Fenster hinaus und sagte: „Mir scheint, es wird Regen kommen."

„Ah, Sie meinen, daß ich noch vor demselben in den Hof hinabgehen soll. Nee, ich bleibe liegen, bis er vorüber ist." Und lachend setzte er bei: „Ich glaube, Herr Hausler, Sie wollen die Bank haben. Ich will aber Ihrer gütigen Einladung die Ehre an-

thun, in der Hoffnung, daß sie ernst gemeint gewesen ist. Wenn nicht, dann erst recht. Denn wissen Sie —"

Und dann that er einiges von seiner Lebensphilosophie dar. Für die schönen Worte sei er nicht, außer sie wären zufällig auch wahr. Er sei für die starke That. Und darum bleibe er liegen.

Für die Länge, dachte sich Hadrian, möchte er gerade keinen solchen Stubengenossen haben. Als Sabin vom Feld kam und den Doktor sah, rief er: „Das ist gescheit. Ich brauch just einen starken Mann, der mir die Kornfuhr aufheben hilft; sie hat umgeschlagen."

Alle drei gingen sie hinaus, und der Doktor verzog sich. Er habe nicht dreizehn Jahre lang studiert, um Kornfuhren auf die Räder zu heben.

Dann war es einmal am Sonntag Vormittag. Hadrian war im Lindwurmhof, um zu sehen, was die Mägde machten, die nicht in die Kirche gegangen waren. Sie hatten aber diesmal alle die Kirche besucht, die Weibsleute, weit drüben in Oberbusch. Hingegen war der Lindwurm zu Hause geblieben. Durch das Fenster schien die Sonne auf den Tisch, davor kniete der Hausvater und hielt laut eine Gebetandacht. Sabin war auch vorhanden, er kniete an der Ofenbank neben dem Lisele. Unter die Kniescheiben hatte er sich ein paar Fußpatschen gelegt, denn die Andacht dauerte lang. Mit der kleinen Nachbarin hatte er sich auf eine leise Unterhaltung einlassen wollen, aber sie hörte lieber auf das Gebet des Vaters, als auf den Zuspruch des Burschen. Hadrian hatte heut wieder einmal sein feineres Gewand am Leibe, und in dem Salonanzug hockte er neben dem großen Kasten, dieweilen er nicht wußte, wie ihm vor Langweile geschah. Er kam sich wie verhext vor. Er, der Hausler junior, in Sesam Psalter leiern zu müssen! Zum Glück gab's eine Abwechslung.

Als die Andacht beendet war, ging zur niedrigen Stubenthür der schlanke Doktor herein.

„Warum duckest du dich denn so, Berthold?" fragte ihn der Vater geschmeidig.

„Ich? Weil man sich sonst den Schädel anstoßt," gab der Doktor einfältig zur Antwort.

„So ist's," gab der Lindwurmvater bei. „Schau, und bei der Himmelsthür ist's auch so, mein Kind. Wer sich nit ducken und nit beugen will im demütigen Gebet, der rennt sich den Schädel an und kommt nit hinein. — Wo bist denn gewesen? Du weißt ja, daß wir um neun Uhr beten."

Eine Zurechtweisung, die der Philosophiedoktor sich nicht gefallen lassen konnte. Um so weniger, als er verbittert war in dem Bewußtsein, er wäre zu Hause überflüssig, und als er vollgeladen war mit Einwänden gegen diese alten, thörichten, geisttötenden Sitten, die ihm von Tag zu Tag zuwiderer wurden.

„Beten — Beten," sagte er mit Hohn. „Die kleinen Kinder beten. Die Schwachen beten. Die Starken verlangen."

„Wie soll ich mir das reimen? " fragte der Vater.

Da begann der Doktor. Anfangs noch vorsichtig, durch des Alten Widerspruch aber gereizt, bald heftig, schrankenlos. Er hasse das Bitten und Winseln, das Anrufen um Gnade. Das sei Sache der Wichte und der sogenannten Demütigen. Die Demut aber sei eine falsche Tugend, sie mache nachgiebig, schwach, und der Schwache gehe unter. Der Weltgeist, oder wie er sagen solle, verachte den

Schwachen, vernichte den Schwächling, den Starken liebe und erhebe er. In der ganzen Natur sei es so, und der Vater werde gewiß auch nur die starken Kälber züchten, die schwachen aber dem Fleischhauer verkaufen.

Sehr wendete der Lindwurm ein, daß Vieh und Mensch kein Vergleich wären. Das Vieh lebe für das Fleisch, der Mensch für die Seele. Der Mensch lebe aus Barmherzigkeit und für Barmherzigkeit.

„Barmherzigkeit!" rief der erregte Doktor und schlug die Hände zusammen. Barmherzigkeit sei ein Krebsschaden. Sie päppele die Kranken und Krüppel auf, wodurch das Menschengeschlecht immer mehr herabkomme. Die Geduld sei ein Unding, weil sie der Unzulänglichkeit Vorschub leiste. Alle sogenannten Wohlthätigkeitsanstalten seien von übel, weil sie den Menschen beugen nach etwas, das nicht der Mühe wert ist. Das sogenannte allgemeine Menschenrecht sei eine Thorheit, weil nur der ein Recht habe, der etwas leistet. Der Starke sei im Recht, und der allein, und sein Recht und seine Pflicht sei, die Schwachen auszurotten und sich nur mit Starken zu verbinden. So sei es, und er hätte da was gesagt, das jeder Gebildete längst wisse! — Bei dieser Preisrede auf die Kraft hatte er sich in eine so nervöse Aufregung hineingeredet, daß seine Hände zitterten. Wie ein Gift-

hauch schauerte es durch den ganzen jungen Menschen. Als es so war, trat der alte Lindwurm zu ihm heran, betastete seine Schulter und sagte heiser: „Ist das mein Bertel?"

Die Anwesenden standen betroffen da.

„Nit gescheit bist," fuhr der Alte fast kläglich fort. „Das ist ja aus der Weis. Na, na, Bertl, das ist nit. Das ist wohl nur ein Gedicht. Geh, sag's, daß es nur ein fürwitziges Gedicht ist. Sonst — sonst wär das ja der lautere Antichrist." Und auffahrend: „Sakra, auf so einen Doktor wollt ich pfeifen. Der wär sein Geld wert."

Der studierte Sohn merkte nun wohl, daß er sich zu weit hatte hinreißen lassen. Doch sein Herz war so voll davon, oder mindestens sein Kopf. Gewißlich aber das Buch, das in seiner Kammer aufgeschlagen lag. — Er schwieg nun und ging hinaus. Als hernach die Mutter von der Kirche heimkam und von dem schluchzenden Lisele hörte, was es gegeben, ging sie den Doktor suchen. In seiner Bodenkammer lag er auf der Bank und verdeckte mit der Hand die Augen.

„Aber Bertl! Bertl!" rief sie. „Daß du schon wieder einen Verdruß angerichtet hast! Ich weiß es gleichwohl, daß ein Student auch solche Sachen wird lernen müssen. Aber ausreden, hinpredigen so was, wie ein Wort Gottes, wer wird denn das thun! Dein

Bruder, der Toni, muß ja auch alle Giftpflanzen lernen. Er wird doch nit hergehen und den Leuten die Giftpflanzen als wie eine Nahrung geben. Weißt, dein Vater mag's überhaupt nit leiden, wenn zu viel solche Sachen geredet werden, die unsereins nur zu halb oder gar nit verstehen mag. Sollst wohl anders sein mit deinem Vater. Er ist eh nit gut darüber, daß du alleweil noch keine Anstellung hast, wo es bei uns so karg hergeht. Schau doch nur um Gottes willen dazu, daß du bald was findest und du deinem Vater beweisen kannst, daß er's Geld für dich nit umsonst ausgegeben hat."

Der Doktor blieb liegen, hielt sich immer noch die Augen zu. „Kann ich dafür? Geht's nicht hundert andern auch so, die ausstudiert haben und nichts finden? Außer man ist dumm genug, dann giebt's auch zu fressen. Überall dasselbe: der Ochse wird gefüttert, der Löwe muß sich durch die Wüsten schlagen."

Als die Mutter weinend hinausgegangen war, sprang er auf und stieß seinen Fuß zornig in den Boden. Noch am nächsten Tag war er nicht im Gleichgewicht. Er fühlte sich hier ganz allein mit seiner Weltanschauung, und das beunruhigte ihn. Er ging neuerdings zum Hochkaser hinauf, um Verbündete zu werben. Ob sie denn nicht richtig sei, die Lehre vom Übermenschen? Ob sie sich überhaupt widersprechen

lasse? Und ob es denn etwas Neues sei, ob die anerkannte Lehre von der natürlichen Zuchtwahl nicht ganz auf dasselbe hinauskäme? Hadrian Hausler mußte zu seiner Schande gestehen, daß er weder Darwin noch Nietzsche kenne. Dem Übermenschen, so viel er gelegentlich von ihm wisse, könne er nicht Recht geben, weil man seinem Henker nicht gern den Strick drehe.

„Natürlich — Schwächling. Wie die modernen Menschen alle," sagte der Doktor. „Doch warum uns den Strick drehen! Wir müssen die Henker unserer Henker werden. Die Schwäche, das Mitleid, die sklavische Unterordnung, diese unsere Henker sollen baumeln."

Darauf entgegnete Hadrian: „Mich dünkt, Herr Doktor, diese Ideen sind wirklich schon etwas übertragen. In Paris sah ich vor Jahren eine Komödie, in der ein alter Sonderling, der mit solchen abgestandenen Gedanken hausieren ging, lächerlich gemacht wurde."

„Abgestandene Gedanken! Als ob nicht jeder alte Gedanke, der durch das Blut und die Nerven eines Denkers und Dichters geht, wieder frisch würde! Wissen Sie, Herr Hausler, daß Sie sich mit dem Übermenschen nicht befreunden können, ist zu verstehen."

„Ganz unrecht hat er nicht, der Doktor," sagte

Sabin, der gerade dazugekommen war. „Nur wer schafft, der ist Herr.“

Hadrian fand auf diese Bemerkung nichts zu erinnern. Er wußte schon lange, wer auf Hochkaser der Übermensch war.

Gegen Abend begann es so heftig zu regnen, daß an den Fensterfugen das Wasser herab und auf dem Fußboden in Zickzackbächlein umherrann. Ein scharfer Wind warf Wasser in alle Winkel. Da der Doktor bei solchem Wetter nicht fort konnte, so ersuchte er, unter Dach bleiben und die Nacht auf dem Haferstroh zubringen zu dürfen.

„Keine Barmherzigkeit!“ rief Sabin munter aus. „Ich bin ein Übermensch! — Und deswegen,“ setzte er gemütlich bei, „deswegen, weil ich ein Übermensch bin, kann ich auch auf dem Haferstroh liegen neben dem Halbeselein. Legen Sie sich in mein Bett.“

Das that der Doktor. Er legte sich mitsamt den Kleidern in des Burschen Bett und schämte sich heimlich. Am nächsten Tag war er ärgerlich. Er stand so herum auf dem Hochkaser und schaute dann dem Sabin zu. Der hämmerte am Pflug. Der Doktor fragte ihn: „Was machen Sie denn da?“

„Ich regle den Arling. Er furcht zu tief.“

„Natürlich. Nur keine Tiefe!“ spottete der Philosoph. „Ihr Pflug und Ihre Gedanken sind

von der gleichen Seichte. Sechs Zoll tief — höchstens.“

„Ha, ha!“ lachte Sabin. „Da möchte was Rechtes herauskommen, wenn der Pflug tiefer thät greifen. Sie sind ja ein Bauernsohn. So wissen Sie doch, daß in der Tiefe die Steine sind. Die fruchtbare Erdschicht ist auf der Oberfläche. Mit den Gedanken wird's halt auch nit viel anders sein.“

Der Doktor dachte ein bißchen nach und sagte dann: „Mich deucht, jetzt hätten Sie beinahe einen tiefen Gedanken ausgesprochen. Beinahe.“

Die fruchtbare Erdschicht ist auf der Oberfläche . . .

Es regnete nun tage- und tagelang. Und da ſagte Sabin, das wäre das richtige Wetter, um Kohl zu pflanzen. Dazu brauche er aber einen Gehilfen, der Löcher in den Boden bohre, damit er hinterher die Krautpflänzchen einſetzen könne. Ob Hadrian ſich nicht den Spaß machen wolle, ihm zu helfen. Mit einer ſpitzen Stange in der aufgeackerten Erde der Reihe nach Löcher zu machen, das iſt nicht arg und bedarf auch keinerlei geiſtiger Anſtrengung. Hadrian gab ſich dazu her, warf den Regenmantel über und bohrte ſo hin und hin. Hinterdrein kam Sabin mit den zarten Pflänzchen, die er im Garten gezogen hatte; er tauchte ſie mit den Wurzeln in den bereitſtehenden Jauchenkübel und ſetzte ſie ins Loch. Am Nachmittag war das Äckerlein vollgepflanzt, Hadrian ſtreckte ſich auf die Bank hin und war's zufrieden.

„Ich glaub dir's," bemerkte Sabin, dieweilen er ſich am Brunnen die Hände reinigte, „du haſt ja heut dem Herrgott geholfen beim Welterſchaffen."

„War ſie denn nicht ſchon fertig?"

„Nein, gerade die Kohlpflanzen haben noch gefehlt. — Gieb einmal acht, Bruder, ob du nichts ſpürſt. Du mußt es ja an dir ſelbſt wahrnehmen, wie jetzt die Pflänzlein in der Erde Wurzel faſſen und wachſen."

In der That, er ſpürte ſo was — wenn's

ihn nicht trog. Ein absonderliches Prickeln in allen Gliedern.

„Wohl, wohl, man spürt's mit, wenn's wachst, man spürt's mit," versicherte Sabin. Allein — das Schöpfungswerk war immer noch nicht vollendet. Das Wetter war schön und heiß geworden, die eingesetzten Kohlpflanzen legten ihre Blättchen weich und welk auf die Scholle hin. Da sagte Sabin: „Sie dürsten zum Verschmachten, wir müssen ihnen zu trinken geben."

Er schleppte in Kübeln Wasser aufs Feld, und Hadrian mußte daraus schöpfen und mit der Seichkanne die Pflanzen begießen. Und so oft eine Pflanze trank, that Sabin den Mund auf. Der spaßhafte Gedanke, daß man seine Kindlein auch säugen müsse, hielt den Hadrian aufrecht, daß er ein paar Stunden goß. Plötzlich aber warf er die Kanne fort, ging nach Haus auf seine Ruhebank und rauchte eine Zigarre.

Die Kohlpflanzen standen von nun an frisch gegen Himmel. Sabin ging jeden Tag zu ihnen hinaus, blickte sie zärtlich an. Und später, als Hadrian einmal längs des Ackers hin spazieren ging und sah, wie die dünnen Pflanzen sachte zu strammen Kohlköpfen geworden waren, empfand er Stolz darüber. Diese Kohlköpfe waren sein Werk! Er schrieb ins Tagebuch: „Kein Beruf so groß, so schöpferisch, so

gottähnlich, als der des Landmanns. Wahrhaftig, der Bauer ist Edelmann. Ich fühle es an mir selbst.“ Dann ging er nach Haus auf seine Bank und streckte sich hin.

Und Sabin rastlos thätig. Er ackerte, jätete, schnitt, ging umher und beobachtete die Entwicklung seiner Kulturen. Jeden Tag merkte er einen Fortschritt, jetzt am Stamm, jetzt am Blatt, jetzt an der Blüte, und endlich offenbarte sich die Frucht. Auch Hadrian hatte in seiner Art offene Augen. Drückte er eines Tags seine Verwunderung aus über die Kartoffeln. Da hätte er immer gemeint, bei diesen sei die Frucht unter der Erde, und nun sehe er die Knollen, obschon sie noch ganz grün wären, hoch im Kraut.

„Wisse Bruder,“ sagte hierauf Sabin, „die Knollen in der Erde sollen mein sein, und die auf dem Kraut sollen dein sein.“

Hadrian schüttelte den Kopf, das verstand er nicht genau. Er werde doch einmal im Botanikbuch nachsehen müssen, wie sich das verhält. Übrigens — es war ihm gleichgültig.

Ein paarmal war Sabin auch schon oben gewesen im Berggraben, bei seinem Brandanger. Der lag so gut an der sonnigen Lehne, und die Erde zwischen den Steinen war so schwarz, daß er nachsann, wie sich dieses Grundstück nutzbar machen

könnte. Jetzt war nicht daran zu denken, seine Äcker und Wiesen am Haus nahmen ihn fest, und weil jeder Mensch, auch der glücklichste, einen ganz besonderen Wunsch hat, so wünschte er sich sechs Hände. Hadrian hatte deren zwei überflüssig; er pflegte sie, wusch sie mit einer wohlriechenden Seife, feilte sorgfältig die Nägel und behauptete nun entschieden, Haue, Axt und Pflug seien einer Menschenhand nicht zuträglich. Der Mann wollte nicht arbeiten, und er wollte nicht. Allerhand Kindereien trieb er manchmal, um sich zu ergötzen. Eines Tags kam Sabin dazu, wie er just das Maultier prügelte. Er hatte dem Tier in einem Korb Kartoffelkraut vorgesetzt und wollte, daß es fresse. Das Maultier aber fraß nicht das Kraut, sondern die Disteln, die am Zaun wucherten. Ob dieses Eigenwillens züchtigte er es mit der Gerte.

„Ja, Herr Kompagnon, was treibst denn?" rief Sabin.

„Sieh dir einmal das Vieh an," sagte Hadrian erregt. „Es will nicht folgen. Da hab ich ihm das Leben gerettet, und es will mir nicht einmal den Gefallen thun, Kartoffelkraut zu fressen. Das ist ein Luder!"

Jetzt hielt ihm Sabin den Korb hin. „Lieber Bruder, oder was du bist. Thu mir den Gefallen und iß Kartoffelkraut. Nit? Aber schau, so undank-

bar sein! Ich hab dir auch einmal das Leben gerettet, und du willst mir nit einmal die Freude machen, Kartoffelkraut zu essen!"

Da lachten sie beide.

In ähnlicher Weise ging es eine Zeitlang fort, dann kam jener Brief. Schon tagelang vorher war das Gerücht umgegangen, daß auf der Post zu Oberbusch für Herrn Hadrian Hausler ein Brief liege. Zuerst sagte er: „Was geht das mich an?" Und doch suchte er einen Boten aufzutreiben, der ihm den Brief holte. Das gelang, der Lindwurm hatte gefälligerweise eine alte Magd hinübergeschickt, die auch sonst einiges besorgen sollte. Wie gespannt war nun Hadrian auf den Brief! Er, dem einst Korrespondenz die Qual des Tages gewesen. Schon von Mittag ab guckte er zum Fenster hinaus. Von wem konnte der Brief sein? Von Papa? Undenkbar — das war vorüber. Oder wollte er ihn am Ende zurückhaben? Das müßte man überlegen. Vielleicht wäre es das Vernünftigste. Oder schreibt die Kunigunde Fürtner, die Mutter der armen Agathel? — Oder am Ende eine polizeiliche Mitteilung wegen des Defraudanten Frang? Es giebt zwar keine Gerechtigkeit auf der Welt, aber dem Hadrian Hausler zuliebe könnte doch wohl einmal eine Ausnahme stattfinden.

Gegen Abend kam die Botin und brachte zwei

Sachen. Eine Steuerverschreibung, die gab Hadrian sofort an Sabin ab. Und einen Brief. Als er diese Handschrift sah, barg er sie rasch in seine Brusttasche. Bei verschlossener Thür las er das Schreiben.

„Lieber Hadscherl!

Du erlaubst schon, daß ich einmal etwas von mir hören lasse. Man erinnert sich gern an alte Freunde, in einem Fall, wie ich bin. Mir geht es sehr schlecht. Mit dem Alten ist es aus für mich, der sagt, in früherer Zeit wären Näher- und Wäschermädchen amüsanter gewesen, als heutzutage die feinen Damen. Das hat er mir ins Gesicht gesagt. Aber ich habe ihm darauf geantwortet: denke nach, alter Herr, wo der Fehler liegt. Das hat er sich gefallen lassen müssen. Natürlich giebt er sich jetzt mit viel besseren Sachen ab. Denke dir, Fasanenjagen, sollst es nur sehen, wie er mit der Flinte in den Auen streicht, und wackeln ihm die Beine. Und eitel, wie ein Frauenzimmer. Von einem Bildhauer läßt er sich jetzt in Marmor aushauen und reckt sich dabei wie ein Giraffe, weil er seinen Söhnen, sagt er, ein gutes Bildnis hinterlassen will. Weißt du vielleicht, wo diese Söhne alle sind? Ich kenne nur einen. Und endlich hat der Alte eine Wohlthätigkeitsanstalt gegründet, ein Asyl zum Schutz armer unverdorbener Mädchen.

Da hat er freilich kein Geld für unſereins. Ich bin alſo ganz verlaſſen und weiß ſchon oft nicht mehr, was anfangen. Adrett angezogen ſoll man doch auch ſein. Nach deiner Adreſſe habe ich lange umfragen müſſen. Teurer Freund, du biſt jetzt noch meine einzige Hoffnung, und du wirſt mich nicht verlaſſen. Beliebe mir Geld zu ſchicken, ſobald es ſein kann, ſie wollen mich ſchon beloſchieren, weil keine Rückſicht mehr iſt mit den Damen, und mit der Polizei habe ich auch ſchon zu thun gehabt. Wenn ich mir einmal nimmer ausweiß, dann iſt mein letzter Weg zu dir, du haſt mich vor zehn Jahren zu finden gewußt, ich werde dich jetzt zu finden wiſſen und glaube, daß wir doch noch für einander beſtimmt ſind. Vergiß nicht deiner dich liebenden

Helene.

Schanzgraben, Friedelſteig Nr. 119.“

Der erſte Eindruck beim Leſen war für Hadrian der des Schrecks. Sie kommt! Bei näherem Nachdenken wurde es ihm klar: ſie kann nicht kommen, ſie kann nicht mehr. Der Brief beſagt viel, aber dieſe Wohnungsangabe ſagt noch mehr. „Schanzgraben, Friedelſteig Nr. 119.“ Sie iſt am Rande. — Dieſe Stadtgegend war ihm nicht unbekannt. Sofort hatte Hadrian den Entſchluß gefaßt, ſich von

dem Wisch weiter nicht beunruhigen zu lassen. Doch schließlich brachte er nicht einmal so viel Kraft auf, um ihn ins Herdfeuer zu werfen. — „Die Nachrichten vom Senior. Dem geht es also doch gut! Und kümmert sich nicht um den Sohn. So war er immer. Ein harter Mensch, ein Egoist. Und auch sie wirft er weg. — Gut! Gut! Sie soll kommen . . . Aber wenn sie wirklich käme! Es wäre böse. —"

Im Hochſommerbrand ruhte der Lindwurmhof. Ein einziger war im Haus, ſchrieb Briefe an Lehranſtalten, an Freunde und einflußreiche Perſönlichkeiten um Erlangung einer Dozentenſtelle. Als die Briefe fertig waren, ging er auch fort, um ſie nach Oberbuſch zu tragen. Alle übrigen Bewohner des Hofs waren draußen auf dem Kornfeld. Der Schafbube wie der Hausvater, die Magd wie die Mutter — alle waren der Reihe nach angeſtellt und ſchnitten Korn; die Weiber nicht minder feſt aushaltend wie die Männer. Hadrian ſaß unter der Eſche und ſchaute ihnen zu, und nun verſtand er die Gleichberechtigung der beiden Geſchlechter auf der Bauernſchaft. Gleiche Leiſtung, gleiche Rechte, Sabin ſagte es ja auch. Wie niedrig ſtand ihm in dieſem Augenblick das Weib des Städters! Aber ſchon im nächſten ſtellte er ſich vor, wie unvergleichlich huldreicher mitunter die Dame iſt, als ſo 'ne Bauerntrine.

Auch Sabin half ernten. Er bedurfte für den Hochkaſer in den nächſten Tagen ein Fuhrwerk, um Winterholz vom Wald herabzuſchleifen. Der Lindwurm hatte es ihm zugeſagt, und dafür half der Burſche Korn ſchneiden. Trotz der ſchweren Arbeit ergötzten die Leute ſich dabei. Das Liſele hatte plötzlich einen Schrei und einen Seitenſprung gethan. Eine Maus! Eine Feldmaus war über ihren Fuß gehuſcht, und nun hielt der Bruder Michel Jagd, um das kleine

Gespenst mit der Sichel zu töten. Da fuhr die Lindwurmmutter dazwischen: „Ihr Thoren! Ihr werdet das arme Tier doch nit umbringen wollen! Das thut ja keinem Menschen nix! Nein, Michel, ich leid's nit. Gottesgeschöpf, wie wir allmiteinander."

Sie ließen ab, stellten sich wieder ans Korn und schnitten. Bald aber hub der Michel an zu kichern. Der Mutter, die vor ihm her war, saß ein Sperling auf dem Rücken. Das Vögelchen zuckte seinen kleinen Kopf hin und her und begann einen Spaziergang zu machen vom Nacken bis zur Rundung und wieder zurück.

„Was kuderst denn, Bub?" sagte sie, ohne von der Arbeit aufzublicken.

„Weil der Mutter ein Spatz auf dem Buckel steht," lachte der Junge.

„Der wird mich nit tottreten."

Der Vogel hüpfte ihr auf das braune Kopftuch, dort that er etwas und flog davon. Der Michel gröhlte auf vor Lachen, und das Lisele stimmte hell mit ein. Die Mutter merkte etwas und sagte dreist: „Ich weiß eine Zeit, Kinder, da habt ihr es auch nit anders gemacht mit mir."

Als die Schatten lang wurden, steckte das Lisele die Sichel ins Holzjoch und ging Garben tragen. Da machte sich der junge Herr von Hochkaser in ihrer

Nähe zu thun und redete sie an: „Lisele, du sollst die Garben nit so nachschleifen, sonst schleift sich das Korn aus.“

„Wenn ich groß wär wie du, da wollt ich sie schon höher tragen.“

„Und wenn ich so klein wär wie du, da wollt ich gar nit Korn tragen. Laß mich's thun.“

„Dank schön. Kleine Leut werden nit leicht müd.“

„Wenn ich vorher gesagt hab, daß du klein bist, so hab ich's nur gethan, weil du gesagt hast, daß ich groß bin.“

„Schade, daß wir zwei so ungleich sind,“ sagte sie. Das war ihm für diesmal genug. Hadrian strich zu Sabin und flüsterte ihm zu: „Die mußt du anders fassen, mein Junge. Der dürfte es schon bald recht sein.“

Als hernach der alte Lindwurm die Garben in Hütchen zusammenstellte, fiel ihm ein rostbrauner Halm auf. Er pflückte ein Körnchen aus der Ähre und zerdrückte es mit den Fingernägeln. Es hatte im Innern einen schwarzen Punkt.

„Wird doch nit der Flugbrand da sein!“ murmelte er und ward nachdenklich. — Will denn alles zusammenkommen über das arme Sesam? Fremde Leut, fremde Lehr, fremder Brauch. Flugbrand auch noch?

Hadrian ſchien der ſtille Sommer bisher nicht gerade ſchlecht bekommen zu ſein. Nun aber machte ſich die Veränderung bemerkbar in erhöhter Weiſe. Er war oft ſehr aufgeregt, launiſch, dann wieder abgemattet und doch lauernd, abenteuerlich aufgelegt. Mit Sabin ſuchte er manchmal verfängliche Geſpräche anzuknüpfen, wobei Sabin rot, Hadrian aber ganz blaß ward. Vom Arbeiten keine Rede mehr. Sabin hatte Kummer, was denn das noch werden ſolle. Ein Mann in den vierziger Jahren, und in ſolchem Zuſtand!

Eines ſtillen Nachmittags ſchlich Hadrian neben den Büſchen des Rains hinab gegen den Lindwurmhof. Die Leute arbeiteten jetzt auf der Wieſe, nur das Liſele war nicht unter ihnen. Das mußte alſo im Hof ſein. Am Flachsfeld pflückte er eine verſpätete Blüte, dann zog er ſich gegen den Hof. Die Hündin wollte knurren, ſchwieg aber, als ſie die wohlbekannte Jägergeſtalt ſah. Unter der Tenne ſchlüpften und hüpften Kaninchen und beſchnupperten einander. Er bog um die Hausecke und ſah eine hochgeſchichtete Kornfuhr, auf der das barfüßige Liſele ſtand und mit einer langſtieligen Gabel Garben ſpießte und ſie zur Dachluke hineinwarf. Er grüßte ſie artig, ſie erſchrak und ward rot. — Rot werden, aha, das ſtimmt. Es ließ ſich wagen.

„Aber Mädel! Iſt es denn nicht ſchade um deine

Pfötchen, daß sie von den Halmen gestochen werden?"

„Das ist umgekehrt, Herr Hausler, ich steche die Halme!" entgegnete sie, spießte wieder eine Garbe und warf sie in die Dachluke.

Hadrian stieg auf eine Radspeiche des Karrens, um ihr die Flachsblüte hinanzureichen. „Als ich sie unterwegs sah, fiel mir eine ein, die so himmelblaue Augen hat —"

„Ja, schön Dank, wenn's mir vermeint ist."

Er dehnte seinen Hals zu ihr hinauf und flüsterte: „Darf ich dir ein bißchen helfen, Lisele? Ja? Aber ja — nicht wahr?"

Und in dem Augenblick, als er zu dem neuerdings erschrockenen Mädel hinanklettern wollte, sprang aus der Dachluke Sabin hervor und rief hell: „Nein, Herr Kompagnon! In Sesam wird nit dreispannig gefahren!" — —

In Hadrian Hauslers Tagebuch findet sich folgendes Blatt: „Mir scheint, es naht das Ende. Mit diesem Menschen ist es nun aus. Wie der Profos dem Arrestanten, so reicht er mir jetzt täglich mein Essen, kalt und wortlos. Nun bin ich ihm zu Verachtung. Und das zerschmettert mich. Ich habe ihn einmal lieb gehabt. Jetzt ist das auch weg. Nicht dreispannig gefahren in Sesam! Nicht so wie in der Fletz? — Wie der Profos dem Arrestanten — genau so. Also

endgültiger Bankrott der Firma Hausler. — Nun heißt es eine kluge Wahl treffen. Ich glaube, der Strick wäre das Empfehlenswerteste. Der wird am häufigsten beliebt. Aber — jeden Tag hält mich etwas anderes ab. Und aus diesem feigen Lumpenpack will er Übermenschen machen? Man sagt, mit der Entartung werden die Selbstmorde zunehmen. Ich fürchte das nicht. Aus dem heroischen Aufbäumen wird ein ängstliches Zappeln. Es bleibt kaum noch die Kraft, um zu jammern über die Schlechtigkeit, über das Weltelend, zu einem Druck am Zünglein reicht sie entschieden bald nicht mehr aus. Die feige Bestie der Zivilisation. Wenn man wenigstens den Mut hätte, ein gründlicher Bösewicht zu sein. Aber man bringt es bloß zum Spitzbuben — im besten Fall. Wie der Posos dem Arrestanten, so schiebt er mir die Nahrung hin. Hohe Zeit! Ich will gehen!"

Aber er ging nicht. Einsam, furchtsam strich er in der Gegend umher, halb im Jägergewand, halb im verschlissenen Salonanzug, Haar und Bart verwildert, die Gestalt bisweilen schwankend. So war er geworden, und die Leute wußten nicht, was sie sich denken sollten. —

An einem Herbſtabend ſaß auf dem Steinbühel der alte Lindwurm und eichtete ein Ochſenpaar, das tagsüber am Karren geweſen. Es war ſchon ſo dunkel, daß der Vollmond von den Rindern leichte Schattenbilder warf. Der alternde Bauer ſprach halblaut mit ſich ſelbſt und klagte ſich ſein Anliegen. Es geht halt abwärts. Das Geld für den verkauften Hochkaſer iſt geweſen wie ein Tropfen auf heißes Eiſen. Ziſch hat's gemacht, weiter nichts. Den Schimmel verkauft, die Uhrkette verkauft, ſogar am Hut den Gemsbart verkauft. Lauter kleinwinzige Tropfen — ziſch macht's, und nix iſt's. Er und die gute Mutter könnten nicht mehr anziehn. Die Dienſtboten thäten nicht gut, der Michel und das Liſele ſeien die beſten Arbeiter. Die Mutter thäte nur zu viel verkochen, fettes und reichliches Eſſen auf den Tiſch, das ſei immer ihr „Heil" geweſen. Fremde Leute bewirten, den Kleinhäuslern der Nachbarſchaft Brot, Mehl und Speck zutragen, das ſei immer ihr Fehler geweſen. Und den Hunden und Hühnern die reine Leutekoſt. Sie wäre halt ein ganzer Tiernarr. Die Viecher wären ihr lieber wie die Leut, ſage ſie und ſtreue ihnen alles für. Sie verthue viel. Aus lauter Gutherzigkeit. Früher habe es das auch getragen, aber jetzt ſei es kleber — kleber. Und wenn etwa auch noch der Flugbrand ſollte kommen übers Korn, nachher könnten ſie gleich gute Nacht ſagen und

ihre Bündeln packen. Etliche Nachbarn thäten klagen, daß sie sich nicht mehr satt essen könnten. Diese Klage habe er nicht. Er sei oft schon satt, bevor er zu Tisch gehe, vor Sorgen. Was einem die Studenten für Kummer machen mögen, das könne man nicht glauben. Das viele Geld, was in die Stadt geschickt und getragen worden sei! Und der eine sitze jetzt da und habe kein Verdienst. Damals, wie der Michel ausgesprungen sei von der Studie, habe er gerade geglaubt, er müsse alles zerreißen vor Zorn. Jetzt? Wie stünde es mit dem Lindwurmhof, wenn der Michel nicht zurückgekommen wär! —

Die Ochsen grasten mit ihren großen Schnauzen nahe um ihn herum, und er hörte, wie sie mit den Zähnen das Gras abrissen. Es that ihm wohl, daß sie so traulich waren, ihn deuchte fast, als hätten sie Teilnahme mit seiner Bedrängnis. „Wird eh so sein wie die Mutter sagt. Die Viecher besser wie die Leut." Nun wollte er seinen Ochsen auch etwas Erfreuliches sagen. Vom Toni etwas, dem Mediziner. Freilich habe der das meiste Geld gekostet, das ärztliche Studium sei das Allerlängste. Aber nun gehe es ihm schon gut, und er werde bald zu einem Erwerb kommen. „Und wenn's auch nur ein Bader wird, so hat er's besser, als so ein Weltweiser, der mit seiner Weisheit hausieren geht und dem keiner eine abkauft. Gescheitheit kauft keiner. Gesund ist nit jeder, aber

geſcheit iſt jeder, wenigſtens glaubt er's. Ich hab's auch einmal geglaubt von mir ſelber. Dazumal, wie der alte Zimmermann, der Chriſtian, geſagt hat: Lindwurm, gieb ſie nit in die Stadt, deine Buben, gieb ſie nit fort, du kriegſt ſie nimmer zurück, futſch ſind ſie. Nichts frißt die Stadt lieber als Bauern! — Aber natürlich, ich in meiner Hoffart: ſtudieren, nur ſtudieren laſſen die Buben! So geht's halt, wenn man zu weit oben hinaus will. — „Seid ihr ſchon bald ſatt?" fragte er die Rinder. „Nachher gehn wir heim, daß auch ich zu meinem Kraut komm!"

Bevor er ſich noch erhob von ſeinem Steinbühel, fiel ihm eine Geſtalt auf, die den Fußſteig langſam herankam, immer näher und näher. Ein Mann war's, der einen Rucksack trug und in der Hand am Henkel ein Holzkofferchen. Als er ganz nahe war, blieb er vor dem Lindwurm ſtehn und rief aus: „Wie? Was? Iſt das nicht das Vaterl? — Iſt es das? Dann grüß Gott! Ich bin's."

Der Bauer ſtand ſchwerfällig auf. „Wenn dieſe Stimme richtig iſt?" Unſicher, zagend ſagte er es.

„Ja, Vater, ſie iſt richtig. Der Toni muß doch einmal nachſchauen gehen, wie es euch geht, miteinand. Gut, natürlich!"

„Gut ſagſt," entgegnete der Lindwurm, „nun, wenn du's eh weißt —"

Der Ankömmling legte seinen Arm um den mageren Mann: „Also, da wären wir ja wieder beisammen! — Oho! Mir scheint — mir scheint, das rundliche Bäuchlein ist weg. Darf euch nicht leid sein darum. Wenig Fett, feste Muskeln — das sind die gesündesten Leute. Und das Mutterl? Na, die wird hupfen. Und denkt euch, jetzt kann ich eine Weile bei euch bleiben, jetzt soll's gemütlich werden auf dem alten Lindwurmhof."

Der alte Bauer fand anfangs kaum die Sprache. „Ist brav, ist brav, Anton," sagte er dann hastig, erregt, wie es sonst nicht seine Art war. „Doktor muß man jetzt schon sagen. Bist du zu Fuß her? Doch gefahren? Schön Wetter haben wir jetzt, gelt?" Sie gingen, die Ochsen vor sich herleitend, dem Hof zu. „Zu Fuß bist?"

„Freilich, zu Fuß. Dafür bringe ich auch einen musterhaft ausgewachsenen Appetit mit. Ja, man könnte ihn ohne Großsprecherei geradezu Hunger nennen. Aber gewiß, Vaterl! Und wohnen werde ich wieder auf dem Hochkaser."

„Der ist ja verkauft. Hab ich dir das denn nicht geschrieben?"

Der Ankömmling blieb wie festgewurzelt stehn und sagte: „Ich bin starr! Ihr werdet doch den Hochkaser nicht verkauft haben! Ja, Leute, seid ihr denn von Sinnen!"

„'s wohnt auch dein Bruder jetzt bei uns im Hof."

„Der Michel, dieser Hallodri."

„Der Berthold."

„Wie? Der Berthold ist da? Der Berthold ist bei euch, dieser hochgelahrte Brahmane? Ja, um des Himmels willen, was treibt denn der in Sesam?"

„Er hat noch keine Stelle."

„Der hat noch keine Stelle?! Na hört einmal, dann ist er selbst schuld. Dann ist's die Größe seiner Weisheit, die in keinem Lehrsaal Platz findet. Ich habe mir's übrigens gedacht."

„Weil nur du aus dem Wasser bist, Anton — —" sagte der Bauer, gleichsam tastend, unsicher den Fuß voransetzend, ob der Boden wohl fest sei.

„Aus dem Wasser — so weit ja," meinte Doktor Anton, „aber noch nicht ganz im Trocknen. Die Sache ist nämlich so: die erstbeste Futterkrippe will man nicht annehmen. Unter Dreitausend — das ist aber schon die schandbarste Tiefe — kann in unserer Zeit kein Mensch vegetieren, geschweige existieren. Übrigens ist es immerhin gut, sich noch ein wenig weiterbilden zu können, in der Stille, versteht ihr. In der Klinik merkt der junge Arzt erst, was noch fehlt. Das will ich nun nachholen."

Da sagte der Bauer geradehin: „Also zu deutsch, mein lieber Toni, du hast auch noch keine Stelle.

Du haſt ſechs Jahr Univerſität ſtudiert und kannſt noch nix."

„Aber Vaterl, was ſoll ich darauf nur ſagen? Man kann ſich doch nicht ſelbſt loben. Große Männer ſind immer beſcheiden. — Jetzt aber paßt einmal auf, wie Mutſchgerl ſpringen wird!"

So hatte Doktor Anton ſich mit gutem Humor eingehakt. Während der Lindwurm im Hof die Ochſen verſorgte, fiel der Heimkehrende der Mutter um den Hals und erhob ein ſolches Freudengeſchrei, daß die Hühner auf der Stange aus ihrem Schlaf ſchreckten und zu gackern begannen.

„Hau, die Biberln!" rief er luſtig. „Mir ſcheint, die haben ſchon Angſt vor dem Gebackenwerden. Ja, meine lieben Hühner, da kann ich euch nicht helfen. Wenn der Herr Doktor heimkommt, da heißt's Aufwartung machen in der Schüſſel!"

Die kleine Schweſter packte er an den Armen: „Aber Liſele? Willſt du denn immer noch nicht in die Höhe? Und es warten ſchon die Männer auf dich. Soll ich dir einen verſchreiben?"

„Aus der Apotheke vielleicht? Dank ſchön."

Dem Michel, der vom Holzſchneiden kam und ſich mit dem Ärmling den Schweiß vom Geſicht wiſchte, rief er zu: „Aber Michel! So ſchwitzen! Haſt du dein Griechiſch und Latein denn immer noch nicht verſchwitzt?"

Den Doktor Berthold, der läſſig am Thürpfoſten lehnte, begrüßte er als den achten Weltweiſen.

Der Philoſoph reinigte mit dem Sacktuch ſeine Augengläſer und gab mit klaſſiſcher Ruhe der Meinung Ausdruck, daß Seſam nun bald ſeine Univerſität haben würde, zwei Fakultäten wären auf dem Lindwurmhof ſchon beiſammen.

Der Mediziner hatte unterſchiedliche Dinge mitgebracht in Rucksack und Kofferchen, die er an der Tiſchbank ablegte. Er war in einer Art Touriſtenanzug, hatte blondes, kurzgeſchnittenes Haar und ein rundes, wohlgerötetes Geſicht, dem weder Stadtluft noch Bücherſtaub viel hatte anhaben können. Seine frohe Stimme erſcholl durchs ganze Haus. Die Mutter machte auch ein lächelndes Geſicht, ſpäter aber ſtand ſie mit ihrem Mann im dunklen Vorgelaß und ſagte leiſe: „Aber du mein Gott und Herr, jetzt iſt d e r auch da!“

„Er hat noch keinen Futtertrog gefunden,“ ſagte der Lindwurm.

„Jetzt, was fangen wir an? Zwei geſunde Mägen mehr, die machen ſchon was aus. Von Herzen gern, daß ich alle daheim hab. Nichts lieber, als ihnen was geben, wenn man's nur hätt. Mein Gott, mit den Kindern iſt wohl ein blutiges Kreuz!“

„Daß neuzeit alles in die Stadt thät laufen,

heißt's," sagte der Alte mit bitterer Ironie. „Ich sind das nit. Mich deucht, die Stadtleut laufen aufs Land. Wenn s' Hunger haben."

„Aber gelt, Vater, vorhalten thust es ihnen nit, gelt? 's ist ihnen eh selber nit gut, und dem Toni sieht man's an, wie er sich mit dem Lustigthun selber trösten will. Es wird doch wohl eine Veränderung nehmen. Was der Herrgott schickt, muß man halt tragen."

Während die Alten im Vorgelaß bekümmert waren, schmorte am Herdfeuer schon der Eierkuchen in Schmalz.

„Und schlafen müßt ihr halt beisammen in der Dachkammer oben."

„In der Dachkammer? Aber Mutterl, wir sind ja keine deutschen Dichter."

Wenn diese Bemerkung im Lindwurmhof auch nicht allgemein verstanden wurde, so erlitt des Mediziners Heiterkeit doch keine Einbuße. Doktor Berthold jedoch war durchaus nicht erbaut darüber, mit dem „Jodoform-Rüppel" in einem Bett schlafen zu müssen, zumal er sich in diesem Fall nicht als der absolut Stärkere wußte. Und um den Ereignissen vorzugreifen — der Mediziner hat den Philosophen nicht schlecht an die Wand gedrückt.

Denn die beiden fanden sich nun auf dem Heimatshaus einander im Weg, und gerade im Bett

empfand jeder das feindliche Lager. Der Philoſoph ſtemmte ſtets Arme und Beine an die Wand, um den Eindringling mit dem Rücken über die Kante hinauszudrängen. Der Mediziner jedoch umarmte feſt ſeinen Leib und ſagte: „Bitte, nach Ihnen, mein Herr!“

Berthold rächte ſich durch Ausſprüche. „Um zur menſchenwürdigen Kultur zu gelangen,“ ſagte er einmal, „müßte man euch Giftmiſcher überhaupt töten. Was wollt ihr denn? Das Leben vergiftet ihr, anſtatt es zu ſtärken. Wer nicht geſund iſt, verdient überhaupt nicht zu leben.“

„Freund,“ antwortete der Mediziner, „du bekommſt drei Gramm Rhabarber und einen kalten Umſchlag auf der Stirn.“

Eines Morgens fand die Lindwurmmutter das Bett in Trümmern. Sie forſchte nicht weiter nach der Urſache, ſeufzte nur: „'s iſt halt ein Kreuz mit den Kindern!“ Sie behauptete immer, all ihre Kinder gleich liebzuhaben. Sie fürchtete ſich zu verſündigen durch das Zugeſtändnis, daß der Toni ihrem Herzen am nächſten ſtand. Der war als Kind viel krank geweſen, hatte ihr den meiſten Kummer gemacht. Jetzt war er Doktor, und ſie ertappte ſich bei dem frevleriſchen Wunſch, einmal ein bißchen krank zu ſein, um ſich vom Toni heilen zu laſſen. Sie redete gern über körperliche Leiden zu ihm, und was es denn ſei, daß

der Menſch ſo auf einmal Seitenſtechen haben könne? Und was die Urſache ſei, daß man huſten müſſe und ob es wahr ſei, daß man ſich keinen Schnupfen vertreiben ſoll? Aber es kam nichts Rechtes heraus. Der Doktor ſagte lateiniſche Namen und erklärte die alten Hausmittel lachend für Unſinn. Das Schlimmſte entſtand, wenn die Mutter vom Bader in Oberbuſch ſprach. Da verlor unſer Toni ſeinen Humor. Die Bader ſeien alle Quackſalber, man müſſe ſie hängen, ſie ſeien geradezu gemeinſchädlich — wenigſtens für junge Doktoren.

Gemeinſam mit ſeiner Mutter hatte der Mediziner die Tierfreundlichkeit. Wenn ſie davon ſprach, daß der Menſch Wachſamkeit vom Hund, Reinlichkeit von der Katze lernen ſolle, oder von der Dankbarkeit der Hühner, die nach jedem Biſſen, den ſie ſchlucken, den Kopf gegen den Himmel erheben, wenn ſie in allen Tieren die gute Seele ſah, die ſie ſelbſt war, da legte ihr Doktor Anton zärtlich den Arm um den Hals: „Mutterl, du haſt ganz recht, Menſch und Vieh — es kommt aufs gleiche hinaus. Nur daß der Menſch immer einmal ein klein biſſel niederträchtiger iſt.“

Auch der Medizindoktor hatte die Tiere lieb, ſpielte manchmal mit den Hündchen und Kaninchen und trieb mit ihnen allerlei Abrichtungsverſuche. Nur die Katzen wußten ſeine wohlwollenden Annäherungen

nicht zu würdigen, sie flohen vor ihm über den Dachfirst hin, von gesicherter Stelle schnurrten sie über ihn herab und machten grünglühende Augen.

Mit dem Lisele standen die Doktoren gut. Anton neckte sie gern mit dem Heiraten, während Berthold sagte: „Schwester, nur das nicht. Die Gattung ist zu degeneriert, um eines Weiterbestandes wert zu sein, verstehst du?"

„Das ist mir zu gescheit," antwortete sie.

Den aus der Studie gesprungenen Michel behandelten die beiden Brüder von oben herab. Der Philosoph herrisch, der Mediziner heiter frotzelnd. Wenn der Michel auf dem Feld den zähen Rasen umgrub, lag der Toni manchmal am Rain und schaute ihm behaglich zu. „Das muß eine Vieharbeit sein," sagte er dann. Der Michel überhörte es, grub und grub.

Ein gutes Zusammensehen hatte der Mediziner mit dem jungen Hochkaserer. Sabins stillbehagliche Heiterkeit, die wohl manchmal in Übermut aufging, gefiel ihm. Wenn Sabin an Sonntagen nachmittags sich mit andern Burschen zusammenthat, mit ihnen sang und jauchzte, zu allerlei Schabernack aufgelegt war und jedes Äderchen an ihm zuckte vor Lebenslust, da gesellte sich auch der Doktor gern bei, und sie unterschieden sich nicht von andern Bauernjodeln. Sabin war ganz Bauer geworden, als wäre er aus Sesamlehm gekrochen — ein jung frischer Adam. Zu-

wider war ihm der alles bekrittelnde Philoſoph. Beſonders das, daß andere arbeiten mußten, damit der des Lebens froh ſein konnte. Der ſelbſt ſo unermüdlich arbeitende Sabin vermochte ſich einen Nichtsthuer kaum vorzuſtellen. In dieſem Punkt verließ ihn der Humor.

Darum klagte er eines Tags dem Mediziner ſeine Not mit dem Bruder Hadrian. Sein Kamerad auf dem Hochkaſer ſei trotz allerlei Verſuche und Anläufe nicht zu einem regelmäßigen Arbeiten zu bringen. Aus Unthätigkeit, Langweile und den ſich daraus ergebenden Dingen ſei es mit ihm weit gekommen. Körperlich und geiſtig. Es ſei ſchwer, alles zu ſagen. Allmählich fand ſich der Mediziner aber doch eingeweiht in die Verhältniſſe der „Brüder Hausler" und in den Zuſtand des haltloſen Schwächlings. Der Fall war ihm intereſſant und war gleich ein willkommenes Objekt, beſonders um pathologiſche Studien zu machen.

„Nit zu reden davon, daß er mir ganz krank wird," ſagte Sabin. „Aber ſo gar nix thun, ſo gar nix — das iſt nit mitanzuſehn. Wo auf Hochkaſer in allen Winkeln und auf jedem Fleck die Arbeit liegt, und eine, die ſich auszahlt. Da hab ich im Berggraben oben einen Acker, das heißt, es iſt noch keiner, kann aber einer werden und wird einer werden, bis die Steine weggekommen. Wenn jemand alle

Tag ein paar Stund thät Steine graben, in einem halben Jahr wär's gethan — das beste Kornfeld!"

„Wollen Sie von diesem Menschen verlangen, daß er Boden rodet?" fragte der Mediziner. „Glauben Sie, daß so etwas möglich wäre?"

„Ich glaub's nicht," sagte Sabin.

„Ich auch nicht," lachte der Doktor. „Doch, wissen Sie was, probieren wir's. Wenn wir ihn nur zu irgendeiner regelmäßigen körperlichen Thätigkeit bringen, so ist viel gewonnen. Aber Sie dürfen mir das Spiel nicht verderben."

Zur Zeit war es mit Hadrian wirklich so weit, daß er sich mit einem Arzt zu besprechen wünschte und zwar aus zwei Gründen. Erstens, um sich wieder einmal aussprechen zu können, denn Sabin war immer noch der wortkarge „Prosos", zweitens, um etwa durch kluge Aushorchungen darauf zu kommen, wie man schmerzlos ans Ziel gelangen könne.

Die Gelegenheit ergab sich an jenem Tag, als der Mediziner bei einem Waldgang Hadrian im feuchten Moos schlafend fand. Er rüttelte ihn auf: „Das geht nicht, Herr Hausler, das ist nicht gesund!"

Obschon Hadrian eigentlich nicht geschlafen hatte, that er doch, als ob er erwache, und war erstaunt, den jungen Doktor vor sich zu sehen. Sie kamen in ein Gespräch, und der Mediziner äußerte sein Be-

denken über Hadrians schlechtes Aussehen. Es war bald so weit, daß er ihm den Puls fühlen, ihn an der Brust beklopfen und sonstige Untersuchungen anstellen konnte. Dabei vermochte er seinen Schrecken nicht ganz zu verbergen.

„Das ist seltsam, seltsam!" sagte er endlich mit der ernstesten Miene. „Eine Konstitution, daß Sie damit Methusalem der Zweite werden könnten. Und doch dieses Übel, dieses abscheuliche Übel!"

„Welches Übel, Herr Doktor?"

„Herr Hausler," sagte der Mediziner. „Sie können sich jeden Tag versteigern lassen, für Kliniken. Ihr Eingeweide kommt in Spiritus für künftige Geschlechter. Der Fall ist zu selten. Sie haben den Herzschwamm."

„Den Herz—" Das Wort erstarb dem Kranken im Mund. Jetzt war ihm alles klar, sein ganzes Leben, sein ganzes Schicksal. Er hat den Herzschwamm.

„Da giebt es natürlich keine Hilfe?" fragte er lauernd.

Der Mediziner zuckte die Achseln. „Gewöhnlich keine," sagte er dann. „Das Leiden hat seine Wurzel fast immer schon in der Jugend. Im Lauf der Zeit, durch das unnatürliche Leben, das wir arme Kulturmenschen besonders in den Städten führen müssen, steigert es sich. Das Herz wird matt, wulstig, un-

empfindlich, blutleer und fett und mit der Zeit ſchwammig. Bis natürlich der Patient geiſtig und körperlich zu Grunde gehen muß."

„Gewöhnlich keine Hilfe, ſagten Sie, Herr Doktor. Alſo doch nicht ganz ausgeſchloſſen . . ."

„Faſt ſo viel, als ganz. Das heißt. Ein Mittel giebt es, und gerade für dieſe beſondere Erſcheinung ein faſt unfehlbares Mittel, aber leider — in unſern Apotheken fehlt es. Weil es ſich nämlich nicht aufbehalten läßt. Es muß von dem Leidenden friſch, wie es gefunden wird, angewendet werden. Es iſt die uralt bekannte Radix Mandragora, auch unter dem Namen Alraunwurzel bekannt."

„Alraun!" fiel Hadrian lebhaft drein, „ich hörte davon, das ſoll ein ſehr wunderbares Ding ſein. Mein Gott, und kommt es denn ſo ſelten vor?"

„Je nachdem," ſagte der Doktor. „Ich kann mich noch erinnern aus meiner Jugend, daß es hieß, da hinten oben im Berggraben wäre eine Stelle, wo Alraun wächſt. Richtig doch, meine Mutter muß in ihrem Kaſten noch ſo eine Alraunwurzel liegen haben, die einſt eine alte Magd im Berggraben, auf dem ſogenannten Brandanger ausgegraben hat. Dort wachſen ſie, davon ſpricht man allgemein in Seſam. Da wäre ja wohl gerade der Umſtand, daß Sie in dieſe Gegend verſchlagen wurden, ein wahrer Glücks-

fall. Wenn wir frischen Alraun finden, so sind Sie gerettet."

Mit steigender Begeisterung hatte Doktor Anton so gesprochen, und mit steigender Erregung hatte Hadrian ihm zugehört. Noch an demselben Tag kam Hausler in den Lindwurmhof, um die alte Alraunwurzel zu sehen. Der Mediziner hatte sie schon hergerichtet; ein verdorrtes, haariges Würzlein, das näher betrachtet aussah wie ein winziges bärtiges Waldmännlein. Sehr komisch. Sie mußten lachen, obschon sie das verdorrte Würzlein mit sichtlicher Ehrfurcht beguckten. Alle im ganzen Haus bestätigten, daß auf dem Brandanger Alraunwurzeln zu finden wären. Da meinte Hadrian, es würde am Ende doch nur Aberglaube sein.

Der Mediziner lachte lustig auf: „Aberglaube! Das mag ja sein. Was liegt denn daran — wenn's nur hilft!"

Schon am nächsten Tag konnte man sehen, wie Hausler in seiner Jägergewandung und mit dem Spaten auf der Achsel gegen den Berggraben hinaufging. Er schritt weit aus. Oben erreichte ihn Sabin, der nachgegangen war. Er führte ihn auf den Brandanger und wies ihm die Stellen, an denen etwas zu finden sein müsse. Hadrian solle nur alles locker graben und die Steine in die Schlucht hinabwerfen. Dann ging Sabin wieder davon, und jener begann zu graben nach der Alraunwurzel.

Doktor Anton war übrigens nicht geſonnen, ſeine mediziniſche Thätigkeit auf Wunderkuren zu beſchränken. Ein anderer Fall ſoll beweiſen, daß er auch die realiſtiſchen Studien nicht aus den Augen ließ.

Dem Liſele war ſchon einigemal aufgefallen, daß der Anton am Herdfeuer eine lange Stecknadel glühend machte. Da dachte ſie einmal, was denn das bedeute? Und als er mit der Nadel davoneilte, ſchlich ſie ihm nach, hinaus in die Tenne. Mit einem ſchrecklichen Bericht kam ſie in die Küche zurück zur Mutter. Auf dem Kornſchleuderſchragen ſei ein weißes Kaninchen feſtgenagelt — ausgeſtreckt und feſtgenagelt an den vier Beinen und an den Ohren!

„Biſt denn närriſch worden!“ ſchalt die Lindwurmmutter das Mädel und lief auf die Tenne. Das Thor war verriegelt. Sie rüttelte, da rief drinnen der Anton: „Jetzt kann ich niemand brauchen da, ich bin im Studieren und will ungeſtört ſein.“

„Was thuſt du drinnen?“ rief ſie und rüttelte mit aller Kraft, bis das Thor aufſprang.

„Ach, Mutterl, das iſt nichts für euch. Geht nur wieder kochen,“ ſagte der Mediziner lachend und wollte ſie zum Thor hinausſchieben. Sie ſprang hin zum Schragen und ſah es. Mit beiden Händen fuhr ſie ſich über die Augen, ob ſie recht ſehe. Das feſt-

genagelte Tier zuckte und zitterte krampfhaft, es lebte! Und unter dem Ohr, tief im Fleisch stak jene Nadel, die er vorher glühend gemacht hatte. Die Bäuerin taumelte, sie wollte sprechen und konnte nicht. „Ein Messer, ein Messer!“ Diese Worte stieß sie stöhnend hervor, und als das Lisele ein Küchenmesser brachte — der Doktor glaubte einen Augenblick, die Mutter sei rasend geworden — durchschnitt sie mit zwei heftigen Schnitten die Gurgel des Tiers. Während das Blut sachte vom Schragen niedertroff, standen sie sich gegenüber — schweigend. Er war ein wenig blaß geworden. Sie sprach endlich seinen Namen aus, aber in einem Ton grenzenloser Bestürzung. Er wollte den Mund öffnen, um sich zu verteidigen, da unterbrach sie ihn gewaltig: „Ja, Mensch! Hat dich der Herrgott verlassen?! — Nein, nein, mir steht der Verstand still. Das ist doch mein Kind nit! Das ist doch mein Toni nit!“ Und noch wütender fuhr sie ihn an: „Wo hast du dieses Tierpeinigen her? Anton! Wo hast du dieses Tierpeinigen her? Das hast du nit daheim gelernt. Unter schlechte Leut bist mir geraten! Was willst denn damit? Mein heiliger Jesus, Kind, so sag mir doch, was willst denn mit diesem Laster? Hab ich richtig meinen Verstand verloren, daß mir so was unterkommt? Es kann ja nit sein, daß ein Mensch das thut. Ein Wesen, das niemand was vermag, das sich voll Vertraun hingiebt.

Und so was thut ein Mensch, der selbst von Barmherzigkeit muß leben alle Tag, die Gott vom Himmel giebt! Und das ist mein Kind, meines! O himmlischer Vater, was hab ich dir denn gethan, daß ich so was muß erleben."

Auf dieses Geschrei waren die Leute zusammengekommen vom ganzen Hof. Der Lindwurmvater sprang ihr bei, sie sank erschöpft vor ihm zu Boden und stöhnte: „So krank bin ich worden . . ."

Sie wurde in das Haus gebracht. Der Mediziner begann sich zu rechtfertigen. Das sei doch keine absichtliche Tierquälerei, das sei eine Sache, die der Arzt für sein Studium unbedingt nötig habe. An den lebendigen Tieren müsse man den Menschen studieren, weil man den lebendigen Menschen nicht aufschneiden dürfe. Das bißchen Schmerz, das ein solches stumpflebiges Wesen etwa empfinde, komme dem Menschen zu gute. Die Fortschritte der Chirurgie, wem seien sie denn zu verdanken? Was er hier gethan, es sei gewissenhafte Arbeit, um die Leiden der Menschen zu lindern. In den chirurgischen Lehrsälen geschehe das an allen möglichen Tieren alle Tage.

Die Mägde wendeten sich mit Abscheu seithin, die Knechte brummten davon, daß man so einen doch selbst einmal über den Schragen spannen sollte, er müsse wohl auch stumpflebig sein. Von der Scheune herab schrie der Michel: „Sieben Fuhren Haferstroh

ſind nit ſo dumm und neun Sumpflacken nit ſo ſchlecht, wie ſo ein Tierſchinder!" Alles ſtimmte bei, nur Doktor Berthold, der Philoſoph, machte ein ärgerliches Geſicht über das „ſentimentale Geraunze eines elenden Haſen wegen. Iſt das Tier über, ſo bringt es eben Menſchen um. Und als ob es nicht Leutſchinder gebe, die es weit ſchlimmer treiben! Und der weichherzige Michel, peitſcht er nicht ſelbſt die Ochſen beim Pflug? Mit welchem Recht denn? Sind's nicht auch Geſchöpfe Gottes?"

Jetzt wollte der Michel was ſagen. Schon lange drückte ihn etwas, aber noch einmal dämpfte er es nieder, denn der Vater trat vor.

„Es iſt gerade ein Geſchrei, als ob ein Verbrechen begangen worden wäre," ſprach der Lindwurm. „Wo er doch ſelbſt ſagt, daß es halt juſt einmal notwendig iſt und daß es allenthalben geſchieht. 's wird doch etwan beſſer ſein, ein Vieh geht zu Grund, als ein Menſch — nit? Wird's doch ſogar vom Menſchen alleweil verlangt, daß er ſich ſollt aufopfern für andere. Und ſo ein Tier, das gar keine Seel hat, ſollt nit dürfen geopfert werden? Wer iſt denn mehr wert? Für was hat Gott die Tiere denn erſchaffen, als dem Menſchen zu nutz? Wenn wir das Tier ſchlachten und eſſen dürfen, warum nit auch das? Fürs größte Gut, für die Geſundheit. Hätt's ja auch können ſein laſſen, da bei

uns, angenehm ist's nit, für mich wär so was mein Letztes. Wird ihm wohl auch selbst kein Vergnügen gewesen sein. Aber wenn morgen von ihm verlangt wird, er soll helfen, so wird er's auch müssen gelernt haben. Jetzt geh, Toni, und putz auf der Tenne das Zeug weg."

„Ich will auch noch was sagen!" rief der Michel.

„Geh an deine Arbeit, Bub!" wies ihn der Lindwurm zurecht. „Die Rederei macht den Hasen nit mehr lebendig."

Da hat der Vater recht," murmelte spöttisch Doktor Berthold und drehte sich lässig um seinen Stiefelabsatz.

„Toni, du bist eine Bestie! Eine Bestie! Eine Bestie! Eine Bestie!" Dieser Ruf erscholl noch zur Thür herein. Dann wurde es still.

Bald darauf — an einem Sonntag war's — kam der junge Doktor auf dem Lindwurmhof zur ungeahnten Geltung. Der Gemeindeschneider hatte seit etlichen Wochen ein feines Mädel aus dem Riesleuthof. Dieses Kind aber wollte der Gemeindeschuster haben. Als nun das Liebespaar beim Staudenhansel war und zur Erhöhung der Herzenssüßigkeit gezuckerten Wein trank, kam der Schuster herbei, warf dem Schneider ein Scheit an den Kopf und nahm ihm das Mädel weg.

„Ein Holzschnitt zur Lehre vom Herrenmenschen und der natürlichen Zuchtwahl," dozierte der Philosoph. „Recht so!" Nun war aber der Mediziner niedrig denkend genug, dem Schneider das Blut zu stillen, die Wunde zu verbinden und der schwachen Kreatur wieder auf die Beine zu helfen. Das war der erste Patient in Sesam, und da er den ziemlich arg zugerichteten Schneider bald auf den Glanz herstellte, so kam nun die ärztliche Praxis. Um Mitternacht wurde er aus dem Schlaf geweckt: „Geschwind aufstehen, Herr Doktor! Zum Zimmermeister Christian!" Fast mit allen Vieren vor Freude sprang er aus dem Bett. „Sei gnädig, Toni, bleib da, schenk ihm's Leben!" rief der Philosoph dem Doktor nach. Der verstand jetzt keinen Spaß, und in unglaublich kurzer Zeit war er beim Kranken. Der lag in der dumpfen, stickigen Stube im Schüttelfrost und ächzte. Der Doktor riß das Fenster auf. Das Weib jammerte: „Mein Gott, wenn's nur nit schadet!"

Nachdem er den Kranken untersucht hatte, war sein Dafürhalten: „Ich glaube, es wird eine Lungenentzündung sein." Kaum gelang es ihm, seine Freude zu verbergen. Eine Medizin verordnete er nicht, nur kalte Umschläge, womöglich Eis. Das Weib war darüber völlig gebrochen. „Keine Medizin? Wie kann er denn da gesund werden ohne Medizin! Und kaltes Wasser? Eis? Das bringt ihn ja um!" Die Nach-

barschaft sagte dasselbe. Man müsse ihn nur kennen, den alten Christian, ein dürres, eingeschrumpftes Männlein, das schier kein Blut mehr in den Adern hat, immer fröstelt und sein Waschwasser jahraus jahrein in der Herdpfanne wärmt. „So ein Mensch jetzt kalte Umschläge? Diese jungen Ärzte sollte man wohl in Säcke stecken und in den Bach schmeißen."

Am fünften Tag starb der Zimmermeister. Beim Leichenzug führten die Leute während des lauten Gebets leise Gespräche.

„Hätt auch noch eine Weile leben können."

„Ja wohl. Das Alter war's bei dem noch nit."

„Wenn er richtig behandelt worden wär. Kalte Umschläge, bei einer Lungenentzündung — hast so was schon gehört? So viel versteht eine alte Kuh, daß das gefehlt ist!"

„Der Tod will halt seine Ursach haben."

„Daß er aber just im neugebackenen Lindwurmdoktor seine Ursach sucht."

„Uh mei, bei dem wird der Tod noch oft Ursach finden."

„Und dazu muß der Mensch vierzehn Jahre lang studieren und einen Bauernhof kosten. Ich thu das umsonst, Leut ausblasen, wenn's mir erlaubt ist."

„Sein Bruder sagt's ja. Die alten kranken Leut hätten nix mehr zu thun auf der Welt. Die werden

ſchon aufräumen, allzwei. Kann eine Freud haben, der Lindwurm, mit ſeinen Buben."

Die ſo redeten, wurden unterbrochen. Knapp hinter ihnen war der Michel gegangen. Der ſagte nun, ſie möchten dieſe Sachen doch ein anderes Mal beſprechen, wenn auch ſeine Brüder zuhören könnten! Darauf fragten jene, was ſie denn geſagt hätten? Sie hätten gar nichts geſagt, hätten nur gebetet.

Hernach bei dem Totenmahl gab's viel zu trinken. Die Witwe tröſtete ſich, ſo gut ſie konnte, und als wieder von den kalten Umſchlägen geſprochen wurde, ziſchelte ſie weinſelig einer Nachbarin zu: „Aber was glaubt's denn! Ich werd ihm kalte Umſchläge geben! Ich hab's ja gar nit gethan."

Der Michel war fleißig. Er hätte den Toni zwar manchmal am liebſten — er wußte nicht was. Aber ſeine Ehre muß man doch retten. Am nächſten Tag wußte es ganz Seſam, daß der Chriſtian geſtorben, weil ſein Weib die Anordnungen des Arztes nicht befolgt habe. Und nun konnte der Mediziner ſein Haupt leidlich hoch umhertragen und nebenbei den Rückſichtsvollen und Beſcheidenen ſpielen. Der Chriſtian hätte natürlich ſo wie ſo Nacht machen können — mit neunundſiebzig Jahren. Man müſſe nicht glauben, ein Arzt könne Wunder wirken. Wenn man ehrlich ſein wolle, ſo müſſe man geſtehen —. Er geſtand aber doch nicht. Er ſagte nur gern, der Arzt

ſei weniger dazu vorhanden, um geſund zu machen, als um geſund zu erhalten. Darum bekommen die chineſiſchen Ärzte für jeden geſunden Tag ihrer Herrſchaft fünf Dukaten und für jeden kranken fünf Prügel. — Doktor Anton ging bisweilen zu den Bauernhöfen umher und erteilte ihnen mancherlei Ratſchläge, wie ſie wohnen, eſſen und ſich kleiden ſollten, um geſund zu bleiben. Die wertvollſten Einnahmequellen für den Dorfarzt ſei die Stalljauche vor der Hausthür, der Dunghaufen über der Waſſerleitung, das ranzige Fett in dem Kübel und das ſchimmlige Stroh, auf dem die Leute ſchliefen. Er glaube aber, auf ſolche Einnahmequellen verzichten zu ſollen.

Der Herr Doktor iſt halt nobel! dachte der Michel bei ſich! Iſt leicht nobel ſein, ſo lange man von anderer Leute Arbeit lebt. Der alte Lindwurm gebärdete ſich nun aber doch ein wenig ſtolz auf den Sohn und ſeine kalten Umſchläge, die nicht befolgt worden waren.

Hadrian Hausler wollte verzagen. Es war der Spätherbst gekommen, es lag Reif auf dem Gras, der Rasen begann zu frieren, und er hatte noch immer die Alraunwurzel nicht. Jeden Tag war er — oft schon früh morgens — hinaufgegangen zum Brandanger. Wühlte die Erde auf, grub Steine heraus, riß allerlei schlechtes Gewurzel hervor, aber er fand nichts. Trotz der Maßregel Antons, nur immer hübsch ruhig und beharrlich zu graben, sich nicht zu übereilen und nicht fahrlässig zu werden, war er endlich in eine große Hast geraten. Schon einen breiten Fleck hatte er umgearbeitet, jede Scholle hatte er zerschlagen, ob nicht vielleicht in ihr die kostbare Wurzel verborgen sei. Jeden Knollen und jedes Bodengeflecht untersuchte er genau, aber es war nichts. Da das geheimnisvolle Mittel, an dem sein Leben hing, vor dem Schneefall noch aufgefunden werden mußte, so wollte er Mitarbeiter haben. Da half ihm manchmal Sabin, grub Steine aus, verbrannte Gestrüpp und freute sich heimlich, wie sein Brandanger sachte gerodet wurde.

Hadrian betrachtete manchmal seine Hand. Ein Jammer, wie sie schwielig und braun geworden war! Die schöne, schlanke Hand! Aber den Milchbrei kochte Sabin besser, als früher. Und wenn Hadrian nicht immer von der Alraunwurzel hätte träumen müssen, wäre auch der Schlaf leidlich gewesen.

Und eines Morgens war der weiße, wirbelnde Winter da. Um die blätterlose Esche, die vor dem Haus stand, tanzten die feinen Flocken, die Bäume am Rain steckten ihre Besen in den Nebel auf, und alles Weitere war verhüllt, versunken in unendliche, schneidende Nebel. Im Tagebuch heißt es so: „Es ist verspielt. Dem Tode geweiht. Bin ich noch jemand? Es scheint doch, daß ich bin, denn ich habe Angst. — Sabin, er spricht wieder, aber es ist nichts mehr. Ich glaube, dieser Mensch ist so geschmacklos, glücklich zu sein. Ein halbes Jahr habe ich nun mitgelogen in diesem Bergwinkel. Mitgelogen je nach Laune, die, las ich irgendwo, der Wille der Schwachen ist. Es ist alles so ekelhaft. Und schuld an allem Unglück ist der Alte. — Der reiche Hausler bei einem einfältigen Bauernburschen das Gnadenbrot genießen. Und sucht die Alraunwurzel. Das Leben ist schön — aber dumm. — Auweh, um den Jungen thut's mir wohl leid. Der, wenn er wollte! Das heißt, wenn mich überhaupt noch etwas retten könnte."

Da hob er einmal seinen Kopf. „Sabin, wie steht's mit uns Zweien? Wir kommen nicht mehr zusammen."

„Wir sind immer beisammen."

„Wir sagen uns nichts mehr."

„Weil wir nichts zu sagen haben."

„Bist du zufrieden?"

„Ich arbeite."

Da packte ihn plötzlich die Wut: „Sprich mir das Wort arbeiten nicht mehr aus. Es kratzt wie ein Reibeisen. Mich dünkt, du willst heiraten und ich bin dir im Weg, sprich's nur aus. Du fürchtest, daß ich dir das Lisele ableibe. Du hast die Alraunwurzel versteckt. Du hast sie ausgegraben und versteckt, gestehe es nur. Jetzt will ich aber erst recht leben. Justement!"

Sabin sagte kein Wort. Es graute ihm. Wenn's keine Beschäftigung gab, war es doch noch schlimmer mit diesem Menschen. Sabin wollte ihm eine alte Person zur Pflegerin halten. Dagegen lehnte Hadrian sich auf. Er lehnte sich auf, er hatte einen eigenen Willen. Sollte das nicht schon ein Erfolg der wochenlangen Arbeit auf dem Brandanger sein? üble Laune sei ein besseres Zeichen, als Stumpfheit, meinte Doktor Anton. So sagte Sabin einmal: „Bruder Hadri. Im nächsten Frühjahr mußt du zeitlich anfangen. Ich will dir helfen. Wir finden sie sicher."

„Was finden wir?" fragte er träge entgegen. „Mir ist's einerlei." Und verstumpfte wieder.

Eines Tags erschien der alte Lindwurm. Er müsse doch wieder einmal den Hochkaser anschaun. Sabin führte ihn überall herum, zeigte ihm die Vor-

ratskammer, die ſtattlich gefüllt war, die Kuh, die er längſt gekauft hatte und die reichlich Milch gab, das Maultier, das wohlgepflegt eine faſt glänzende Haut hatte und den Kopf ſo vornehm emporhielt, wie ein Pferd. „Bei gutem Wohlſein wird ſogar ein Halbeſel adelsſtolz," ſagte Sabin.

„Du mußt einen braven Stallknecht haben," lobte der Lindwurm.

„Ja, der Stallknecht bin ich."

„Und eine fleißige Kuhmagd."

„Die bin ich."

„Aber du biſt doch der Hausherr."

„Und auch ein biſſel die Hausfrau," ſagte Sabin, dieweilen er Anſtalt traf, den Bauer mit Brot und Apfelwein zu bewirten. Dann wollte der Lindwurm wiſſen, wo er den Apfelwein beziehe, wie er Fett, Salz und anderes einſchaffe, und ob er das ſchmackhafte Brot ſelbſt gebacken habe. Die Auskünfte befriedigten ihn. „Da muß man Achtung haben," ſagte er, „nur eins, wenn ich dableiben müßt, zu ſtill wär's mir bei euch."

„Gar laut iſt es nit," entgegnete Sabin.

„Weib und Kind gehören her!" rief der Lindwurm faſt feierlich aus. „Der Hochkaſer wachſt. Ich fürchte, Sabin, bald iſt auch mein alter Lindwurmhof wieder beim Hochkaſer. Leider ja, mein lieber Nach-

bar, ich werd verkaufen müſſen. Ich hab die Kuraſch verloren. Möglich, daß es mein Michel noch wagt. Thut halt gute Nachbarſchaft halten miteinand. Ja ſo, jetzt hätt ich bald vergeſſen. Am nächſten Erchtag haben wir Chriſttag. Da ſitzt man nit gern allein, der Menſch braucht eine Aufheiterung. Komm zu uns zum Eſſen. Nimm auch den Herrn mit."

„Sind euch die Leut bei Tiſch immer noch zu wenig?" fragte Sabin.

„Wo ihrer dreizehn ſitzen, haben auch vierzehn und fünfzehn Platz."

Als der Bauer davon war, erſchien an der halboffenen Thür Hadrian, der gehorcht hatte.

„Man darf gratulieren!" ſagte er heiſer lachend.

„Wieſo?"

„Er wirft dir das Mädel ja nachgerade an den Kopf."

„Davon hat er nichts geſagt."

„Nichts. Nun, wie du's nimmſt. Meinen Segen habt ihr. Und mich braucht ihr nicht. Stattlicher Knabe, zum Eſſen ſollſt du hinabkommen."

„Sie werden nit zu dreizehn ſitzen wollen," meinte der Burſche.

Am Chriſttag war großer Schneefall eingetreten. Hadrian ließ danken. Sabin brauchte, im tiefen Schnee watend, faſt eine Stunde bis zum Lindwurmhof hinab und kam doch noch zu früh. Das ganze Haus roch nach Krapfen und Braten. Die Lindwurmmutter war hochgemut und froh gerötet im Geſicht. Kochen, Braten und Röſten, einer Bäuerin höchſte Luſt. Nun war ſie fertig und ging von einem Fenſter zum andern, um zu ſehen, ob die Leute denn noch immer nicht von der Kirche kämen. Es ſchneite und ſchneite, und ſie kamen nicht. In der großen Stube am Tiſch waren die zwei Doktoren und ſpielten Karten. Der eine ſaß, der andere ſtand auf einem Fuß, mit dem zweiten kniete er auf der Bank.

Die Mutter kam, um den Tiſch zu decken, und ſagte zu den Söhnen: „An einem ſo heiligen Tag wär's wohl ſchöner, ihr thätet Pſalter beten, als wie Karten ſpielen.“

„Aber Mutterl,“ ſagte der Mediziner munter, „den Pſalter haben wir ja ſchon gebetet.“

„Wenn ihr gebetet habt, dann ſeid ihr brav,“ entgegnete ſie mit Beruhigung und ging in die Küche.

„Anton,“ ſprach mißmutig der Philoſoph, „haſt du nicht den Mut, die Wahrheit zu ſagen?“

„Warum haſt du ſie nicht geſagt?“

„Angelogen würde ich ſie nicht haben, wenn ſie mich gefragt hätte. — Schellzehner!“

„Das iſt ſehr tugendhaft von dir, mein weiſer Sokrates von Seſam. Aber wiſſe: angelogen habe auch ich ſie nicht. Den Pſalter haben wir ja doch ſchon gebetet. Sie hat ja nicht gefragt, wann. — Geſtochen mit Aß!“

„Jeſuit!“

„Weil ich's gern habe, mein Mutterl,“ ſagte Anton. „So will ich ſie nicht kränken. Ein Arzt muß wohlthun. Die Wahrheit thut ſelten wohl, und um ſie zu ſagen, ſind die Philoſophen da. — Eichel Siebner!“

„Gut, und die Wahrheit iſt, daß ihr ein Lumpengeſindel ſeid. — Trumpf!“

„Ihr? Wer ſind dieſe Ihr? Etwa die Ärzte? Mein Freund, an mich kannſt dich verknuſen nach Belieben, das iſt mir Wind. Aber meinen Beruf laß ungeſchoren — will ich ergebenſt gebeten haben!“

So knufelten ſie während des Kartenſpiels. Sabin ſaß daneben und ſuchte durch luſtige Bemerkungen das gereizte Geſpräch immer wieder ins ſpaßhafte zu leiten. Die Lindwurmmutter war ſchon ganz aufgeregt worden. — „Wenn die Leut nicht heimkommen, da verdirbt ja das Eſſen!“ — Es dunkelte der Abend, es ſchneite und ſchneite, und ſie kamen nicht.

Der Philoſoph zündete die Öllampe an, es war

noch eine mit Rüböl. Der Mediziner erheiterte ſich darüber, daß in dieſem Haus noch immer das Petroleum nicht eingeführt ſei. Petroleum, das fand der Philoſoph zu philiſterhaft.

„Die Herren von Dunſt ſind halt fürs Gas,“ ſagte der Mediziner.

„Und die Herren von Duſterer haben vom elektriſchen Licht noch nichts gehört,“ verſetzte Doktor Berthold. So ergingen ſie ſich nun über die verſchiedentlichen Licht- und Leuchtegattungen, und was die vollkommenſte Art ſei.

„Das iſt alles noch nix,“ redete Sabin drein. „Ich weiß ein Licht, das alle andern Arten übertrifft. Es ſtinkt nit, wie das Rüböl, rußt nit, wie das Petroleum, platzt nit, wie das Gas, verdirbt die Augen nit, wie das Elektriſche. Man kann's überall mitnehmen, ohne Umſtände jeden Augenblick in Betrieb ſetzen. Na, das Licht möchten Sie einmal ſehen? Gut, ſagte Sabin, in fünf Minuten bringe er die ganze Fabrik in vollſtem Gang zur Thür herein.“

„Aufgeſchnittenes giebt's!“ lachte der Mediziner. „Wir werden uns damit den Appetit verderben fürs Chriſtmahl.“

Sabin war hinausgegangen und kam in kurzer Zeit zurück mit dem Licht, das alle aufgezählten Vorzüge hatte. Es war — eine Talgkerze.

Dieſer kleine Aufſitzer brachte beide Brüder in Humor. Der Mediziner fand ihn ſogar ſinnig und treffend, der Philoſoph ſuchte aus der Lade eine alte Lichtſchere hervor. Und ſo rüſteten ſie den Tiſch aus, bis man vom Vorhaus her endlich das Abklopfen der Schuhe hörte und die Leute da waren. Vier Stunden hatten ſie gebraucht von Oberbuſch her, und Mühe koſtete es, aus allen Kleidern den Schnee zu ſtäuben. Die Männer traten mit weißen Hemdärmeln in die warmgeheizte Stube, die Weibsleute zogen trockene Joppen an, und nun ging es endlich zum Eſſen. Beim gemeinſam geſprochenen Tiſchgebet ſtellten ſich die Doktoren, als thäten ſie mit, markierten aber doch ſo, daß man merkte, für ſie ſei das lediglich Formel und nichts weiter. Den Michel wurmte das. Gerade dieſe Faulenzer hätten doppelt Urſache, demütig um Speiſe und Trank zu bitten. Der alte Lindwurm ſetzte ſich mit würdiger Miene in den Winkel unter die Heiligenbilder. Die Doktoren an je ein Fenſter. Sabin war neben dem Liſele zu ſitzen gekommen. Aber das Mädel hatte mit dem Bedienen zu thun und konnte nicht „drei Vaterunſerlang“ ruhig ſitzen und eſſen. Die Schüſſeln und Pfannen ſtellte ſie durchaus nicht gerade ſo auf den Tiſch, daß an Sabins Seite die ſchlechteſten Biſſen zu liegen kamen. Da gab es geſottenes Fleiſch, gebratenes Fleiſch, Klöße, Nudeln und Krapfen, Gurken, gekochtes Obſt und Obſt-

wein, der in gemeinſamem Krug um die Runde ging. über dem Tiſch an einer Schnur hing die Öllampe, an der Bilderleiſte ſtand im Blechleuchter das Talglicht.

Das Tiſchgeſpräch war anfangs einſilbig und ſchläfrig geweſen; der Feſtgottesdienſt in Oberbuſch, der große Schnee wurden mit halben Sätzen beſprochen.

„Zur Predigt biſt zu ſpät gekommen, Michel!“ ſagte der Lindwurm in ruhigem, aber doch verweiſendem Ton zum Burſchen. Dieſer entgegnete gereizt: „Ich weiß Leut, die gar nit in der Kirche geweſen ſind.“

Doktor Bertholds Augen blitzten den Bruder an: „Nur Kuraſch, Micherl! Nenne ſie nur, dieſe Leute, es geſchieht dir nichts.“

Der Michel nagte an einem Knochen des Schweinsbratens, ernſtlich bemüht, ſeinen Groll hinabzuwürgen.

„Nun, Brüderchen, warum redeſt du nicht?“

Dazu der Mediziner: „Er kennt halt den Brauch, daß Kinder bei Tiſch ſchweigen ſollen.“

Michels Stirnader ſchwoll an, ſeine Finger, mit denen er den Knochen an den Mund hielt, bebten, während des Nagens und Schlingens begann er zu ſprechen — ſtoßweiſe: „Was habt ihr denn alleweil mit mir, ihr zwei? So viel Kuraſch hab ich

ſchon noch! Kinder, die bei Tiſch ſchweigen ſollen. Aber Holzhacken im Wald, das müſſen dieſe Kinder, daß die Herren Doktoren nit erfrieren beim Ofen. Und Brocken herſchaffen, das dürfen ſie auch, dieſe Kinder, daß die fürnehmen Kavaliere was zu beißen haben."

„Genier dich nicht, Kleiner," reizte der Mediziner. „Sonſt verſchlägt's dir die Galle, und du biſt morgen gelb wie ein Chineſer."

Sabin ſprang für ſeinen Freund ein und gab zu bedenken, daß der Michel immer gereizt werde.

„Die Frotzlereien, ich hab mir ſie lang genug gefallen laſſen," ſagte der Michel und nagte, um zur Not die Aufregung zu verbergen, krampfhaft an ſeinem Knochen. „Schon ausgelacht haben mich die Leut, daß ich mir alles ſo thät gefallen laſſen von den Herrenbrüdern. Die alles Schlechte wiſſen und nix Gutes können. Der eine lehrt das Leutumbringen, der andere thut's. Und probieren thut er's bei den Haſen, Katzen und Hühnern. O ja! O ja!" fuhr der Burſche, zum Mediziner gewendet, grell und heftig fort. „Im Schachen drüben, weißt du! Der Henne lebendigerweiſe das Hirn herausgeſchnitten. Weil du ſelbſt keins haſt. Und wie du dem Ferkel den Hals haſt verſtopft mit dem Wollenknäuel, weißt du? Und ſolcher Leut wegen muß der Lindwurmhof zu Grunde gehen. Und ſitzen die Taugenixe da

wie zwei Pfründner, nur daß sie nit so schlechte Bissen kriegen! Dabei zerplatzt der eine alleweil vor Gift und Galle, und der andere ist der Hansnarr und macht den Leuten Späße vor, dieweil er sie um —"

„Still bist mir!" schrie der Vater.

„O ja! Werd gleich still sein, weil ich geh!" schreit der Michel in steigender Erregung. „Wenn sie nit gehn, so geh ich! Bei einer solchen Luderei bleib ich nit. Wenn ich die Herren füttern soll — mit meiner Arbeit. Ich thu's nit mehr, ich thu's nit, ich bleib nit. Ich — ich geh!"

Die letzten Worte in erstickten, gurgelnden Luftstößen. Der Bursche keucht, stöhnt, röchelt, fährt sich mit dem Finger in den Rachen.

„Jesus Maria!" schreien sie und springen empor. Mit flachen Händen, mit Fäusten auf seinen Rücken schlagen sie, dieweilen er mit den Armen krampfig umherfährt. Die Augen sind ihm hervorgequollen, dunkelrot angetrieben das Gesicht — das Gurgeln zuckt ab.

„Alle heiligen Nothelfer, bittet für uns, er erstickt!"

Der Mediziner schüttelt den Burschen mit aller Macht, knetet ihm die Gurgel, fährt ihm mit einem Löffelstiel in den Schlund. Vergeblich.

„Unser Michel — er geht," sagte einer der

Knechte leiſe — aber man hört es doch, und das verſtärkt den Jammer. Am ruhigſten iſt die Mutter. Sie benetzt des Sterbenden Antlitz ununterbrochen mit Waſſer und Eſſig. Der Vater will ihn auf den Kopf ſtellen. Da hat der Mediziner an der Wandleiſte die Lichtſchere erfaßt, daran das Gehäuſe losgeriſſen. Den Erſtickenden rücklings über den Tiſch. „Halt'ts mir ſeinen Mund auf!“ Die Lichtputze wie ein Zänglein handhabend, fährt er ihm in den Schlund — im nächſten Augenblick gurgelt, röchelt, faucht es wieder, und der Doktor hält an der Lichtſchere den hervorgeholten Knochen hoch vor aller Augen hin. Ein Freudenſchrei geht durch das Haus.

Als der Michel hernach auf der Bank lag, aus Mund und Naſe blutend, aber ruhig atmend — da verlangte er den Bruder Anton zu ſich. Er ſagte nichts, er hielt ihm nur die Hand entgegen.

„Kindskopf!“ ſagte der Doktor und ſchüttelte ſie derb.

Wehe dem, der den Poeten aufsitzt! Zurück zur Natur. Ländliches Leben. Glück der Einsamkeit — Wahnsinn! Seit die Welt irrt, hat sich kein Mensch so dumm verfahren, als ich auf meiner Flucht in die Idylle. Warum nicht lieber ins Kloster gegangen, oder Seiltänzer geworden? Ich wollte es ja. Oder als Matrose übers Meer. Die Stürme, ich dürste nach Stürmen. Fieberdurst. Ekel vor dem Trank und doch immer trinken müssen. Keine Rast auf dem Lager und doch nicht sich erheben können. Dieser Junge ist mir widerwärtig geworden und bin ihm ganz hingeworfen. Nein, ich kann keinen glücklichen Menschen sehn. Ich kann nichts, ich glaube nichts, ich liebe nichts, ich habe nichts. Und ich bin nichts. — Schuld an allem ist der Alte."

Solche Ergießungen wiederholen sich in Hadrian Hauslers Tagebuch immer wieder. Nach außen hin war er völlig schweigsam geworden, er brachte die meiste Zeit in seiner Stube zu und dämmerte dahin. Und beobachtete, wie sein eiskalter Blutstropfen schauerte und wie sein Herzschwamm anschwoll. Ein einziges Mal, an einem kalten, stürmischen Nachwintertag, war er fortgegangen gegen das Hochgebirge hinein — pfadlos, planlos. Nein, planlos nicht. Er wollte wandern bis zur Erschöpfung und im Schnee rasten. Ein solches Erfrieren, hatte er gehört, wäre

ein schmerzloser Tod. Aber nach einigen Stunden kam er wieder zurück auf den Hochkaser — verschmachtend, ohne essen, erschöpft, ohne schlafen zu können.

Sabin erleichterte eines Tags sein Herz vor Doktor Anton. Er sei ja selbst Ursache, daß Hadrian in diese Gegend gekommen. Er habe gedacht, den friedlosen, willensschwachen Mann in der herben Natur retten zu können. Aber anstatt Heil zu finden, habe der unselige Mensch Unheil verbreitet. In Finkenstein seien viele verdorben worden! Auch hier sei er wie Gift. Jener Jäger im Märchen, dessen Fußtapfen überall den Rasen versengt.

„Aber Sabin ist doch immun geblieben," sagte der Doktor.

„Sabin ist nicht immun geblieben," antwortete dieser und gestand ein, daß allmählich eine Verzagtheit und Bitterkeit komme, die ihm alles verleide. Und so besuchte Doktor Anton eines Tags Hadrian in seiner Stube.

„Es singen schon die Finken, Herr Hausler. Es wird bald wieder Zeit sein. Auf dem Brandanger geht der Schnee weg."

„Nie wieder!" rief Hadrian aus.

Aber, mein Gott, Sie werden doch nicht zu Grunde gehen wollen! In Ihrem Alter, wo das Leben erst Wert gewinnt."

„Es iſt Unſinn. Die ganze Alraungeſchichte iſt Unſinn!“

„Na dann — Sie wollen alſo nicht mehr graben auf dem Brandanger? Ich glaube, es hätte Ihnen gut bekommen, und Sie wären einem qualvollen Zuſtand entgangen. Einem ſehr qualvollen, lieber Herr! Wollen Sie denn nicht lieber geſund ſein und das Leben neuerdings beginnen in der ſchönen Welt?“

Hadrian weinte plötzlich laut auf: „Ja! Ja! Ja!“

„Nun alſo, dann verſuchen Sie's noch einmal.“

Zur Zeit vertraute der Lindwurmmichel dem Freund Sabin, daß er allmählich Reſpekt bekomme vor ſeinem Bruder Anton. Er wolle es ihm nur nicht ins Geſicht ſagen, damit ſein Kamm nicht noch höher wachſe. Aber das, wie er ihm den Knochen aus dem Schlund gezogen habe mit der Lichtſchere, ſei ein Stück geweſen! Und das, wie er jetzt den armen Herrn Hausler mit Wurzelgraben heilen wolle, ſei auch ein Stück. Ein feines! Einem Menſchen, der was verſtehe und leiſte, müſſe manches zu gute gehalten werden. Sicher ſei, daß man nicht jeden, der, ohne zu ackern, Eierkuchen ißt, für einen Taugenichts halten dürfe. So Michels Selbſtbekenntnis. Und Bruder Anton. Weil ſchon allenthalben auf Erden die kindiſche Wertſchätzung für Selbſtgeſchaffenes

herrscht, so hatte er seit jenem kritischen Christtagsmahl den Michel lieb, nicht mehr wie einen störrischen Bruder, vielmehr wie einen eigensinnigen Sohn.

Eines Tags war der Lindwurmmichel mit einem Ochsenpaar nach Gug hinausgefahren. Er führte Hafer zum Franzwirt. Auf dem Rückweg hatte er eine Frauenperson eingeholt, die ein blaues Bündel am Arm, laut jammernd mit ihren Sammetschuhen durch den Schnee wollte und nicht mehr weiter konnte. Einen weiten langen Mantel hatte sie an, aus grüner, verblaßter Seide, mit weißem Pelz gefüttert. Innerhalb das schwarze Kleid war so eng und schleppig, daß die Person nicht ordentlich ausschreiten konnte. Die Stoffe waren fein, aber stellenweise schäbig und ausgefranst. Auf dem Kopf war ein schwarzes Zylinderchen ins Haar genadelt, davon ging ein grüner Schleier über das Gesicht, aus dem ein paar Augen lugten, die so sanft waren, daß man — wie der Michel fand — der fremden Dame nichts versagen konnte. Sie trat, um den Schlitten vorfahren zu lassen, seitlinks, wobei sie in den tiefen Schnee fiel. Der Junge half ihr auf, fragte, wohin sie wolle, und lud sie dann, weil ihre Reise nach Sesam ging, auf den Schlitten. Der Michel dachte, das wäre was für seine Herren Brüder. Vielleicht hätte einer von ihnen das „Gspiel" in der Stadt vergessen, und jetzt liefe es

ihm nach. Oder was die Stadtherrſchaften jetzt doch alle ſuchen an dieſem „Seſam, öffne dich“?

Und war das auf dem Lindwurmhof kein ſchlechtes Geziſchel und Gewiſpel, als von den träg trottenden Ochſen geſchleift, der Michel angefahren kam mit ſeiner grünen Schönen. Die Meinungen waren geteilt. Eine Zigeunerin? Eine Kunſtreiterin oder ſonſtige Komödiantin oder — eine Hexe? Die Lindwurmmutter war der Anſicht: ſei die Fremde wer immer, jedenfalls werde ſie frieren und Hunger haben.

Als Hadrian Hausler hörte, im Lindwurmhof ſei ein abenteuerliches Frauenzimmer angekommen, wurde ihm ganz hundemäßig zu Mut. Und am nächſten Morgen, als er die Thür öffnete, ſtand ſie vor ihm.

„Will nicht fürchten, daß du erſchrickſt, Hadri!“ Sie hob ihre Hand, daß der weite Ärmel des grünen Mantels zurückfiel, und warf den Schleier ſeitlinks. Die Wangen nicht mehr ſo rundlich und roſig, unterhalb der Augen roſtbraune Schatten.

„Nein. Aber nein, aber nein,“ ſtotterte Hadrian.

„Freund, du wunderſt dich über mich. Was ſoll erſt ich über dich ſagen? Ja, um alles im Himmel und auf Erden, Hadſchi, wie dumm biſt denn du in dieſes Bärenland gekommen?“

Er machte eine ſtumme Gebärde — wehrlos, ratlos.

„Aber ich bleibe jetzt bei dir. Wir sind arm geworden und können einander nicht entraten. Mache nur keine Umstände. Das ist dein Salon, nicht wahr? Gemütlich.“ Sie warf Hut und Pelzmantel auf sein Bett. „So zünde doch in den Ofen und laß Frühstück kommen. Und falle mir doch endlich um den Hals!“

Jetzt faltete er vor ihr die Hände: „Helene! Ich bitte dich! Hier kann ich dich nicht brauchen. Ich bin sehr krank. Gehe doch zu deinem Alten.“

„Zu meinem Alten? Ach, der schießt Fasanen und erzieht junge Mädchen zur Sittsamkeit. Der hat nicht Zeit für liederliche Frauenzimmer. Auch Armenrat ist er geworden.“

„Dann soll er dir nur raten.“

„Sage mir, Hadrian, warum hast du nur auf Finkenstein deinen Verwalter fortgeschickt? Das war undankbar und unklug. Du könntest heute ein reicher Mann sein.“

„So,“ sagte Hadrian. Sonst sagte er nichts. Für eine Weibsperson war's auch genug. Und später: „Weißt du vielleicht, wo jener Verwalter sich jetzt befindet?“

„Natürlich weiß ich es. Wir schreiben uns ja. Er hat ein eigenes Gut. In Grübau an der Lehm.“

„Der Frang? Ein eigenes Gut?“

„Der Verwalter Krenn. Krenn heißt er.“

„Ach, was du schwätzest, das ist ein anderer.“

„Aber er ist bei dir Verwalter gewesen. Ich habe ihn ja gesehen, damals, auf Finkenstein. — Sei so gut, Bester, mir mein Zimmer anzuweisen.“

„Kind, ich habe keins. Nicht einmal diese Kammer ist mein. Das Haus gehört meinem Sohn.“

„Wie, du hast einen Sohn? Einen Sohn hast du?“ lachte sie auf. „Nein, wie komisch!“

„Oder Kompagnon, was geht's dich an.“

„Hadrian!“ hauchte sie mit gespielter Verblüffung auf. „Aber Hadrian! Das ist ja unartig.“

Es ist wahr, dachte er, ich muß feiner sein mit der Dame. Er interessierte sich nun für sie, denn sie schien etwas von dem durchgebrannten Verwalter zu wissen. Gekochte Milch und Weißbrot setzte er ihr vor. „Nicht wahr, Helene, du wirst mich nicht blamieren?“

„Wie sagst du?“

„Trinke deine Milch.“

Nun dehnte sich ihr schlanker Hals, in ihrem wildaufgekrausten Blondhaar schienen die Granen zu zucken, ihr Näschen bekam eine spitze Form, ihre glasigen Augensterne wurden ganz klein. „Was?“ sagte sie dann leise, gedehnt. „Was hast du gesagt?! Blamieren? Ich dich? Hadrian, soll ich dich erinnern?“

„Nur keine Scene, mein Kind.“

„Nein, die Männer sind doch grenzenlos schlecht," sagte sie staunend, um dann aber aufzubrausen: „Was könnte ich heute sein? Ein Weib, versorgt, geachtet, zufrieden wie tausend andere. Ihr habt mich zu Grunde gerichtet, ihr, die Hausler. Du hast mich, das unerfahrene Mädchen, an dich geködert. Hast mich zum Weib gemacht, und dein Vater aus dem Weib zur Dirne. Und dann weggeworfen, hingeworfen bis —"

„Bis auf den Friedelsteig?"

„Bis auf den Friedelsteig. Ganz recht. Und wenn dann die Bettlerin kommt, die verachtete — blamieren!"

Hadrian suchte sie zu beruhigen. Da kam Sabin herbei und erstaunte nicht wenig, jene Dame von damals auf Finkenstein hier zu sehen. Sie schlug die Augen auf zu dem frischen Burschen, die sanften, die traurigen Augen, als ob sie ihm klagen wollte, wie schlecht die Männer sind, und als ob sie ihn fragen wollte, ob auch er so schlecht sein könne. Sie schwiegen alle drei. Plötzlich raffte die Durassel Hut und Mantel zusammen und eilte zur Thür hinaus in den Schnee.

„Soll ich sie zurückrufen?" fragte Sabin.

„Was fällt dir ein!"

„Aber im Winter! Das Weibsbild!"

„Laßt mich zufrieden!"

Einen Tag später, und auch die Durassel saß fest

in Sesam. Bei der Witwe des Zimmermanns Christian hatte sie die Stube gemietet. Die Alte war stolz darauf, eine Frau im Haus zu haben, die einen „grünseidenen Pelz" besaß und so geheimnisvoll war. Der Märchen von verirrten Prinzessinnen erinnerte sie sich. Und während die Prinzessin in den Tag hineinschlief, nahm die Alte ihr heimlich die Kleider fort und zeigte sie den Weibern der Nachbarschaft, so die Seiden und Spitzen und Schleifen andachtsvoll betasteten, beguckten und berochen. Aber was dahinter war, sie kamen nicht darauf. Die Witwe erzählte, daß die Fremde ein Silberlöffelchen bei sich führe, mit dem sie den Kaffe und die weichen Eier esse. Auch eine Hexensalbe habe sie, mit der sie sich das Haar schmiere, und einen rosenroten „Stub", den sie auf die Wangen stäube. Es sei ganz aus der Weise mit dieser schönen Frau! —

Ihr Stübchen hatte sie wirklich nicht übel hergerichtet. Die Wände mit Tannengewinden geziert, bunte Papierblumen dabei, die sie selbst geschnitzelt hatte. Das Bild der heiligen Jungfrau in der Wandnische war mit Preiselbeerkraut bekränzt. Tischchen, Stuhllehnen und Bettkissen mit Handstickereien belegt. Aus der Holzbank hatte sie vermittelst der roten Bettdecke ein Kanapee gemacht. Ein langes, lichtes, leichtes Hauskleid und das goldige Kraushaar ließ ihr gar königlich!

Recht bald kam der alte weißköpfige Riesleuthofer mit dem langen Stab und erkundigte sich als Gemeindevorsteher nach ihren Ausweisen. Sie antwortete artig, er möge nur den Herrn Hausler fragen, der wisse alles. Sie sei Nähterin und wolle in Sesam eine kleine Nähschule errichten. „Na, das wäre schon recht," meinte der Vorsteher und ging würdevoll seines Wegs. Nicht lange, und es erschienen zwei Burschen, um bei der neuen Nähterin Hemden zu bestellen. Nun gestand sie, grobe Leinwandarbeit nicht gewohnt zu sein.

Da sei ja ein feinerer Stoff, sagte einer und zeigte auf die Spinnengewebe im Stubenwinkel, aus diesem Gewebe wünsche er Nachthemden.

Die beiden Schelme waren Sabin und sein Freund Michel. Und die anderen, die beiden Doktoren fanden, daß endlich einmal ein Menschenherz nach Sesam gekommen sei. Besonders der Philosoph saß gern im Stübchen, um mit ihr von herrschender Kraft und dienender Liebe zu plaudern, bis es sich manchmal beinah herausstellen wollte, daß es auch eine herrschende Liebe und eine dienende Kraft giebt. Fast that es dem Doktor der Philosophie leid, daß er gerade jetzt fort sollte von Sesam. In der Handelsschule einer Provinzstadt hatte sich nämlich eine Lehrstelle für deutsche Sprache und Litteratur ergeben. Dort sollte der Übermensch von nun an für junge Tüten-

dreher Wörter deklinieren und Verszeilen der alten Schmöker an den Fingern skandieren.

Die Nachbarinnen brachten der neuen Nähterin kleine Nahrungsmittel, die sie mit Gier, aber ohne weiter zu danken, hinnahm, und fragten an, ob sie ihre Töchter in die Nähschule schicken dürften. Und so hatte sie bald einen Kranz junger Mädchen um sich. Sie wußte nett zu plaudern. Kleine Geschichten, schelmische Sprüchlein und Vierzeiler wußte sie und erklärte den tieferen Sinn solcher Liedchen, die in Sesam bisher ohne viel Nachdenken gesungen worden waren. Aber sie belehrte auch und warnte die Dirnlein vor den anklettigen und herlebigen Buben, denen nie zu trauen sei. Anfangs hätten sie gutmütige Ansprache, harmlos scheinende Scherze und Geschenke, meinen hingegen, thäten sie ganz was anderes. Eine vom Stengel gebrochene Rose, ein Lebkuchenherz sei ja immerhin etwas sehr Süßes, aber Gefährlicheres und Süßeres als den weichen Schnurrbart an der Männerlippe gebe es nimmermehr. — So warnte sie die lauschenden Hühnchen vor den Geiern, dieweilen mancherlei Handarbeiten gethan wurden, als Sticken und Stricken, Häckeln und Nähen. Und manches Mägdlein stickte während obiger Warnungen süße Namensbuchstaben in einen kamelhaarenen Hosenhalter.

Als am Brandanger die Primeln blühten, war Hadrian Hauser schon da und grub. Er hatte die Durassel ja fortgeschickt, aber da sie in Sesam geblieben, so mußte er doch manchmal an sie denken, ja eigentlich recht oft. Er wurde unruhig, und seitdem sie wieder so in seiner Nähe war, wollte er durchaus gesund werden. Er rodete das Gestrüpp, er stach den zähen Rasen um, er grub Steine aus, um das Alräunchen zu suchen. Manchmal, wenn ihn so ein drolliges Wurzelknötchen angrinste, schien ihm schon, er habe es. War aber doch noch nicht das richtige. Bei Doktor Anton hatte er sich natürlich längst erkundigt, wie es nachher angewendet werden müsse. Das war einfach, er brauche es nur in der Westentasche mit sich zu tragen und immer das Sprüchlein zu sagen: „Alräunl, ich grüß dich, bin frisch und gesund und freu mich des Lebens alle Tag und Stund." — Man kann's ja thun, dachte sich Hadrian, bin nicht so dumm, dran zu glauben. Nützt's nichts, so schadet's nichts. Wenn man's nur erst hätte!

Und jählings hatte er es. Wenigstens sah es dem, das die Lindwurmmutter in ihrem Kasten aufbewahrte, dem verdorrten Würzchen, ähnlich. Es hatte Haar und Bart, und das Knöllchen bildete bei genauer Betrachtung ein menschliches Gesicht. Ein ganz verschmitztes Gesicht. Er reinigte es von Erde,

ſteckte es in die Weſtentaſche, murmelte: „Alräunl, ich grüß dich, bin friſch und geſund —“ und ging hinab ins Thal zum Haus des Zimmermanns Chriſtian, wo ſie wohnte. — Wenn ſchon der Sabin kein liebes Wort hat für mich, keines und keines! Es iſt ja zum Krepieren! —

„Erlaubt einzutreten?“

„Ich kenne den Herrn nicht,“ war ihre Antwort.

„Um ſo zweckmäßiger, mein Fräulein.“

Sie fächelte mit dem Sacktüchlein, als wäre ein übler Geruch fortzufächeln.

„Heimlich haſt du's hier. Wollen wir nicht plaudern?“

„Geben Sie ſich keine Mühe, Herr Hausler, ich habe Sie nicht im mindeſten lieb. Weder Vergnügen noch Verſorgung iſt bei Ihnen zu holen. Aber tröſten Sie ſich, mein zärtlicher Herr, Sie haben Ihr Teil längſt ab und kamen noch billig davon. Sie exiſtieren nicht.“ Den grünen Pelzmantel warf ſie um ſich.

„Grauſam, Helene.“

„Aber nicht feige. Haben Sie auch nur einen Finger gerührt, als mich der Alte liebte? Beſchimpfungen waren Ihnen geläufig, im übrigen war's Ihnen wohl recht angenehm, Ihre Schuld auf Papa überwälzt zu ſehen. So ſteht unſer Konto, mein Herr Hausler. Und ſpäter — wie ich mich Ihnen hinwarf

— die einzige Thorheit, die ich mir nie verzeihe. Aber die Gelegenheit wahrzunehmen, das verſtehen Sie wie ein Gauner. Nein, mein lieber Hadri-Hadri — Sie können mir leid thun."

Das wirbelte ihm nun im Kopf. Das war etwas Neues. Wohl ſtets nur an ihm wäre es, abzuweiſen oder gnädig zu ſein, hatte er gemeint. Er war wütend.

„Du grüne Sezeſſionsdame!" Dieſes Wort warf er ihr hin und verließ ſchlotternd vor Erregung das Haus.

„Empfehlen Sie mich Ihrem Sohn!" rief ſie ihm luſtig nach.

Die richtige Alraunwurzel war es alſo nicht geweſen. Das Vertrauen ſank in Hadrian gänzlich.

Je unzufriedener Hadrian Hausler mit der neuen Mädchenlehrerin war, je zufriedener waren mit ihr andere. Die Bauernweiber fanden es ganz in Ordnung, daß nun auch ihre Töchter allerlei feine Handarbeiten ſollten lernen können. Auf der notigen Bauernſchaft werde doch nicht jede bleiben können, und um beſſeren Orts wo anheiraten zu können, wären ſolche Fertigkeiten gewiß ſehr wertvoll. Auch das Benehmen der Dirnlein war ſchon ein merklich anderes geworden. Sie waren geſprächiger und zuthunlicher gegen jedermann, ſeit ſie bei der grünen Lehrerin in die Schule gingen. Beſonders zufrieden

war der Lindwurmmichel. Und das war so. Der Michel hatte heimlich einen Schatz. Er thäte das Töchterlein des Riesleuthofers gern haben; das Mädel aber wollte nicht, wich ihm überall aus und gab auf seine Ansprachen gar keine oder eine trotzige Gegenrede. Schnippisch ab und ihres Wegs! Das war ein rechter Ärger gewesen, monatelang. Seit sie jedoch zur grünen Lehrerin ging, um schöne Handarbeiten machen zu lernen, war sie ganz anders. Und als der Michel sie jetzt unter dem Kirschbaum sah und errötend sie wieder einmal um ihr kleines Herz anging, da sagte sie ihm dreist und lachend ins Gesicht, den Büblein traue sie nicht, die wären alle falsch. Da hatte der Bursche leichtes Spiel. Wenn sie nur erst plaudern, dann steht dem Verständnis weiter nichts im Weg, falls einer nicht gar zu ungeduldig ist. Und das war der Michel nicht. Zum Heiraten war Zeit, er hatte noch gar kein Nest. Aber wissen will man's, die Seinige kennen will man, um sich nicht an andere Weibsleute hinauszuwerfen. Es war wohl schon die Rede davon, daß der Vater ihm den Hof verschreiben werde, und vielleicht bald. Na dann —

Sabin hatte es mit der Seinigen auch so weit gebracht, daß das Lisele gegen ihn zwar trotzig blieb, aber nicht davonlief, wenn er nicht fürwitzig war, sondern ernsthaft mit ihr redete.

Das Mädel war in den hübschen, freundlichen

und fleißigen Burschen heimlich so verliebt geworden, daß es — in süße Traumseligkeit versunken — den Hühnern anstatt Haferkörner aus dem Schustertrühelchen Schuhnägel hinstreute. Dem alten Lindwurmpaar fiel es wohl auf, und eigener Jugend gedenkend hat es ein zwiefaches Ja gesagt, als Sabin feierlich anfragte, ob im Herbst die Hochzeit sein dürfe. Als solches festgenagelt war, setzte Sabin seinen eigenen Kopf auf, den mit Eisen beschlagenen, und verbot dem Mädel, die Schule der Durassel zu besuchen. „In dieser Stick- und Strickschule," sagte er zum Michel, „wird die Zucht erstickt und das Mädel bestrickt. Ich, meinetwegen," setzte er schmunzelnd bei, „will das grüne Fräulein schon aufsuchen, nur nit die Mädeln hinlassen! Wir müssen trachten, daß wir die Person wieder fortbringen."

„Wie stellen wir das an?" fragte der Michel.

Sagte der Bursche mit geheimnisvoller Miene: „Es wird schon gehen!"

„Wie meinst du das?"

„Wir kriegen sie los," sagte der Sabin. „Wart nur, ich übernehm's, es wird schon gehen."

Das ging aber nicht so leicht. Der Durassel gefiel es in Sesam, wo sie von den Bäuerinnen gehätschelt und gefüttert wurde, und der Gemeindevorstand hatte auch nichts an ihr auszusetzen, er saß

gern da und ſchaute ihr zu, wie ſchön ſie ſtickte und ſtrickte, die Kinder in allerlei Künſten unterrichtete und mit ihnen ſeine Operettenlieder ſang. Er meinte geradeaus, je mehr ein junger Menſch lerne, je beſſer ſei es — und hatte damit ganz recht. Der bildungsfreundliche Mann wird demnächſt ſicher wieder gewählt.

Eines Morgens im Juni erhob ſich in Seſam eine förmliche Prozeſſion. Aus allen Höfen, über die Feldwege, durch die Hohlwege, den Rainen entlang, überall zogen die Reihen der Kühe und Kalben, der Stiere und Ochſen — weiß und braun, grau und geſprenkelt. Je die Vorderen hatten Blechglocken um den Hals und Kränze um die Hörner geſchlungen. Das ganze Thal war erfüllt von dem frohen Geſchell, Gebrüll der Rinder und Jodeln der Leute. Denn mit den Herden zogen die Hirten und Hirtinnen, Bauern und Knechte in mächtigen Wetterhüten, belaſtet mit Körben, Butten und Kraxen, mit Senſen und Hacken und anderm Werkzeug. Junge blühende Dirnlein auch und alte Mägde, unter Gekreiſch und Gelächter Ziegen, Schweine und Hühner vor ſich herjagend. Alle dieſe Reihen bewegten ſich höhenwärts, durch den Berggraben oder an ſteilen Waldwegen den Almen zu.

Eine der bunten Reihen kam am Hochkaſer vorbei. Das Liſele war darunter. Es hatte ein kurzes, blaues Kittelchen an und ein ſchneeweißes Hemd und einen gelben Strohhut auf. Aus dem roſigen Geſichtlein leuchtete die helle Bergfreude, denn im Sommer auf der Alm zu ſein, das iſt eines jungen Bauernherzens höchſte Luſt. Sabin ging hinaus, faßte das Glockenrind an den Hörnern, daß es ſtehen bleibe, und lud das Liſele ein, ins Haus zu treten

und zu sagen, wie das alles eingerichtet werden solle bis zum Herbst, wenn sie zurückkomme und bei ihm einkehre. Aber das Lisele that fremd. Es war kurz und kühl gegen den Burschen, fing mit ihren Kühen und Kalben an zu sprechen und trieb sie mit dem Birkenzweig an.

„Halt dich gut auf der Alm. Ich besuch dich einmal." So rief er ihr nach. Sie sagte nichts.

Dieser Abschied war nicht nach seinem Sinn. Daß sie so fortgehen kann und kein liebes Wort hat! Er klagte es dem Michel. Dieser antwortete schmunzelnd, das hätte er seinem Schwesterlein nicht zugetraut, daß es so schlau sei. Ein besseres Mittel, ihn recht bald bei sich auf der Alm zu sehen, hätte es nicht finden können. „Man lernt halt was bei der Mamsell."

Das alte Ehepaar auf dem Lindwurmhof hatte aber Bedenken. Ob es wohl in Ordnung sei, solch ein junges Blut auf die Alm zu schicken, in die einschichtige Hütte — monatelang! Wenn die Mutter auch der Meinung war, bei dem lieben Vieh, das sie um sich hätte, könne ihr so leicht nichts geschehen, der Vater war nicht beruhigt. „Wie jetzt überall die fremden Leut herumlaufen. Es geht nix mehr sicher auf der Welt. Überall verdächtige Stadtzodeln und glauben, Berg und Thal gehört schon ihnen. Und plangen nach den Weibsbildern. Alte, ich sag

dir's, mir grauſt. Ich denk, wir rufen das Mädel wieder heim."

„Mein Gott, das Kind hat ſich ſchon ſo gefreut auf die Alm."

„Ich glaub, 's iſt der Michel auch nix mehr nutz," ſagte der Lindwurm. „Viel zu viel thut er mir mit der Riesleuthoferiſchen um."

„Da möcht man noch nit einmal ſo arg greinen — weil ſie doch auch ſchon ſo viel als Verlobte ſind," meinte die Mutter.

„Na freilich, denen hältſt du wieder die Stange. So was hätt ich vor dreißig Jahren nur bei dir wagen ſollen! Da wär ich ſchon 's letzte Mal dein Verlobter geweſen. Grad weil ſie ſeine Braut iſt, ſoll er ſie ehren. Fürs G'ſpiel gieb's andere genug."

„So?"

„Ich hab mir halt immer gedacht, bei andern fürchtet man ſich vor der Schand, und um die Eigene thut's einem leid. Die iſt einem alleweil noch gewiß."

„Ich meine halt frei," verſetzte dann die Lindwurmmutter, „bei der neuen Nähterin lernen ſie nichts Gutes. Die Dirndln haben mir früher viel beſſer gefallen, eh ſie da hinüber Bildung lernen ſind gegangen. Schon gar die Riesleuthoferiſche! Wenn ſie dieſe Bildung nit wieder ausſchwitzt, dann thut er mir wohl erbarmen, der Michel. Was braucht eine

Bäuerin Tüchel ſticken und Bandel flechten und papierene Blumen machen? Das wird ein Trantſch! Wenn die mir bei der Hochzeit papierene Blümeln auf dem Gewand tragt, nachher lauf ich davon, ſo weit mich die Füße tragen. Und wenn ſie ſpäter, anſtatt brav zu arbeiten, mit Flitterwerk umthut und allerlei ſcheckige Fetzen an den Leib hängt, nachher läuft auch der Michel davon."

„Wirſt ſchon recht haben, Mutter. Dem Michel ſollſt es ſagen."

„Hab' ihm's eh g'ſagt. Wirſt noch denken, Michel, hab' ich g'ſagt, was ich g'ſagt hab'!"

Der alte Lindwurm kraute ſein graues Haar. Es war ihm ungleich ums Herz. Er wollte etwas vorbringen.

„Ob's wahr iſt, was man ſagt. Daß dieſes Frauenzimmer wegen ganz anderm ins Seſam gekommen wäre. Nit von wegen der Nähterei. Dem Hausler ſoll ſie nachgelaufen ſein, dem alten noch dazu."

„Mir iſt ſchon lang ſo was vorgegangen. Das ſind alles verdächtige Leut. Man kennt ſich nit aus. Gegen den Sabin kann man ja nix ſagen. Aber daß er dem andern ſein Bruder iſt!"

„Soll auch nit wahr ſein. Die Leut reden allerhand. Am End ſind wir doch zu voreilig geweſen mit dem Mädel."

Das waren so die besonderen Erwägungen des alten Lindwurmpaares, ihre Kümmernis bei Tag und ihre Schlafbrecher bei Nacht. Für Sabin standen aber der Michel und der Mediziner ein, diese sagten, wenn der Sabin mit dem andern, dem Hadri-Hadri, dick Freund wäre, dann hätten auch sie Bedenken. Aber das seien grundverschiedene Menschen, und einer hasse den andern.

Doktor Anton meinte, Hadrian Hausler wäre nicht mehr ernst zu nehmen. Mit dem gehe es rasch .... Wohin, das sagte er nicht.

Hadrian führte seine Selbstgespräche: „Ganz über alle Beschreibung langweilig! Es wiederholt sich alles, ganz dumm wiederholt es sich. Die Natur! Giebt es etwas Borniertes als die Natur? Wie sie sich alljährlich selbst nachäfft; in diesen verhimmelten Frühlingen, nicht ein einziges neues Motiv, nicht ein einziges. Und die Naturleute sind auch danach. Nicht einmal im Sündigen sind sie originell, immer der alte Trott, von Anfang bis ans Ende der Welt. Da lobe ich mir doch die Kulturmenschen. Die bringen Abwechslung in die Bude. — Vielleicht versuche ich's noch einmal. Wenn aber, dann — Abrechnung mit ihm! Ich werde schon drankommen. Ich werde schon Mut finden. O ja! Dazu werde ich den Mut finden."

Und eines Morgens war Hausler in großer Be-

drängnis. Es war der Milchbrei nicht gekommen. Im Stall röhrten die Kuh und das Maultier. Kein Sabin zeigte sich. Es ward Mittag, es ward Abend. Den Tieren hatte Hadrian Gras in den Trog geworfen, und für sich versuchte er, von der Kuh Milch zu bekommen. Die schlug seine Bemühung kurzer Hand oder vielmehr langen Fußes aus. Er war auf die Streu hingepurzelt. Dann wollte er Kartoffeln kochen, allein es gelang ihm nicht, Feuer anzumachen, auch waren keine Kartoffeln auffindbar. Endlich goß er in eine Schüssel Wasser, schnitt Brot hinein, gab Salz dazu. Er hatte schon bessere Mahlzeiten erlebt. Auch die Tiere waren unzufrieden, sie röhrten in ihrem Stall die ganze Nacht, es war ein Klagelied um den verschwundenen Ernährer. Aber Sabin erschien auch am nächsten Tage nicht, hingegen kam der Michel und betreute das Vieh.

Hadrian wußte sich nicht anders zu helfen. Er schlich hinab in den Lindwurmhof, zur rückwärtigen Thür hinein, und als er die Hausmutter nahen sah, sank er ohnmächtig zusammen. Damit erlangte er Labung, ohne gerade zu betteln. Als er gesättigt war, setzte sich der alte Lindwurm zu ihm an den Tisch und knüpfte ein Gespräch an. Er wollte es fein machen, um zu erfahren, welchen Leuten er eigentlich sein Kind zu geben im Begriff sei. Da brach es ganz ungeschickt los: „Was schaffen Sie denn

immer, Herr Hausler? Thun Sie auch immer einmal was Gutes?"

Hadrian schaute verblüfft und unsicher drein, dann entgegnete er: „Thue ich denn was Böses? Geht mir mit solchen Sachen! Gutes thun! Die Leut sollen sich bloß nichts Schlechtes thun!"

„Sper ausschaut der Herr!" redete die Lindwurmmutter drein. „Es muß doch die Luft nit gut thun, bei uns. Oder das Wasser."

„Das Wasser, Frau. Es war keine Milch dabei, und kein Kaffee. Nämlich — mein Sabin ist verreist."

„Sabin? Der Sabin? Ja, wohin denn?"

„Ich weiß es nicht. Schon zwei Tage lang."

Das Ehepaar schaute sich betroffen an. Was ist denn das? —

Hadrian ging über die Felder und Wiesen. Unsagbar elend war ihm zu Mute.

— „Daß er mich so peinigt! Ich kann ja nicht sein ohne ihn!" —

Dann schlich er durch den Waldschachen hinüber gegen das Haus des Zimmermeisters Christian. Vielleicht, daß dort jemand etwas von Sabin wußte. Vielleicht auch, daß — man soll sich aussöhnen. Es giebt ja keine Freundschaft, in der nicht manchmal ein Sturm vorgeht. Man soll allemal wieder Friede machen. — Als er durch das Thürchen der Um-

zäunung trat, kam ihm die alte Witwe mit gerungenen Händen entgegen.

„Wie hart es mich verfolgt!“ rief sie klagend aus. „Jetzt hab ich auf dieses Geld gewartet, wie aufs letzt' Stückl Brot. Und jetzt geht sie mir durch!“

„Wer geht durch?“

„Mit dem Stubenzins geht sie mir durch. Diese falsche Person, diese grünglasierte!“

Dann hat Hadrian den verlassenen Schauplatz angesehen. Eine Hutschachtel, bunte Papierabfälle, Bänderreste, Kehricht. Das Bett aufgewühlt, und die Lappen hingen auf den Boden heraus.

Hausler sagte nichts. Er ging wieder durch den Schachen, über die Felder und sang vor sich hin: „So, so. — So, so. Zu Zweien. Nicht übel.“ Dann schrieb er auf sein Blatt: „Jetzt kann er anfangen dort, wo ich aufgehört habe. So, so.“ — —

Damit schließen die Bücher der Firma Hausler und Kompagnie.

Und nun muß noch das Schelmenstück erzählt werden.

An Feierabenden, nach vollbrachtem Tagewerk war Sabin gern hinabgegangen in die Mädchenschule. Da gab's immer Schalkereien und Gesang und neckisches Geflüster. Auch andere Burschen der Nachbarhöfe fanden sich ein und thaten mit. Einmal sangen

ſie juſt aus der „Schönen Helena“ das Abſchiedslied des Königs Menelaus, da er nach Kreta geſchafft wird, als Sabin eintrat. Ob er nicht etwa der Prinz Paris wäre, fragte ihn Helene ſchelmiſch. Er verſtand nicht und antwortete, er ſei nie in Paris geweſen. — Sie betrachtete ihn glühend. Sie war ſchon im reinen. Anſtatt des andern wolle ſie dieſen nehmen. Denn einer der Hausler gebühre ihr entſchieden. Hatte Hadrian ſie einſt verſtoßen, ſo wolle ſie ihm nun ſeinen Liebling abſpenſtig machen. Aug' um Aug' — Zahn um Zahn — Hadri um Sabin!

Einfältig war er zum Küſſen.

Auf ihre Ermahnung, artig zu ſein, fragte Sabin, wie man denn das anfange? Statt aller Antwort blickte ſie ihn verliebt an. Er ſchmunzelte, daß an ſeinen braunen Wangen zwei Grübchen entſtanden. Dan drehte er mit zwei Fingern an den Bartflöckchen herum, die über den Mundwinkeln ſtanden, und flüſterte ihr ins Ohr, ſie möge ihre Sachen zuſammenpacken und an einem Frühmorgen oben beim Steinkreuz auf ihn warten. Das erſte Mal, als er ſo ſprach, traute ſie ihren Ohren nicht. Als er jedoch mit großer Ernſthaftigkeit verſicherte, daß er wirklich den ganzen „Krempel“ im Stich laſſen und mit ihr in ein ſchönes Land ziehen wolle, umarmte ſie ihn ſo plötzlich, daß er nicht mehr vorzubeugen vermochte und auf ja und nein ſein Geſicht voll Puder hatte.

Und mitten im Sommer, da man glaubte, Sabin würde all seine Hände hervorsuchen und arbeiten im Garten, auf der Wiese und auf dem Brandanger, sagte er zum Michel: „Sei so gut und schau einmal auf den Hochkaser zu meinem Vieh, daß es was zu fressen hat. Ich werde die grüne Prinzessin entführen."

„Thust du's wirklich?"

„Hurra, hurra, hop, hop, hop, geht's fort im rasenden Galopp!" deklamierte Sabin munter.

„Dem Lisele werde ich das nicht sagen dürfen?" neckte der Michel.

„Ich werde sie früher sehen als du." —

Das steinerne Kreuz ist eine der alten Pestsäulen wie man deren in der Gegend manche findet, als Buß- und Dankopfer aus Zeiten der Not. Es steht am hinteren Rain, wo die Sesamböden aufhören und die Waldberge anheben. Von dort aus geht der Weg durch Forste und Strüppe, über Matten und Steinkarre hinauf zum Bergjoch und jenseits desselben hinaus in das Rotwasserthal. An dieser Stelle also sind sie zusammengekommen, der Sabin und die Durassel. Es war noch die kühlfeuchte Morgendämmerung, und in den Kesseln und Mulden von Sesam lag weißer Nebel. Ein paar Vöglein waren schon wach, sonst alles still und feierlich. So feierlich, daß Sabin, als er noch allein den Rain entlanggging, den Hut abzog und seinen Morgensegen betete, wie ihn Mutter Kirchner einst gelehrt hatte und wie er stets that des Morgens, wenn er an die Arbeit ging. Wegen der Arbeit, die ihm heute bevorstand, war ihm ein wenig unheimlich. Er hätte lieber auf der Wiese Heu gemacht oder den Rest des Brandangers gerodet, auf dem er im Herbst Korn säen wollte. Aber — das heutige Tagewerk war notwendiger. Das Halbsonntagsgewand hatte er an, wie sie es tragen, wenn sie halb arbeiten und halb müßig gehen, oder auf Wallfahrten und weiteren Wegen. Sollte das doch eine Reise werden mit ihr — ins schöne Land! — Dort an der Säule stand sie. Den grünseidenen

Mantel hatte sie von oben bis unten zugeknöpft und den Zylinder mit einer roten Schleife unterm Kinn festgebunden. Das rötliche Haar umwucherte reich ihr Gesicht, das heute dem Sabin schmal und blaß und schmachtend vorkam. Am Arm trug sie ihr Bündel, das Sabin ihr sofort abnahm und am Stock über seine Achsel legte.

„Ich danke dir, mein Teurer," hauchte sie und hing sich in seinen Arm.

„Nichts zu danken," sagte Sabin und führte sie bergan durch Forst und Strupp.

Sie unterhielten sich nicht gerade schlecht unterwegs, aber auch nicht extra gut. In den ersten Stunden philosophierten sie. Der Mensch sei für Freuden erschaffen, darüber waren sie einig. Dann jedoch gingen die Meinungen auseinander. Sabin zählte zu seinen Freuden die milchende Kuh, den jungen Lindenbaum, den er vor dem Hochkaser gepflanzt hatte, und Kohlköpfe, recht schöne, große, buttergelbe Kohlköpfe. Die Durassel war verwundert, daß ein junger Mensch sich über solche Sachen freuen könne, sie wisse etwas ganz anderes. Sie warf Scheiter in den Ofen, aber es wollte nicht brennen. Sie brach Pechnelken und schmückte damit sein Knopfloch. „Das ist mein Hausorden, den verleihe ich dir in Gnaden. Verdient hast du ihn bisher nicht." Ihm fiel das Lisele ein, das trutzige. Wenn die so wäre. Nein

— Kirſchen, die ſelbſt vom Baum fallen, die läßt man liegen, und die ganz oben am Wipfel ſind, die holt man. Als es heiß geworden war, ſchlug ſie vor, auf der Matte zu raſten. Sie legte ihren Hut hin, lehnte ihr Haupt an ſeine Schulter, zupfte an ſeinem Ohrläppchen und fragte ihn, ob er das liebe. Er fand das Raſten verfrüht, da ſie noch nicht müde wären. Die Duraſſel hatte immer mit ihrem Mantel zu ſchaffen, mit ihrem Haar, an ihren Schuhen und war ſchwer weiter zu bringen.

„Wohin führſt du mich?“ fragte ſie ihn liebevoll.

„Du wirſt ſtaunen!“ ſagte er. „Denke zuerſt gerade einmal ins Rotwaſſerthal, dort iſt ein gutes Wirtshaus zum Ausruhen. Nachher fort in die ſchöne, weite Welt.“

„Haſt du Geld mit?“

„Wo frägt ein Liebespaar nach Geld!“

„Sei nicht geſchmacklos, Sabin.“

„Ganz unbeſorgt, Maid, wir haben nichts zu verlieren.“

„Alles iſt mir recht, weiß ich nur, daß du mich liebſt. Nicht wahr, Sabin?“

Es war ſchon hoher Mittag, als ſie auf den Paß kamen, wo das Jochwirtshaus ſteht. Dieweilen Sabin vor dem Hauſe ſtand und in die ſchroffen Berge des Rotwaſſerthals hinüberſchaute, an deren Scharten und Karen die Nebel hereingingen, hatte die Du-

raſſel ſich im Wirtshaus umgeſehen. Es gefiel ihr, und ſie wollte gleich eine Stube aufnehmen. Dann ſetzten ſie ſich in das dumpfig mürfelnde Gaſtzimmer und beſtellten zu eſſen und zu trinken.

Nun war in dieſem Jochwirtshaus ein junger, etwas verknitterter Menſch vorhanden. Der hatte noch keinen Schnurrbart und ſchon eingefallene Wangen. Hingegen war ſein braunes Haar auf den Glanz gefettet und über den Ohren ſichelförmig nach vorn geſtrichen. Es war der Kaufmannsſohn aus Oberbuſch, Ladislaus, auch der ſchöne Laufel genannt. Sabin war mit ihm ſchon von einer luſtigen Kirchweih her kameradſchaftlich. Ladislaus genoß den Ruf eines luſtigen, leichtlebigen Burſchen jener Gattung, die Unglück im Spiel und Glück in der Liebe hat. Der nun machte ſich bald an die neuen Gäſte, und auf Sabins Frage, wohin ſeine Reiſe gehe, gab er zur Antwort, das wolle er erſt ſehen. Einſtweilen ruhe er ſich über die heiße Mittagszeit im Wirtshauſe aus. Die Wirtshäuſer ſeien ihm nämlich zur Buße auferlegt worden. Im vorigen Jahr auf einer Wallfahrt habe ihm der Beichtvater aufgetragen, doch ja die ſchlechten Wirtshäuſer zu meiden. So müſſe er nun alle Wirtshäuſer daraufhin ſtudieren, ob ſie ſchlecht oder gut wären. Zum Beiſpiel das Staudenhanſelwirtshaus ſei ſchlecht, da frage der Wirt gleich allemal vorhinein, ob man Geld im Sack habe. Solche Frage ſei nachgerade

ſittenverderberiſch, denn ſie verleite zum Lügen. Das Jochwirtshaus hingegen ſei gut, weil er diesmal keinen Kredit brauche. Zum Beleg dafür zeigte er ſeine geſpickte Brieftaſche auf. So fröhlich plauderte der Ladislaus, dieweil er aus großem Glas abgeſtandenes Bier trank und an einem Zigarrenſtumpf ſog, der nicht recht brennen wollte. Er hatte ſich der Duraſſel gegenübergeſetzt; unter dem Tiſch die Beine ausſpreizend, über dem Tiſch vorgebeugt, ſo begann er der „fürnehmen Dame" den Hof zu machen. Die Duraſſel ward ſichtlich angeregt und zog ſich für ein kurzes Weilchen auf die Stube zurück, um eilig Wangen und Augenbrauen zu reſtaurieren.

Während ihrer Abweſenheit ſagte Sabin zum Ladislaus: „Freund, du könnteſt mir einen Gefallen thun." Dann rückte er nahe, um leiſer ſprechen zu können. „Ich bin eben daran, dieſes Frauenzimmer über die Grenze zu befördern. Du weißt warum. Nit der Männer wegen iſt es, aber der Weiber wegen. Biſt eh einverſtanden — gelt? Jetzt denk dir, ich hab hart Zeit, hätt notwendig auf der Alm zu thun. Sei feſch, Laufel, nimm ſie mir ab und ſpeditier ſie weiter. Freut's dich, ſo kannſt dich bezahlt machen dafür. Von mir kriegſt extra was."

Der Ladislaus ſann einen Augenblick, dann ſagte er: „Es gilt. — Wohin ſoll ich ſie denn bringen?"

„Wohin du willſt. Nur recht weit fort."

„Wenn ich sie aber dann nicht loskriege?"

„So giebst sie bei der Polizei ab. Ich hätt's auch so gemacht. Dann kommt sie auf den Schub in die Hauptstadt, wohin sie gehört. Ist's recht?"

„Recht ist's."

„Gut, dann hebe ich mich gleich auf die Socken. Vergnügte Reise!"

Als die Durassel in frischem Glanz wieder in die Gaststube zurückkam, war Sabin davon. Anfangs vergoß sie Thränen, dann klagte sie ihren Schmerz dem Lausel, geriet in Zorn und versicherte, so grundfalsch wie diese Hauslerbrut sei nichts, von der ersten bis in die neunte Hölle hinab. Der Lausel pflichtete teilnehmend bei, tröstete sie und machte sich erbötig, ihr Ritter sein zu wollen. Hernach aßen und tranken sie miteinander und wurden so vergnügt, daß sie beschlossen, die Reise fürder gemeinsam zu machen. Ladislaus gestand, schon lange vorgehabt zu haben, einmal in die Stadt zu reisen, diese gute Gelegenheit und liebenswürdige Reisegesellschaft wolle er sich nicht entgehen lassen. Er sei überhaupt im Begriff, endlich einmal recht brav zu werden. Dann beglich er die Zeche, gab der Kellnerin ein gutes Trinkgeld, nahm das Bündel seiner neuen Begleiterin an den Stock, ähnlich wie es früher der Sabin gemacht hatte. Hernach machten sie sich auf den Weg niederwärts gegen den Rotwassergraben.

Und Sabin — als er hinging über die grünen Matten, ſchlänkerte die Arme aus, wie ein befreiter Vogel, der die Flügeln blädert. Aufkreiſchen mußte er vor Luſt, er konnte gar nicht anders. Allerdings fiel dieſer Gang auf die Alm anders aus, als er ſich gedacht hatte. — Er ging über die Höhen hinan, einen Fußſteig entlang, der von Rinderklauen ausgetreten war. Erlbüſche und Wacholderſträucher bedeckten den Berghang. Dazwiſchen ging er hinan. Einen alten Wurzner begegnete er: „Geht's hier recht nach der Rauſchalm, wo die Seſamhütten ſtehen?"

„Recht geht's ſchon, aber weit iſt's."

„Wie weit?"

„Kunnt's nit genau ſagen. Wer gut geht, kommt halt früher hinauf."

„Dank ſchön für die Auskunft."

Geſtrüppe, ſteiniger Boden und immer ſo fort. Dann begann kahler Almboden, von den Kuppen nieder flogen leichte Nebelſchleier. Die erſteren kamen und verflogen, die weiteren Nachſchübe waren dichter, dunkler, und auf einmal fand Sabin ſich in feuchten Nebel gehüllt. Nicht fünf Schritt ſah er vor ſich. Sachte kam auch die Abenddämmerung, die Sabin ſchon in der Almhütte zuzubringen gehofft hatte. Raſcher ſetzte er ſeine Beine aus, die Viehſteige ver-

zweigten sich, verloren sich, er schritt aufs Geradewohl dahin. Im Nebel flackerte manchmal ein roter Schein auf, dem eine Art Röcheln folgte in der Luft. Im übrigen war es still, kein Lüftchen strich, und der Nebel lag unendlich da. Es war so finster geworden, daß der Bursche über den ruppigen Rasenboden stolperte. Beim roten Schein, der immer wieder aufflackerte, manchmal kurz und scharf, manchmal sachte und matt, war es, als wandle er in einer kühlen, feuchten Glut dahin. Nie sah er einen Strahl, immer nur den Wiederschein, der auf Augenblicke alles durchglühte. Auf unbekannter Höhe mitten in einer Wetterwolke. Sabin dachte nicht viel darüber nach, höchstens, daß es ihm hier immer noch lieber war als am Vormittag bei der Durassel. Er ging und ging. Seine Kleider waren feucht, obschon es nicht regnete.

Als er stundenlang umhergeirrt war in Nacht und Nebel, standen vor ihm im Feuerschein urplötzlich schwarze Riesengestalten. Es waren Schirmtannen. Bei den nächsten Schritten in der Finsternis prallte er an die Hüttenwand. Aber die rechte war es nicht. Einer jener Bretterschoppen war es, in dem das Bergheu gesammelt und aufbewahrt wird. Er tastete rings um die Wand und kam zum Thürchen. Es war halb offen, er kroch hinein und grub sich ins Heu, daß nur der Kopf frei blieb. Und wie

er sich wohlgemut dachte: das macht sich ja, und morgen werd ich die Richtige schon finden! da vernahm er vom andern Winkel her ein Geräusch.

„Wer ist da?" rief er scharf.

„Das habe ich gerade auch fragen wollen," antwortete drüben eine männliche Stimme.

„Ich gehe zu den Almhütten hinauf und will hier schlafen," sagte Sabin.

„Wohl auch ein Tourist?" fragte jener drüben mit merklichem Behagen. Vielleicht war es ihm lieb, in dieser Bergeinsamkeit eine mitfühlende Seele gefunden zu haben.

Sabin stutzte. Es war ihm, als kenne er die Stimme.

„Tourist? Nein, ich nit. Ich geh nur hinauf nachschauen," antwortete er.

„So, Sie sind von der Gegend," sprach der in der Ecke und begann Mißmut zu entladen: „Na, ich muß schon sagen, etwas gastfreundlicher wenn eure Senninnen wären, da oben auf der Rauschalm. Das ist ein intolentes Volk. Mit der Stallgabel hat mich so eine Hexe bedroht da drüben in den Hütten, als ich um Nachtquartier ersuchte. Und das nennt man Bauerngemütlichkeit. Wenn sie wirtschaftlich zu Grunde gehen, diese Hottentotten, so geschieht ihnen recht."

Diese Stimme! Diese Stimme! mußte Sabin

immer denken. Es war ihm, als habe er dieſen Laut oft ſchon mit Widerwärtigkeit empfunden. War es nicht — ſann er weiter und ſpannte ſeine Erinnerung an — war's nicht auf Finkenſtein? Gottsheilig und wahrhaftig ja, das iſt der Frang! Das iſt der durchgegangene Gutsverwalter Frang! Der lang Verfluchte und Geſuchte, dort in der Ecke liegt er. — Was iſt jetzt zu machen? Jetzt heißt's geſcheit ſein. Allein kann man mit ihm nicht anbinden. Und während man Helfer ſucht, fliegt der Geier ab. Locken muß man ihn, locken mit Hühnern. Aber die Stimme verſtellen und lügen, was das Zeug hält.

„Bei der Schoderhütte ſind Sie wohl nicht geweſen?" fragte Sabin mit leicht verſtellter Stimme, eine ſchalkhafte Lüſternheit ſpielend. „Wer ein gutes Nachtlager ſucht, der muß bei der Schoderhütte vorſprechen. Die Schoderſennin, die verſteht auch einen kleinen Spaß, wiſſen Sie."

„Hat wohl auch eine Stallgabel?" fragte jener angeregt.

„Haben thut ſie ſchon eine. Hat aber die Spitzen umgebogen und Haken daraus gemacht, zum Angeln — verſtehen Sie?"

„Wo iſt denn dieſe Schoderhütte?"

„Gar nicht weit von der Rauſchalm — gleich dahinter. Na, mir iſt's einerlei, und jetzt will ich ſchlafen."

Sabin ſagte kein Wort mehr, ſchlief aber nicht, ſondern lauerte. Der andere hatte ſich ein paarmal umgedreht im kniſternden Heu, dann war er ruhig und fing an zu ſchnarchen. Und Sabin wachte. Jetzt, dachte er, wenn mir der Spitzbub nicht auskommt, kann's eine Wendung nehmen. Beim erſten Tagesſchimmer wollte er auf und davon, um Leute zu holen, aber wo findet er ihrer? Wo ſind die Hütten? Der Riesleuthofer ſoll jetzt ſeinen Stadl eindecken auf der Rauſchalm. Da ſind ſicherlich Männer oben. Oder könnte man's nicht allein wagen? — Der Burſche hing dieſem Gedanken lange nach, kam aber doch zum Entſchluß, Helfer zu ſuchen, die ihn feſtnehmen. Eher als erwartet begann durch die Bretterfugen der Morgen zu ſchimmern. Sabin kroch aus dem Heu hervor, in dem er ganz trocken geworden war. Den andern hörte er tief ſchnarchen. Leiſe, mit aller Vorſicht kroch er über das gehäufte Heu, es war ſchon ſo licht, daß er ihn liegen ſah. Aber der Menſch lag auf dem Bauch, das Geſicht aufs Futter gelegt, daß es nicht zu erkennen war. Er war angekleidet, hatte die eine Hand auf dem Rücken liegen, die andere an der Seite. Wenn man — fiel dem Sabin ein — ihm die Hände jetzt auf den Rücken bände, während er ſchläft? Aber wenn er's am Ende doch nicht iſt! — Mit dem Knie griff der Burſche aus und ſchwang ſich noch näher hin, ſo

nahe, daß er genau den Kopf und das rotblonde Haar sehen konnte und das eine Ohr mit dem plattgebogenen Oberrand. Er war es, der Frang. Er war es ganz bestimmt und lag im tiefen Schlaf. Wenn der Mann einmal schlief, dann war's auch geschlafen, das wußte der Bursche von Finkenstein her. Sabin hörte auf zu denken und begann zu handeln. Leicht ergriff er die Hand, die auf dem Heu lag, bog den Arm sanft und sachte über den Rücken hin. Ein leises Zucken. Sabin wartete ein Weilchen und lauerte. Dann nahm er neuerdings die Hand und legte sie sachte, ganz sachte kreuzweis über die andere. Sie blieb liegen, wie er sie hingelegt und der Mann schnarchte. Nun löste Sabin seinen Leibriemen los, steckte ihn sehr vorsichtig unterhalb der Hände durch, schlang ihn um sie, schnallte ihn ein und zog langsam, aber sicher zusammen. Der Schlummernde zuckte mit den Armen. Sabin zog den Riemen mit scharfem Ruck fest, der Mann schnob, bewegte sich, wollte sich aufrichten — aber die Hände waren auf den Rücken gebunden, Sabin drückte ihn ins Heu zurück und sagte: „Guten Morgen, Herr Frang!"

Die Augäpfel des Erwachten drehten sich um sich selbst. Die Überraschung war so gewaltig, daß er in ein Wimmern ausbrach, das jedoch bald in ein Schnauben grenzenloser Wut überging. Rasend

arbeitete er, um loszukommen, die Arme renkte er sich aus, der Riemen blieb fest. Seinen mit Eisen beschlagenen Bergstock sah er in der Hand des Feindes. Als er Sabin erkannte, seinen Erbfeind seit jeher, stieß er einen schrillen Laut aus, ein abscheulicher Fluch konnte es gewesen sein, Sabin verstand ihn nicht und fragte auch nicht nach. Dann gab der Gefangene sich einstweilen auf und sagte kein Wort mehr. Er war eine zu praktisch angelegte Natur, um nicht zu wissen, daß in solcher Lage Geschrei und Widerstreben mehr schaden als nützen kann, weil es leicht Helfershelfer für den andern herbeilockt.

Der Morgen war sonnig, die Berggipfel ragten klar und scharf in den Himmel auf. Bei der Hüttenthür heraustretend, wollte Frang sich hinterher ducken. Da sagte Sabin: „Bitte, mein Herr, nach Ihnen! Sie müssen vorausgehen und so gut sein, mir den Weg nach der Rauschalm zu zeigen. Und sollten Sie etwa davonlaufen wollen, so kriegen Sie Ihren eigenen Stecken an den Kopf. Heut bin ich der Verwalter."

Noch andere Scherze fielen ihm ein, die er aber nicht zur Anwendung brachte, er wollte die polizeiliche Würde wahren, die ihm so unerwartet zugefallen war. Frang war in einem braunen Touristenanzug, am Lodenhut eine hochgeschwungene Hahnenfeder. Auch einen Rucksack hatte er bei sich gehabt, der war einst-

weilen im Heuschuppen geblieben. Scheinbar ruhig schritt er dahin, als hätte er das beste Gewissen. Sabin fand, daß Frangs Gesicht im Vergleich zu damals arg verwildert war. Der Gefangene lauerte. Seine Augen zuckten hin und her, um die Möglichkeit zum Ausreißen zu erspähen. Doch er erwog, welcher der beiden im Berglaufen wohl geübter sein mochte, und versuchte nichts, sondern ging gefügig den Rauschalmhütten zu.

Diese lagen bald vor ihnen am Fuß einer steinigen Kuppe. Bunte Herden mit ihrem Geschelle belebten den Hochboden. Auf einem der Hüttendächer saß ein Mann und nagelte Bretter fest. Ein anderer stand auf der Erde und reichte sie ihm hinauf. Das war der Riesleuthofer.

„Nit schlecht, daß gleich der Gemeindevorsteher da ist," rief ihm Sabin zu. „Da bring ich einen Herrn, der ins Zuchthaus gehört, bisher irrtümlich frei herumgegangen ist und Leut betrogen hat. Oha!" Das letzte Wort galt dem Frang, der plötzlich einen Seitensprung gemacht hatte gegen den Berghang hin. Sabin hatte ihn schon am Arm erfaßt und hielt ihn fest. Sie führten ihn in die Hütte, wo er sich auf den Trog eines Schleifsteins setzen sollte. Der Riesleuthofer setzte sich an den Herd, der Zimmermann mit dem bockigsteifen Lederschurz auf die Bank, der Hochkaserer, wie Sabin genannt wurde, auf einen

umgestülpten Kübel, und das Gericht begann. Sabin erzählte die Geschichte vom ungetreuen Verwalter auf Finkenstein. Sie machten nicht viel Umstände sondern verurteilten den Gutsverwalter Lebrecht Frang zu zwei — Gendarmen. Nach diesen wurde sofort ein Halter hinabgeschickt nach Rotwasser. Den gefesselten Delinquenten wollten sie mit Milch und Brot wirten; da er solches Mahl aber nicht eigenhändig zum Mund führen konnte, die angebotene Löffelzufuhr Sabins aber zurückwies, so wurde nichts daraus. Dann haben sie ihn in einen Stall gesperrt.

„Das hast wohl fein angestellt, Hochkaserer! Das hast tapfer gemacht!" lobte der Vorsteher.

„Wenn's aber der Rechte nit ist!" gab der Zimmermann zu bedenken, „wenn's ein Falscher ist?"

„Gerad weil's ein Falscher ist, ist's der Rechte!" lachte Sabin, der freilich allen Grund hatte, gut gelaunt zu sein.

Sollte er an diesem Tag der Gerechtigkeit einen Dienst geleistet und seinem Kompagnon Hadrian Hausler das veruntreute Gut zurückvermittelt haben, so durfte er nun füglich auch an seinen eigenen Vorteil denken.

Vor der Riesleuthoferhütte war ein Auflauf entstanden. Alle Halter und Almerinnen der Hütten

waren zusammengekommen, den Eingefangenen zu sehen, der um so interessanter war, als niemand recht wußte, welches Verbrechen er begangen hatte. Nur eine der Almerinnen war nicht zu sehen, und sie hätte doch so nahe gehabt von ihrer Hütte her, die dort auf der Matte stand. Sabin hatte sicher erwartet, sie werde kommen und seine Heldenthat bewundern, vor der er selbst erstaunte. Lob war ihm sonst zuwider, er fand Genüge am Werk allein; doch diesmal dürstete er nach Beifall aus ihrem Mund, schier als ob er seiner Sache nicht ganz sicher wäre. Aber das Lisele kam nicht herüber. So fand auch er es nicht für nötig, mit einem Besuch bei ihr sich zu beeilen. Er wollte thun, als ob er wichtigere Dinge zu verrichten hätte, und schleppte sich ein paar Stunden lang mit der ungeheuersten Langweile herum, bis er jählings in großen, schnellenden Sprüngen über den Moorboden hinlief und vor ihr stand.

„Mädel, jetzt bin ich da! Aber so lang mir doch dein Pratzerl her und sag: grüß dich Gott, mein Schatz!"

Sie barg ihre Hand unter die Schürze und that trutzig. Auf seine schalkhafte Anfrage, ob sie keinen Melker und Käser brauche, antwortete sie, er wäre nicht der erste, dem sie mit der Stallgabel den Weg zeige. Ihr derbes Gehaben machte ihn schier zaghaft, und erst als er demütig und kleinlaut vor ihr

ſo daſtand, wurde ſie zuthunlicher und fragte ihn, ob er Hunger habe.

Da kam von der Riesleuthoferhütte ein Halter gelaufen, der Hochkaſerer möchte doch ſchnell hinübergehen, es ſeien die Gendarmen da, und ſie wollten den Gefangenen frei laſſen, denn es wäre nicht der Richtige, es wäre ein ganz anderer! „Na, ich dank, da haſt du was Schönes angeſtellt!“ rief ſie aus. Sabin ſagte nichts, eilte davon. Als er hinüberkam, war aus der Hütte ſchon die laute, wütende Stimme zu hören. Der Verwalter ward juſt verhört, und wie er vorhin ſtumm und dumpf hingebrütet hatte, ſo entwickelte er jetzt eine mächtige Beredſamkeit, um ſich zu rechtfertigen und ſeine Entrüſtung gegen den gewaltſamen Überfall und den bübiſchen Eingriff in ſeine perſönliche Freiheit auszulaſſen. Er habe ſich über den beiſpielloſen Schurkenſtreich anfangs gar nicht faſſen können, nun aber verlange er ſelbſt das Gericht, um beweiſen zu können, daß er nicht Lebrecht Frang heiße, niemals Gutsverwalter auf Finkenſtein geweſen wäre, ſondern der Johann Krenn, Grundbeſitzer in Grübau an der Lehm ſei. Er wäre ins Gebirge gegangen, um Jungvieh zu kaufen, und wie man in dieſer Gegend argloſe Wanderer bei Nachtzeit meuchlings überfällt, das werde noch Aufſehen machen im Land!

„Mit dem haben wir uns geſchnitten!“ mur-

melte der Zimmermann dem Riesleuthofer zu, und dieser war dafür, den Mann sofort freizulassen. Da kam Sabin, schaute dem Verwalter Frang, dem rothaarigen Menschen, in sein von feinen Blutstriemchen durchzogenes Gesicht und sagte mit aller Sicherheit: „Nur zum Gericht mit ihm, ich fürcht mich nit. 's ist der Frang, der uns mit dem Geld durchgegangen ist."

Der Gefangene wandte sich an den Bauer: „Herr Gemeindevorsteher. Diesem verrückten Menschen gegenüber verliere ich kein Wort. Ich mache nur aufmerksam, daß Sie Unannehmlichkeiten haben werden!"

Sagte der Zimmermann: „Aha, jetzt redet er schon anders. Jetzt verlangt er nit mehr zum Gericht."

„Nur fort mit ihm," sagte der Riesleuthofer zu den Gendarmen. Diese fesselten ihn regelrecht und führten ihn thalwärts, jener unerfreulichen Niederung zu, wohin schließlich alle trüben Wasser laufen.

Hätte Sabin mit seinem zweiten Besuch in der Lindwurm-Almhütte sich etwas mehr beeilt, so würden sie nicht so in der eitlen Nacht haben nebeneinander sitzen müssen auf der Bank vor der Thür. Zum Glück war die Luft mild, und stand am Himmel der weiße Mond, der das junge Paar nicht aus den Augen ließ.

„Du hast wohl doch recht, Liserl, daß ich was Schönes angestellt habe!“ sagte er munter.

„Prahl' dich nit, daß dich der Herrgott einmal zu was Rechtem gebraucht hat.“

Sie schmunzelte aber doch, schien so weit ausgesöhnt zu sein, hatte nichts dagegen, daß er seine Finger in die ihrigen verschlungen hielt. Er erzählte ihr mancherlei aus dem Sesam herauf, besonders aber die Auswanderung der grünen Prinzessin und nun recht genau die Abfassung des Gauners Frang. Den letzteren Bericht behandelte er ausführlicher als den ersteren, und es war die Rede vom Schloß Finkenstein, von Hadri Hausler und seinen Sonderbarkeiten.

Das Lisele hob den Atem, als ob es etwas sagen wollte — that's aber nicht.

„Was wolltest du sagen?“ fragte er und lehnte seine Achsel an die ihrige.

„Aber, du drückst mich ja ganz auf die Seite!“ beschwerte sie sich. „Was ich sagen wollte? Ich hab

dich schon lang einmal fragen wollen, Sabin, wie stehst du denn eigentlich mit dem Hadrian Hausler? Ist das dein Bruder, oder wie?"

Der Bursche antwortete: „Lisele, mir ist's recht, daß wir davon reden. Aber denk dir, wie das närrisch ist. Ich weiß selbst nichts Rechtes. Es ist etwas, aber ich kann nit drauf kommen. Er hat oft angefangen darüber zu reden, ist aber allemal stecken geblieben. Er kann's nit sagen oder will's nit sagen — ich komm nit drauf. Zuerst hat er mich als Kutscher aufgenommen, nachher auf Finkenstein — das muß ich dir einmal alles genau erzählen. Daß er mich an Kindes Statt angenommen hat, hab ich dir schon gesagt. Weil ich ein Findelkind bin. Das eine Mal haben wir uns wie Vater und Sohn angeredet, nachher wieder als Bruder und so. Ich kenn mich selber nit aus, weiß kaum, wer ich bin und wie ich heiß. Hausler oder Kirchner oder wie. Meinetwegen, ich bin halt ich und nix weiter. Gelt? Gelt, das ist spaßig! — Wie noch das Vermögen da war, hat er für mich gesorgt, und jetzt sorg halt ich für ihn. Er hat ja sonst niemand. Sein Vater lebt noch, ist aber ganz mit ihm übers Kreuz, weißt."

„Sag mir, Sabin, hast du ihn gern?"

Da gestand er: „Es ist ein Fehler von mir.

Er hat mir's gewiß gut gemeint. Aber — es geht gegen meine Natur. Er ist so ganz anders. So ganz anders ist er. Ich versteh ihn nit, und er mich nit. Und doch wieder das Erbarmen. Er ist halt krank und wird mit Jahr und Tag schlechter. Und sonst auch — wie's halt geht, wenn einer verdorben worden ist. Schon in der Jugendzeit. Und wieder andere verdirbt. Kein Vertrau kann ich haben. Und dabei ist mir doch wieder so gewiß — ich weiß nit. Ist halt ein armer Mensch. Ist eine Zeit gewesen, wo er hat Gutes thun wollen, und ist's allemal zum Schlechten geraten. Ist grad, als ob er alles thät anstecken. Ein lauteres Elend mit ihm."

„Ist es wahr, daß er den Herzschwamm hat?" fragte das Mädel.

„Ins Arbeiten haben wir ihn bringen wollen," entgegenete Sabin. „Ich hab gemeint, das Arbeiten könnt ihm gut thun. Aber wenn's halt widerwillig geschieht, hilft's auch nix. Nur daß er mir den Brandanger rodet."

Darauf sie: „Das hab ich mir gedacht. Just wie du's gesagt hast, so hab ich mir's gedacht. Mir ist es gar nit recht, daß du neben seiner bist."

„Das macht mir so weit nix. Mich macht er nit besser und nit schlechter, als ich bin. Schon eher deinetwegen. Muß dir's wohl sagen, Lisele, das da-

mals auf der Haferfuhr, das kann ich nit vergessen."

„Fürcht dich nit. Lang wird er's wohl eh nimmer machen."

„Es kann auch sonst eine Veränderung nehmen," sagte Sabin. „Wenn er jetzt etwan sein Geld wieder kriegt, dann geht er ja fort — ins Stadtleben, wohin er gehört, und wir zwei," der Bursche legte seine Arme um ihren Nacken, „wir zwei sind allein. Liserl — ich wart schon hart auf dich." Er lispelte ihr's ins Ohr.

Jetzt stand ihr wieder das Trotzköpfel auf. „Was denkst denn eigentlich? Hast mich schon einmal ernsthaft gefragt, ob ich dich gern hab?"

„Ist nit nötig, weil ich's eh weiß," antwortete er ganz gelassen.

„Wenn du's schon für gewiß sagst, so wird's auch richtig sein," gab sie ebenso gelassen bei. „Ich bin dir mein Lebtag lang gut gewesen."

„Dein Lebtag lang kennst mich ja gar nit," lachte er.

„Ich kenn dich mein Lebtag lang. Einen Mann, den ich gern haben kunnt, hab ich mir nie anders vorgestellt, als du bist. — So, jetzt weißt es und jetzt geh! Gute Nacht!"

Des war er doch verblüfft. — „Geh? Gute Nacht? Aber Liſele! Wenn du mich gern haſt, wie kann denn das ſein?“

„Morgen, wenn die Sonn ſcheint, reden wir weiter.“

„Da braucht's keine Sonn und braucht's kein Reden ....“ ſagte er mit ſtockendem Atem, mit heißem Atem und ſuchte ihr Haupt an ſeine Bruſt zu drücken. Da ſtand ſie raſch auf und ſagte ſcharf und beſtimmt: „Bübel! Wir ſtehen heut nit anders miteinander als geſtern. Wenn wir im Herbſt zu einander in die Kirche gehen werden, will ich dir die Treue mitbringen — verſtehſt du? Will dir jetzt nit untreu werden mit dir ſelber. Wirſt froh ſein, ſpäter, wenn du weißt, daß du dich auf mich verlaſſen kannſt.“

„Aber ſchau, Liſele,“ ſchmeichelte er, „wir haben uns ja ſchon verſprochen.“

„Verſprochen, aber nit gegeben!“

Sie huſchte in die Hütte und ſchlug hinter ſich die Thür ins Schloß.

Sabin war nicht der Mann, ſich von dem erſten Mißerfolg abſchrecken zu laſſen. Er wartete ein Weilchen ganz ruhig, dann kniete er auf die Bank und zwängte den Kopf zum engen Fenſterchen hinein. Es ging bis knapp an die Achſeln und weiter nicht. Sie

drinnen im Gefühl ihrer Sicherheit packte ihn an beiden Ohren, drückte ihr Geſicht an das ſeine und gab ihm einen herzhaften Kuß. Dann ging ſie in ihre Nebenkammer. Der Burſche zog ſeinen Kopf mit den heißen Ohren und Lippen zurück. — Er ging zur Nachbarshütte, ſuchte auf dem Heu ein Lager und ſchluchzte vor Freude und Ärger.

Der Mond lächelte vergnügt. —

Am andern Morgen war auch Sabin vergnügt. Erstens, weil er gut geschlafen, und zweitens, weil er ein so tapferes Mädel hatte. „Schön Dank, Lisele!“ rief er noch zu ihrem Fenster hinein. Sie ahnte es wohl, das war der Dank für die geschlossene Thür, und in ihrem Herzen war es freudig.

Sabin hüpfte thalwärts, frisch wie eine Gemse, seinem Hochkaser zu, wo er gegen Mittag ankam. Dort im Stall war der Michel und fütterte das Vieh. „Ist der Bruder da?“ fragte Sabin hastig.

„Bruder Anton ist gestern nach Oberbusch übersiedelt. Denke dir, er hat dort schon zwei Patienten.“

„Aber den Hadrian meine ich doch! Eine Neuigkeit für ihn. Den Frang haben wir!“

„Den Frang habt ihr? Und den Hadrian suchst du? Aber der ist ja gar nit da. Der ist ja fort!“

„Wie fort? Wo fort? Wann fort?“

„Wir haben doch gemeint, daß er euch nach ist, dir und der Grünen.“

Die Stube war unordentlich. Auf dem Tisch der Milchtopf, im Winkel ein paar schiefgetretene Stiefel, in der Lade alte Wäsche und Schriften.

Das sah bedenklich aus. Dem Sabin gab's einen gelinden Stoß innerhalb des Brustfleckes.

„Wir müssen eilig dran, ihn zu suchen,“ sagte er und der Michel stellte sich dazu bereit.

Als im Bau des Hochkaser alles durchspäht war, suchten sie im Schachen, in der Schlucht, auf dem Brandanger. Dort stak der Spaten im Rasen und reckte seinen Stiel quer auf. Sie fragten in allen Häusern von Sesam, sie fragten in Oberbusch, im Rotwasserthal, in Gug, im Schloß Finkenstein umher. Sie mutmaßten, daß er von der Verhaftung Frangs gehört und sich beim Kreisgericht eingefunden haben könnte. Aber nirgends eine Spur. Auf Anfragen bei Herrn Leo Hausler in der Hauptstadt keine Antwort.

Dann ließ man amtlich suchen, mit Gendarmen, mit Steckbriefen und öffentlichen Kundmachungen. Hernach stand in den Zeitungen zu lesen, daß Herr Hadrian Hausler sich im Kreisgericht Riedberg einfinden möge zu einer bevorstehenden Gerichtsverhandlung gegen einen Johann Krenn, recte Lebrecht Frang, gewesenen Gutsverwalter auf Finkenstein. Alles vergebens. Hausler erschien nicht, und keine Spur war von ihm zu erforschen. Die Leute rieten nur noch auf die Wassertümpel. Der alte Lindwurm ließ den Sabin sagen, so lange, als dieses Geheimnis nicht aufgeklärt sei, gäbe es keine Hochzeit.

Sabin wurde zur Gerichtsverhandlung in Riedberg vorgeladen. Dabei kam allerhand zur Sprache, im übrigen ging es ziemlich einfach her. Lebrecht Frang wurde verurteilt zu acht Jahren Zuchthaus.

Von einem Ersatz der Veruntreuung auf Finkenstein keine Rede. Außer etlichen hundert Kronen — Schulden besaß der Mann nichts.

Im Herbst kam ein Urlauber aus der Hauptstadt zurück nach Sesam. Der erzählte, er hätte den Hadrian Hausler gesehen. In einem Unterhaltungslokal der Vorstadt. Die grüne Lehrerin habe er bei sich gehabt, auf dem Kopf schief gesetzt einen hohen Zylinder, im Mund eine lange Zigarre und in einem Aug ein Zwickglas. Sabin meinte, nun könne man wohl das Suchen einstellen und die Hochzeit veranstalten. Da kam eine andere Nachricht. Professor Dr. Berthold schrieb an seinen Bruder Michel über einige Familienangelegenheiten und wußte nebenbei auch etwas von dem verschollenen Hausler. Der sei in einer Irrenanstalt gewesen, eines Tags aus ihr entflogen, in die Wohnung seines Vaters, des alten Rentiers Leo Hausler, gedrungen. Dort habe er die Jagdflinte ergriffen, und weil der Alte abwesend, auf dessen Marmorbüste geschossen. Die Kugel sei zurückgeprallt an seinen eigenen Kopf. Dann sei er in ein Spital gebracht worden.

Als der Sabin diese letzte Nachricht hörte, ward ihm seltsamlich — ganz anders, als je früher einmal in seinem Leben. Nicht lange besann er sich. Den Hochkaser übergab er der Sorge des Schwagers und der Braut, und dann ging er auch davon.

Auf dem Kutschbock hatte er die große Stadt einst verlassen, zu Fuß zog er jetzt wieder ein. Die Füße hatte er sich wund gegangen und die Lunge halb lahm geschnauft. Nach vielem Umfragen fand er das Spital, in dem sein — Kompagnon lag.

„Ach, der Mann mit dem Loch im Kopf," so bezeichnete ihn einer der graukitteligen Wärter. „Im Saal 3, Bett Nummer 73. Aber der Herr Doktor wird's nicht erlauben."

„Was wird er nicht erlauben?"

„Da kommt er ja gerade, der Herr Doktor."

Sabin fragte den hageren, schwarzbärtigen Mann, ob er den kranken Herrn Hausler sprechen könne.

Der Arzt ersuchte ihn, mit in sein Zimmer zu kommen.

„Wenn es möglich ist," sagte er, „so können Sie auf einen Augenblick zu ihm hineingehen. Er wird Sie kaum erkennen. Es steht schlecht mit ihm." Dann erzählte er, wie Hausler vor zwei Wochen bewußtlos in die Anstalt gebracht worden war. In einem so armseligen Zustand, daß niemand in ihm den Sohn des reichen Hausler hätte vermuten können. Niemand kümmere sich um den armen Menschen. Seit Tagen schwebe er zwischen Leben und Tod. Sein Sinn sei zumeist umnachtet, er phantasiere viel, rufe allerhand Namen und liege dann

wieder dahin. Im Kopf habe er eine Schußwunde, die geheimnisvoll sei. Er habe darüber ausgesagt, der Alte hätte auf ihn geschossen — man verstehe das nicht. Sein Vater sei auf Reisen, zur Zeit unbekannt wo.

Nach ähnlichen Vorbereitungen begleitete der Arzt den Burschen durch düstere, mit Jodoformgeruch erfüllte Krankensäle. Im dritten Saal, in einer langen Reihe von Betten mit blassen, eingefallenen Leidensgesichtern bemerkte Sabin sofort das richtige. Das fahle Gesicht mit dem wirren Bart war wie bei einer Leiche, die fleischlose Haut vermochte die Schädelform nicht mehr zu mildern. Nun schlug er die Augen auf, starr und stechend blickte er den Burschen an, der vor ihm stand.

Sabin hatte seine dürre, heiße Hand erfaßt, beugte sich über ihn und sagte leise: „Erkennst du mich, Vater?"

Da verzerrte sich des Kranken Gesicht zu einem leichten Lächeln. Seine Brust hob sich und er sprach: „Du bist mein Sabin." Mehr verwundert als erregt schaute er den Burschen an. „Wieso denn, daß du zu mir kommst, Sabin? Hast du nicht auf dem Rübenfeld zu thun?"

„Nein, lieber Vater, auf dem Rübenfeld hab ich jetzt nichts zu thun. Ich bleib bei dir, bis du gesund bist."

Der Kranke betaſtete ſeine Finger: „Das iſt er. Das iſt mein Sabin. Siehe, ich hab auf dich gewartet.“

Der Arzt war erſtaunt über die faſt behagliche wache Ruhe des Patienten. Er trat ein wenig zurück. Als der Kranke lange und unverwandt auf den Burſchen geblickt hatte, ſchien es, als hebe etwas in ihm an zu beben; zu ſchluchzen begann er, während der Burſche zärtlich ſein Haupt ſtreichelte und mit vor Bewegung gepreßter Stimme ihn immer wieder Vater nannte — als ſei Verſäumtes nachzuholen.

„Lange habe ich warten müſſen, mein Junge,“ ſtammelte Hadrian und ſchmachtete nach ſeiner Lippe. „Dich allein. Nur dich ganz allein. Dich hab' ich lieb . . .“

Der Doktor trat dazwiſchen und mahnte, den Beſuch abzubrechen.

Sabin löſte ſich ſanft los. „Um dich zu ſchonen, Vater. Um dich zu ſchonen. — Wir ſehen uns ja jetzt jeden Tag. Ich bleibe da, bis wir beide miteinander heimfahren können.“

Sabin nahm im Krankenhaus ein großes, ſonniges und bequem eingerichtetes Zimmer erſter Klaſſe auf, mit zwei Betten. Er bat den Arzt, den Kranken ſofort dahin übertragen zu laſſen. „Pflegen,“ ſagte er, „werde ich ihn ſelbſt, bis er wieder geſund iſt.“

„Gesund?“ entgegnete der Doktor. „Gestern noch hätte mir das unmöglich geschienen. Heute — Wir dürfen in der That hoffen . . .“

Ein Wärter kam geeilt und berichtete: „Herr Doktor! Der Patient Nummero dreiundsiebzig soeben verschieden.“ — — —

Als Sabin nach dem Begräbnis zurückgekehrt war ins Sesam, sagte er nicht, daß er ihn verloren, vielmehr, daß er ihn gefunden hätte. Der Tote jetzt war ihm mehr, als der Lebendige je gewesen. Was ihm an dem unseligen Mann früher verächtlich erschienen, das sah er jetzt als eine Seelenkrankheit, an der — in ähnlichen Kulturverhältnissen und von der Treulosigkeit der Mitmenschen vergiftet — gar mancher litte und verkomme. Im Grunde war's ein Mensch gewesen, mit gutem Willen und einem heißen, in Weltlust lahm gewordenen Herzen. Wer hätte geahnt, daß in diesem noch Liebe war, Liebe, lebendig begraben und verschmachtend! Ihr letztes Aufglühen hatte dem Burschen ein Licht gebracht.

Und auch uns hat dieses Schicksal gezeigt, daß ein Mensch, dessen Seele von Weltgift zerfressen ist, nicht in die ländliche Natur zurückkehren kann und soll.

Von der Doppelhochzeit im Lindwurmhof ist weiter nichts zu sagen, als daß dabei zwei Zentner Pulver verpufft und die letzten Vorräte des alten Edelhofs gründlich aufgegessen wurden. Aber wie der Sabin und der Michel zugreifen in der Wirtschaft, besteht kein Zweifel, daß Kisten und Kästen sich bald wieder füllen werden. Professor Berthold, der Übermensch, hatte bei der Hochzeitstafel Übermenschliches geleistet. Und da war er am zweiten Tag des Gelages auf die wunderliche Idee gekommen, die Lebensgeschichte des unseligen und nun seligen Hadrian Hausler herauszugeben.

„Dann, Bruder, vergiß nicht, auf den Einband des Buches einen Totenschädel zu zeichnen," sagte Doktor Anton, „denn es ist — Weltgift."

„Totenschädel!" gab der Professor zurück. „Behalten der Herr Doktor dieses Wappen gefälligst für sich. Ich gebe zu meinem armen Hadrian den frischen Sabin. Das ist Gegengift."

Doktor Anton schwenkte sein Sacktuch zum Fenster hinaus und rief lachend:

„Losknallen, meine Herren, der Professor hat endlich einmal einen vernünftigen Gedanken!"

Da krachten die Böller.

Ende.

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Peter Rosegger's Ausgewählte Schriften

Oktav-Ausgabe in 30 Bänden — Band 1—20.

Elegante Ausstattung br. M. 50.—. — **In geschmackvollem Prachtband** (in grüner oder roter Farbe) M. 74.—.

Inhalt:

Das Buch der Novellen, 1., 2. u. 3. Band. — Die Schriften des Waldschulmeisters. — Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. — Die Aelpler. — Volksleben in Steiermark. — Heidepeters Gabriel. — Waldheimat, 1., 2. Band. — Feierabende: Sommerabende, Winterabende. — Am Wanderstabe. — Sonntagsruhe. — Dorfsünden. — Meine Ferien. — Der Gottsucher. — Neue Waldgeschichten. — Das Geschichtenbuch des Wanderers, 1., 2. Band. — Bergpredigten.

Preis des Bandes br. M. 2.50, eleg. geb. M. 3.70.

Band 21—30 br. M. 44.—. — In geschmackvollem Prachtband M. 52.—.

Inhalt:

Band 21. Höhenfeuer. Neue Geschichten aus den Alpen. — Band 22. Allerhand Leute. — Band 23. Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. — Band 24. Martin der Mann. Eine Erzählung. — Band 25, 26. Der Schelm aus den Alpen. Allerhand Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren. Zwei Bände. — Band 27. Hoch vom Dachstein. Geschichten und Schildereien aus Steiermark. — Band 28. Allerlei Menschliches. — Band 29. Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. — Spaziergänge in der Heimat. Nebst einem Anhange: Ausflüge in die Fremde.

Preis des Bandes br. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.20.

Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich.

Miniatur-Ausgabe.

Waldheimat. 1. Band. Kindesjahre. 3. Auflage. — Waldheimat. 2. Band. Lehrjahre. 3. Auflage. — Die Schriften des Waldschulmeisters. 13. Auflage. — Das Buch der Novellen. — Erste Reihe. 5. Auflage. — Das Buch der Novellen. Zweite Reihe. 5. Auflage. — Heidepeters Gabriel. 4. Auflage. — Die Aelpler in ihren Wald- und Dorftypen geschildert. 4. Auflage. — Der Gottsucher. Ein Roman. 4. Auflage. — Sonntagsruhe. 4. Auflage. — Dorfsünden. 4. Auflage. — Das Volksleben in Steiermark. 6. Auflage. — Höhenfeuer. 3. Auflage. — Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. 6. Auflage. — Allerhand Leute. 4. Auflage. — Geschichtenbuch des Wanderers. 3. Auflage. — Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. 4. Auflage. — Neue Waldgeschichten. 6. Auflage. — Hoch vom Dachstein. Geschichten und Schildereien aus Steiermark. 3. Auflage. — Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. 4. Auflage.

Preis des Bandes in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt M. 4.—.

Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich.

Peter Rosegger's Ausgewählte Werke

Pracht-Ausgabe. Lexikon-Format.

Mit 900 Illustrationen von **A. Greil** u. **A. Schmidhammer.** In 6 Original-Prachtbänden in grüner, roter oder brauner Farbe, à Bd. M. 7.50.

Einen neuen, reich illustrierten Verlagskatalog liefert die Verlagshandlung jedem Interessenten gratis und franko.

* * * Verlag von L. Staackmann, Leipzig. * * *

Sonnenschein. Von Peter Rosegger. 29½ Bogen. 8°. Brosch. ℳ 4,—; in Originalband ℳ 5,—. **16. bis 18. Tausend.**

Inhalt: Vorwort. — Waldsonnenschein. — Wie der Lehrer Constant seinen Bruder glücklich macht. — Der Mann mit den sechs Händen. — Die Kreuzhütten-Buben. — Die Familie Nagerl auf der Bergpartie. — Maigewitter. — Die Männerwahl. — Null Annerls Hofstaat. — Die Komödie des Todes. — Der Waldbauer, dieser Dodel! — Schneiderliebe. — Der singende Schabelwirt. — Das reiche Waldschulmeisterlein. — Auf der Waldwiese. — Der Keuchen-Ferdl. — Der schlaue Bürgermeister. — Ein Ehehindernis. — Eine Vorlesung im Salon der kleinen Martha. — Lose Stubengenossen. — Wie die Müllersleute aus Halbenkrug ins Heilige Land pilgerten. — Den Zug versäumt. — Die Feinde. — Mein Vetter, der Türke. — Onkel Sonnenschein.

Berner Bund sagt u. a.: Aber gute, heitere Zuversicht, wie sie einem lebenstapferen und lebensweisen Manne natürlich ist, bildet die Grundstimmung der fein und liebenswürdig erzählten Geschichten.

J. Erler, Altenburg schreibt: Überall strahlt uns aus seinen Selbsterlebnissen und aus seinem, dem reichen Innern entquollenen Schöpfungen der Sonnenschein warmer Lebensfreude und packenden Humors, zu dem sich eine sonnige Darstellungskraft, eine geradezu dramatische Kraft gesellt, entgegen.

Westermanns Monatshefte: Wenn wir einen Band von P. Rosegger in die Hand nehmen, so umhaucht uns alsbald die köstlichste, erfrischende Waldluft. Die Stadtgeräusche schweigen, das Land nimmt uns in seine kräftigen, gesunden Arme, wir atmen Freude und Sonnenschein. . . . Die herzhafte Freude an der Welt und dem Leben durchleuchten diese fünfhundert Seiten mit Waldsonnenschein. . . . Was den Volkserzähler macht, das ist Rosegger bis heute in unveränderter Kraft treu geblieben: er hat das sichere Gefühl für das Echte und Gesunde im Menschenleben, er packt fest und sicher zu, er weiß, wie keiner neben ihm, episch zu erzählen, so wenig er sich wohl auch jemals um die „Kunstformen" bekümmert hat.

Kartäusergeschichten. Von Otto Ernst. Novellen und Skizzen. 2. und 3. Tausend. 14½ Bogen. Schmal 8°. Brosch. ℳ 2,50; in Originalgeschenkband ℳ 3,50.

Inhalt: Der Kartäuser. — Anna Menzel. — Die Kunstreise nach Hümpeldorf Humoreske. — Ein Einschleicher. — Hans im Glücke.

Hamburger Post schreibt u. a.: O. Ernst bewährt sich auch als Novellist, als der feine und scharfe Beobachter des Kleinlebens, und zwar nicht nur des äußeren, sondern auch des innerlichen. Die seelischen Stimmungen weiß er ebenso meisterhaft wiederzugeben, wie er das Detail einer Zimmereinrichtung, das Leben der Groß- und Kleinstadt, das Entsetzen bei Einbruch einer allgemeinen Not zu schildern versteht. . . .

Internat. Litteraturberichte, New-York. . . . Wir können auch über dieses Werk nur das alte Urteil wiederholen, fein, humoristisch, gemütvoll.

DYRSEN & PFEIFFER
NEW YORK
429 FIFTH AVENUE